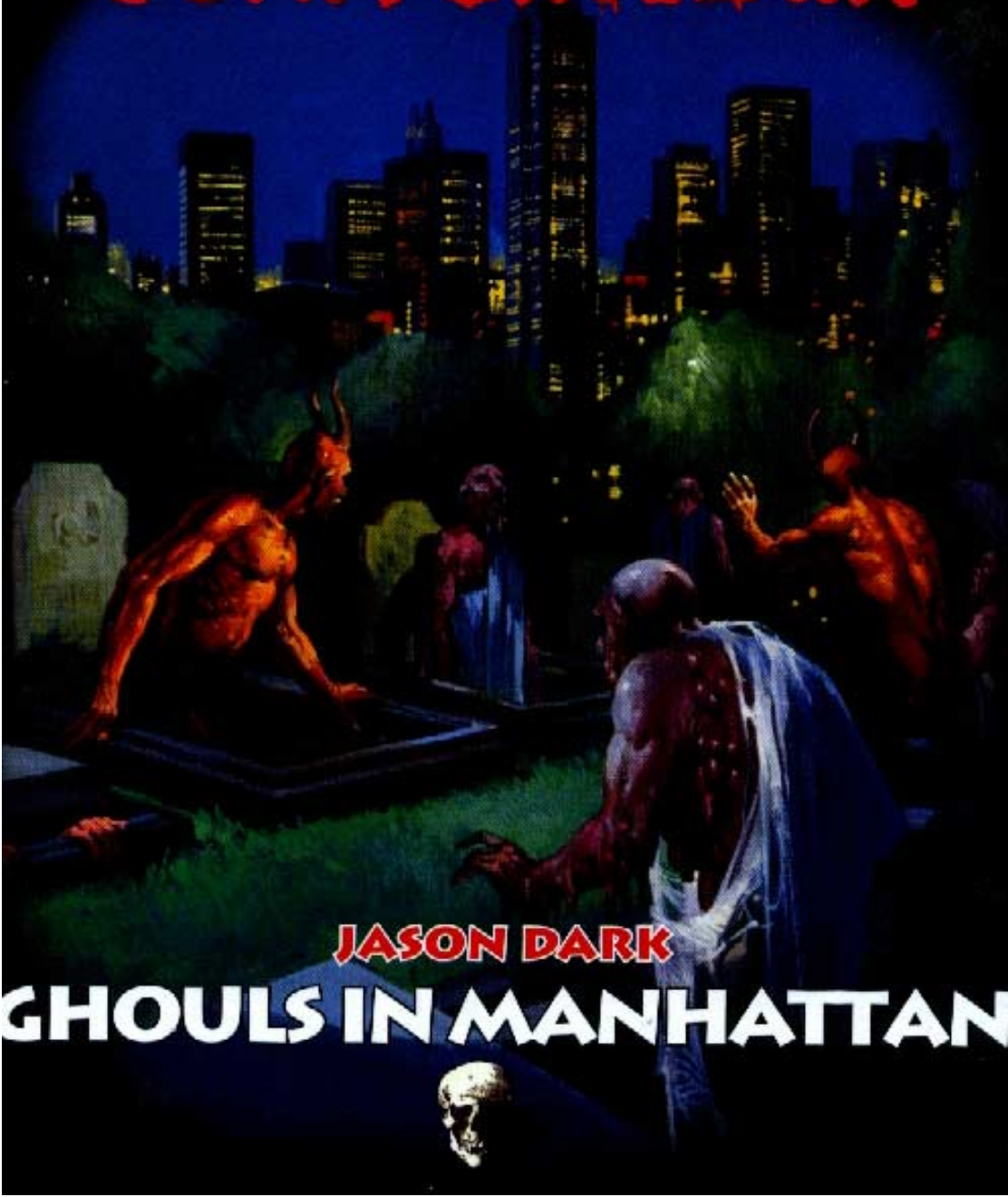


GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR



JASON DARK

GHOULS IN MANHATTAN

John Sinclair 21 - Ghouls in Manhattan

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei-Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Rainer Delfs und Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Liebe Leserin, lieber Leser!

Dieser neue Band der WELTBILD SammlerEdition JOHN SINCLAIR beinhaltet abermals ein Taschenbuch, das für die Entwicklung der Serie eine große Bedeutung hatte, denn in ihm beschrieb ich, wie die Mordliga des Dr. Tod ihr letztes Mitglied, das sie schon so lange gesucht hat, endlich findet.

»Ghouls in Manhattan« lautet der Titel des Taschenbuchs und ersten Romans dieses Bandes.

Wie lange haben Dr. Tod und seine furchtbaren Mitstreiter schon nach Xorron, dem Herrn der Zombies und Ghouls, gesucht! Überall auf der Erde haben sie Spuren verfolgt, Untote und Ghouls befragt, doch der Ort, an dem Xorron auf seine Erweckung wartet, scheint niemandem bekannt zu sein. Dann hat Dr. Tod von zwei alten Ghouls, die in den Tunneln der Londoner U-Bahn hausen, erfahren, daß sich Xorron in New York befinden soll! Dr. Tod sieht sich endlich am Ziel. Er hat schon lange vor, sich seiner Herrin Asmodina zu entledigen, aber dazu braucht er eine vollständige Mordliga. Mit Xorron kann er seine finsternen Pläne endlich in die Tat umsetzen.

John Sinclair erfährt erst davon, als ihn der G-man Jo Barracuda, den er aus Florida kennt und der nach New York versetzt wurde, in London anruft und von Ghouls berichtet, die New York unsicher machen. Er fliegt sofort mit Suko hin, um das neue und letzte Mitglied der Mordliga auszuschalten, bevor es die ersten Untaten verüben kann.

In New York lernt John einen weiteren G-man kennen, dem er im Verlauf der weiteren Serie noch oft begegnen wird, wenn ihn ein Fall nach New York führt: Abe Douglas. Gemeinsam verfolgen sie Dr. Tod und den auferstandenen Xorron.

Die beiden anderen Romane dieses Bandes sind ein Zweiteiler mit den Titeln »Mannequins mit Mörderaugen« und »Horrortrip zur Schönheitsfarm«. In diesen dramatischen Romanen taucht wieder das Vampirblut der Fariacs auf. Ein verbrecherischer Arzt hat es zu Vampirpillen verarbeitet und sucht sich als Versuchskaninchen ausgerechnet Jane Collins, Sheila Conolly und Shao aus, die nach Paris geflogen sind, um sich eine Modenschau anzusehen.

Während der Entführung, die John und Suko nicht verhindern können, geschieht etwas Entscheidendes für die Mordliga. Lady X, die Terroristin, wird von dem Gas, mit dem die Mordliga die Besucher der Modenschau betäuben, ebenfalls ohnmächtig. Diesen Zustand nutzt ein blutdurstiger Vampir aus, beißt sie und saugt ihr das Blut aus.

LadyX ist nun ebenfalls zu einem Schwarzbliuter geworden. Als Vampirin wird sie in Zukunft noch große Pläne entwickeln ...

Liebe Sinclair-Freunde, Sie sehen, es gibt immer wieder neue Überraschungen in der Sinclair-Serie. Für John und seine Freunde wird der Kampf immer härter. Dr.Tod steuert auf sein großes Ziel zu, einen Teil der Hölle zu übernehmen, indem er Asmodina ausschaltet. Doch dazu braucht er einen Verbündeten, denn er weiß, daß er allein gegen Asmodis, den Herrscher der Hölle, auf verlorenem Posten steht.

Freuen Sie sich schon auf die nächsten Bände dieser Sammleredition, in der die Mordliga das Sinclair-Team auf dramatische Art und Weise in Atem hält.

Jason Dark

GHOULS IN MANHATTAN

New York!

Traumziel erlebnishungriger Touristen - Weltstadt. Wolkenkratzer, Verkehr, Unruhe, Geschäftigkeit. Ein brodelnder Hexenkessel, Schmelztiegel der Nationen.

Glanz und Elend liegen dicht nebeneinander. Auf der einen Seite die Welt der Mode, der Finanzen und des Show Business, auf der anderen finstere Slums, Rassenhaß, nackte Gewalt und Terror. Verbrechen sind an der Tagesordnung. Überfälle, Morde, kaum noch zählbar.

New York ist ein Moloch, der alle frißt.

Seit Monaten beherbergte dieser Moloch einen schrecklichen Gast - Dr. Tod!

Der Wind kam von Osten. Über den East River fuhr er und fiel wie ein zuschnappendes Raubtier ein in die Straßen der South Bronx. Er fegte durch die Gassen des Elends, wirbelte Staubfahnen hoch, Papier und Abfall. In den Häuserschluchten fing er sich, in abgerissenen oder halb zerstörten Gebäuden, wo die leeren Fensterhöhlen wie die herausgerissenen Augen eines Ungeheuers wirkten.

Heiß war der Wind. Heiß und schwül. New York stöhnte unter der Hitze, sie war allgegenwärtig und erinnerte manchmal an einen gewaltigen Schwamm, der sich über die Menschen gelegt hatte und sie einfach leer saugte.

Die Reichen hatte ihre Apartments und Wohnungen nicht umsonst mit Klimaanlage ausgestattet. Sie saßen dort im Kühlen oder fuhren an den Strand von Long Island, wo sich das Klima noch einigermaßen ertragen ließ.

Aber die anderen, die Armen, die mußten in ihren Löchern sitzen und die Hitze ertragen. Jedes Grad steigerte die Emotionen. Da wurde der Haß noch mehr angeheizt, da gab es wegen einer Nichtigkeit die größten Streitigkeiten, da blitzten die Messerklingen oder krachten Revolver.

Die Slums in der South Bronx oder an der East Side verwandelten sich in Hexenkessel.

Es gab Verletzte, es gab Tote. Die Polizei hatte Großeinsatz, aber

auch sie konnte nichts machen. Manchmal faßte sie einen Gangster, doch es war nicht mehr als der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein. In New York wuchsen die Killer nach. Manche lebten wie die Maden im Speck. Da waren die großen Bosse, die es überall gab. Schon ein kleiner Straßengang-Führer konnte sich als König fühlen, wenn er sich in seinem Reich bewegte. Da war er der King, wenigstens entlang der Häuserzeile, doch eine Straße weiter herrschte ein anderer.

Darüber standen dann die härteren, die Kings des Viertels. Sie verließen sich nicht nur auf die Messer oder Schlagstöcke, sie schossen bereits. Ihren Weg nach oben zeichneten Tote und Verletzte. Und der Moloch New York hatte für jeden Platz. Wenn Manhattan unter der Sonne kochte und die Emotionen ins Unermeßliche stiegen, dann hatten die Killer, Dealer und Mugger Saison.

Auch in der South Bronx!

Dort befand sich das schlimmste Elendsviertel der Millionenstadt. Kaum ein Haus sah aus wie früher. Die meisten waren leer, ausgebrannt, mit beschmierten Fassaden, ohne Dächer, aber als Unterschlupf für die kleinen Street Gangs ausgezeichnet.

Meist lagen die Straßen leer. Autowracks zierten sie. Mülltonnen waren umgekippt. Ihr Inhalt vermischte sich mit dem Schutt verfallener Bauten.

Manchmal erinnerte die South Bronx an die gespenstische Kulisse eines Science-fiction-Films.

Polizei gab es kaum. Und wenn, dann fuhren die Beamten nur in Zweierstreifen durch das Viertel. Sie mußten immer damit rechnen, von einer Kugel aus dem Hinterhalt getroffen zu werden.

Es waren die Meilen des Elends, des Terrors, der Gewalt.

Wenn die Hitze besonders drückte, dann blieben die Menschen zu Hause. Auch Killer, Diebe und Mörder hockten in ihren Löchern und trauten sich kaum hervor, denn jeder Schritt, jede Bewegung bedeutete Arbeit. Und so etwas haßten sie.

Jeder Tag hatte einen Abend. Wenn die Dämmerung kam, dann erwachten sie. Dann kamen sie aus ihren Löchern, und die sonst so tote South Bronx begann plötzlich zu leben.

Am Tage konnte man den Eindruck haben, daß es überhaupt

keine Elektrizität gab, um so mehr mußte sich ein Fremder wundern, daß mit Beginn der Dämmerung Leuchtreklamen zu sehen waren. Es gab Lokale in der South Bronx.

Ein Normalbürger würde sich hüten, die Dinger zu betreten, und auch bei erlebnishungrigen Touristen hatte es sich inzwischen herumgesprochen, daß man die South Bronx am besten mied. So waren und blieben Totschläger, Dealer, Killer und Süchtige unter sich. Und wenn sich doch mal einer verirrte, wurde er ausgenommen und konnte von Glück sagen, wenn ihm nicht irgendeiner eine Kugel in den Kopf jagte oder die Kehle durchschnitt.

Die Bar, in der um punkt 21 Uhr das Licht angeknipst wurde, lag an der Ecke. Das Haus darüber war seltsamerweise nicht zerstört worden. Sogar Fensterscheiben gab es. Sechs Stockwerke hoch. Das hatte seinen Grund, denn einige Bosse brauchten Quartiere, um mit ihren Mädchen hin und wieder zu verschwinden. Keine der Street Gangs hätte es gewagt, sich mit den Bossen anzulegen oder eine Scheibe einzuwerfen. Dieses Haus war für sie tabu.

Der Wirt, ein ehemaliger Zuchthäusler aus St. Quentin, hieß Red Head Jackson. Er stammte aus Irland, hatte brandrotes Haar und war als Gewalttäter gefürchtet. Unter seiner schmutzigen Theke lag die doppelläufige Schrotflinte stets geladen, und so manchem Großmaul hatte er schon eine Ladung verpaßt.

Unterstützt wurde der Rotschopf von Angel Zingara, einem Farbigen, der als Kellner, Gelegenheitskiller und Rausschmeißer fungierte. Die beiden bildeten ein höllisches Tandem, und die Bosse akzeptierten sie, denn der *Ire* und sein Helfer hielten den Laden >sauber<. In seiner Kneipe konnte man ungestört Geschäfte abwickeln.

Die lange Bar lag dem Eingang gegenüber. Das Holz war längst verkratzt, ebenso der Handlauf und die Trittstange für die Füße der Gäste. Über dem Tresen schaukelten ein paar trübe Lampen, so daß es mehr Schatten als Licht gab.

Stühle und Tische waren auch vorhanden. Sie standen auf schmutzigen Holzdielen, deren ehemalige Farbe nicht mehr zu erkennen war. Das spielte keine Rolle. Es zählte nur, daß man sich hier wohl fühlte und die Bar gewissermaßen eine Insel im Meer der Gewalt war. Denn hier hatten sich oft feindliche Banden

getroffen und vorübergehend Waffenstillstand geschlossen. Kaum hatte Red Head Jackson die Kneipe eröffnet, als der Betrieb auch schon begann. Angel Zingara, der Kellner, hatte alle Hände voll zu tun, um die Wünsche der Gäste zu befriedigen. Der vergangene Tag war besonders heiß gewesen, entsprechend groß war der Durst der Gäste.

Bier und Whisky flossen in Strömen. Der Rauch zahlreicher Zigaretten hing wie eine Wand in der Luft. Kein Ventilator brachte frische Luft, und durch die offenstehende Tür drang die Hitze.

Am Straßenrand parkten Wagen. Die kleinen Gangster hätten es nicht gewagt, sich an ihnen zu vergreifen, denn sie hätten nicht mehr lange gelebt.

An diesem Abend hockte der Frosch mit seiner Bande in der Kneipe. Frog oder Frosch wurde er wegen seiner Augen genannt, die weit aus den Höhlen quollen. Der Frosch mischte überall mit, und er war einer der gewalttätigsten Killerbosse der Bronx.

Vier Männer hatte er mitgebracht. Mit dreien hockte er am Tisch. Einer stand. Und zwar so, daß er immer die Tür im Auge behalten konnte, denn auch der Frosch hatte Feinde, und gegen eine Kugel aus dem Hinterhalt ist niemand gefeit.

Natürlich hatte der Frosch Mädchen mitgenommen. Zwei blutjunge Dinger, die für ihn auf den Strich gingen und aus Kuba stammten. Exotinnen, angesetzt auf Fremde, denn ihr Gebiet war nicht die South Bronx, sondern der Touristenschlucker Manhattan. An diesem Abend hatten sie frei. Der Frosch lud die beiden ein, um sich hinterher von ihnen verwöhnen zu lassen.

Sie hockten links und rechts auf seinen Beinen, trugen glänzende Boxershorts und knappe Hemden. Eine hatte die Haare im wilden Afrolook frisiert, die andere ließ sie glatt nach unten hängen.

Die beiden lachten schrill, denn der Frosch zeigte sich großzügig, er versorgte sie mit Champagner. Seine Leute schütteten Whisky in sich rein. Unverdünnt, hochprozentig, bei solch schwülen Temperaturen Gift.

Sie hockten am Tisch und stierten ihren Boß an, dessen Hände auf Wanderschaft gegangen waren. Man sah sie nicht. Nur die

Bewegungen unter den T-Shirts verrieten, wo sie sich momentan befanden.

Der Frosch fühlte sich wohl. Er warf sogar eine Lokalrunde, was mit großem Hallo angenommen wurde.

Auch an der Theke standen oder hockten Mädchen. Sumpfblüten der Bronx, manche leidlich hübsch, andere verlebt und vom Koks oder Heroin gezeichnet. Mit scharfen Falten in den jungen Gesichtern, die bereits alles gesehen hatten.

Angel Zingara kam allein nicht zurecht. Er holte sich ein Girl als Bedienung. Hätte sich die Kleine geweigert, wäre Red Head Jackson mit der Säureflasche gekommen, und ein verunstaltetes Gesicht wollte niemand riskieren.

Der Betrieb lief.

Eine Music Box dröhnte. Rock und Disco-Klänge waren in, und der Frosch schleuderte die Mädchen von seinem Schoß, um mit ihnen zu tanzen. Er selbst trug einige Pfunde zuviel mit sich herum und bewegte sich wie ein Bär, was ihm jedoch niemand zu sagen wagte, denn lebensmüde war keiner.

Die Girls beherrschten die modernen Tänze, ihre Körper zuckten zu den Rhythmen, und mit ihren biegsamen Figuren führten die Mädchen fast artistische Verrenkungen durch.

Der Frosch hielt da nicht mit. Er produzierte nur noch Schweiß, sein Gesicht sah aus wie eine glänzende Speckschwarte.

Zwischendurch griff er zur Seite, nahm sein Glas und schüttete Sekt in sich hinein. Einer der Begleiter füllte das leere Gefäß sofort wieder auf.

Die Stimmung schlug fast über. Sogar die Gäste an der Bar klatschten, in manche Augen trat ein hungriges Funkeln, wenn die Blicke über die Körper der beiden Tänzerinnen glitten.

Niemand ahnte etwas von dem Grauen, das bereits zu ihnen unterwegs war.

Noch in dieser Nacht sollte ein Alptraum Wirklichkeit werden und das in Erfüllung gehen, was in zahlreichen Filmen als eine Apokalypse des Bösen über die Leinwand geflimmert war.

Noch tanzte man in diesem Lokal in der South Bronx, noch feierten in Manhattan die Touristen, noch machten New Yorker und Fremde die Nacht zum Tage, aber das Grauen schwebte wie

ein gewaltiges Schwert über der Stadt zwischen Hudson und East River.

»Champagner!« brüllte der Frosch und verlangte sein Glas. Er bekam es und schüttete sich das Zeug in die Kehle. Dabei verzog er das Gesicht und rülpste. Sein Hemd zeigte dicke Schweißflecken, der Mund war geöffnet, die Augen quollen noch weiter aus den Höhlen, und sein Atem ging schwer.

»Verdammt!« schrie er und schleuderte das Glas zu Boden, wo es in zahlreiche Splitter zerbrach. Dann wankte er zurück und ließ sich auf seinen Stuhl fallen.

In diesem Moment verstummte die Musik. Für Sekunden wurde es still. Die Bewegungen der Tänzerinnen erstarben. Der Frosch rülpste laut, weil der Sekt hochkam.

Dann beugte er sich vor, grinste schief und schrie: »Striptease! Los, ihr beiden, weg mit den Klamotten. Zeigt mal, was ihr zu bieten habt. Wir wollen was sehen - oder?«

Beifallsstürme waren die Antwort. Jeder hatte darauf gewartet. Jetzt wurden Männerträume wahr, denn die Girls hatten wirklich etwas drauf.

Sie lächelten.

An der Theke drehten sich die Männer um. Niemand schaute mehr auf das Flaschenregal. Auch Angel Zingara legte sein Tablett weg. Der Wirt beugte sich vor und stützte beide Ellbogen auf die Thekenplatte. Es wurde spannend.

»Musik!« schrie der Frosch.

Einer seiner Männer warf Geldstücke in die Box. Sekunden später hämmerte der Beat durch die Kneipe.

Die beiden Mädchen nickten sich zu. Es war nicht das erste Mal, daß sie so etwas taten. Sie waren bereits ein eingespieltes Team. Synchron begannen sie mit den Hüften zu kreisen. Jeder hatte nur Augen für sie. Niemand schaute zur Tür, auf deren Schwelle zwei Gestalten standen, die nicht zu der Clique aus der South Bronx gehörten.

Sie waren auch keine Menschen, sondern Zombies. Xorron schickte seine ersten Boten vor, die Invasion hatte begonnen ...

Das Klatschen steigerte sich zu einem wilden Rhythmus. Keinen hielt es mehr auf dem Stuhl. Die beiden Girls waren in einer sagenhaften Form. Sie tanzten sich selbst in Ekstase, schüttelten ihre Körper, beugten sie vor, wieder zurück, und das geschah alles so geschmeidig, daß die Zuschauer das Gefühl haben konnten, die Mädchen würden keine Knochen haben, sondern ein Gummiskelett.

Ein angetrunkener Gast schrie mit überlauter Stimme.

»Schmeißt endlich die Fetzen, ihr Gänse!«

Red Head Jackson holte kaum aus. Doch sein Treffer war punktgenau. Er schleuderte den Schreier vom Barhocker zu Boden, wo er liegenblieb und sich seinen blutenden Mund hielt.

In diesem Augenblick betraten die Zombies den Schankraum. Fast unauffällig wirkten sie, und niemand beachtete sie, so daß sie sich vorschieben konnten und bis dicht an den Kreis der Zuschauer gelangten. Die Gaffer wandten ihnen den Rücken zu. Alle waren sie fasziniert von den beiden Tänzerinnen, die ihre T-Shirts angehoben hatten, so daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis sie wegflogen.

Die Zombies gingen weiter. Sie umrundeten den Kreis der Gaffer und bewegten sich auf die Music Box zu. Sie wurden zwar gesehen, doch niemand kümmerte sich um sie.

Unter lauten Gebrüll schleuderte das Mädchen mit den langen Haaren sein T-Shirt weg.

Arme reckten sich in die Höhe. Hände griffen zu, jeder wollte das schweißnasse Shirt ergattern, das nach Parfüm und Puder roch. Fast prügelte man sich darum, und auch die zweite war dabei, ihr Shirt über den Kopf zu streifen, als der erste Zombie die Music Box erreichte. Er sah das Kabel und den Stecker.

Seine Hand griff zu.

Mit einem Ruck riß er den Stecker aus der Dose.

Die Musik jaulte auf. Es waren schrille Töne, die in den Ohren schmerzten, dann folgte eine bedrückende Stille.

Die Bewegungen der beiden Tänzerinnen erstarben. Und auch die Zuschauer wußten im ersten Augenblick nicht, was sie sagen sollten. Etwas wirklich Ungeheuerliches war geschehen. Da hatte jemand tatsächlich gewagt, die Musik abzustellen.

Der Frosch stemmte sich langsam hoch.

Diese Bewegung war ein Zeichen. Auch die anderen drehten sich um, und jetzt sah sie jeder.

Die beiden Zombies standen vor der Box. Sie hielten sich in der Nähe einer Lampe auf, so daß der gelbliche Schein ihre Gesichter erreichte. Aber auch das gelbe Licht konnte die bleiche Farbe kaum übertünchen. Die in der Nähe stehenden Gäste nahmen den Geruch von Moder und Grab wahr, den die beiden Untoten ausströmten. Es traf sie wie ein Pesthauch, und sie wichen unwillkürlich zurück.

Beide trugen zerlumpte Kleidung. Ihre Gesichter wirkten wie Masken, unbewegt, und in den Augen sah man kein Gefühl, sie waren Steine in einem steinernen Gesicht.

Sie standen da und starrten.

Der Frosch unterbrach das Schweigen. »Ich glaube, ich spinne!« keuchte er und schüttelte verwirrt den Kopf. So etwas war ihm noch nie vorgekommen.

Jemand lachte. Es klang wie das Meckern einer Ziege. Allen war klar, daß man diese Provokation nicht hinnehmen konnte. Die beiden, die es gewagt hatten, die kleine Feier zu stören, würden aus der Kneipe hinausgetragen werden.

Das stand jetzt schon fest.

Auch die Leibwächter des Froschs setzten sich in Bewegung. Ihre Waffen hatten sie nicht gezogen, denn die beiden Kerle hielten ebenfalls keine in den Händen.

»Moment.« Der Wirt mischte sich ein, und der Frosch blieb tatsächlich stehen. »Das ist mein Lokal, also werden ich auch den Typen zeigen, wo es langgeht.«

Der Frosch war einverstanden. Ein Grinsen zog sich über das Gesicht. »All right, mach sie fertig. Warum sollen wir nicht auch mal Zuschauer sein. Aber laß uns noch was übrig.«

Red Head Jackson nickte. »Sicher, Frosch, sicher.« Der Wirt selbst wollte sich nicht einmal die Finger schmutzig machen. Er hatte dafür einen Mann.

Angel Zingara!

Der Schwarze kannte den Blick, den sein Herr und Meister ihm zuwarf. Darauf hatte er schon gewartet. Zingara hatte nicht die

Figur eines Preisboxers, im Gegenteil, er war schlank und geschmeidig, von einer gefährlichen Lässigkeit, und er trug auch keine Schußwaffe, sondern nur Messer.

Davon allerdings zwei.

Die Waffen steckten in Lederscheiden, die an seinen nackten Armen befestigt waren, und Angel Zingara verstand es, sie blitzschnell zu ziehen. Er schüttelte sie förmlich aus dem Ärmel, was er jetzt tat.

Plötzlich funkelten die Klingen in seinen Händen. Die Messer stachen als helle Gegenstände aus den Fäusten, beidseitig geschliffen und ungemein gefährlich.

Angel lächelte. Er kannte seine Wirkung auf Gegner. Wenn er sich ihnen näherte und sie mit den Messern bedrohte, dann wußten Fachleute sofort, daß es jetzt an der Zeit war, lieber einen Rückzieher zu machen, bevor es Ärger gab.

Die Zombies dachten nicht daran. Sie blieben stehen, und kein Muskel regte sich in ihren Gesichtern, was Angel Zingara sichtlich irritierte.

Er krauste die Stirn und bewegte den Kopf. Am rechten Ohr läppchen trug er einen Ring, der durch die Bewegung in den Lichtschein einer Lampe geriet und funkelte.

Die Gäste hinter ihm schwiegen. Sie waren gespannt, was Zingara unternehmen würde. Und Angel enttäuschte sie nicht. Beide Arme zuckten vor, und im nächsten Augenblick befanden sich die Messerspitzen nur eine Fingerbreite von den Kehlen der Zombies entfernt, dann ritzten sie die Haut. Eigentlich hätte Blut aus den Wunden quellen müssen. Jeder rechnete auch damit, doch nichts dergleichen geschah.

Die Haut klaffte auf, sie wuchs nicht wieder zu, wie es bei Untoten manchmal der Fall war, aber Blut war nicht zu sehen. *Zingara*. schluckte. Er produzierte noch mehr Schweiß. Als er jetzt sah, daß die beiden dastanden, als wäre nichts gewesen, da begriff er überhaupt nichts.

Er stöhnte auf und wankte zurück. »Teufelsspuk«, flüsterte er, »das ist Höllenspuk!«

Der Wirt hielt ihn auf. »Stell dich nicht so an, verdammt! Na los, mach es noch mal.«

Zingara holte tief Luft. Seine Gesichtsfarbe war leicht grau geworden. Von irgendwoher klang ein spöttisches Lachen auf, was bei ihm die Entscheidung beschleunigte.

Er warf sich vor, und diesmal stach er zu.

Rechts und links. Beide Zombies wurden von den schmalen Klingen getroffen.

Jetzt hätten sie fallen müssen!

Sie blieben stehen.

Angel Zingara ließ die Griffe der Messer los und wollte zurück.

Er ächzte schwer, doch nun griffen die Zombies zu.

Plötzlich hatten sie ihn.

Ihre Hände waren schwer wie Blei, der Griff hart wie Eisen.

Angel Zingara fühlte den Druck an der Kehle, er wollte sich dagegen stemmen, kam gegen die Kraft der Untoten nicht an und sackte in die Knie.

Er würgte und röchelte. Seine Augen wurden groß. Panik und Angst veränderten den Blick, und nur noch verschwommen nahm er die übrigen Gäste wahr.

Das war der Moment, als auch der Frosch aus seiner Erstarrung erwachte. Er drückte die beiden totenblassen Stripperinnen zur Seite und zog seinen Revolver.

Es war ein Single Action Colt, eine schwere Waffe. Damit hatte er manchen Konkurrenten aus dem Weg geräumt.

»Platz!« schrie er, stieß mit der linken Hand einen Mann zur Seite, zielte und drückte ab.

Selbst abgebrühte Typen zuckten beim Krachen des Schusses zusammen. Auf diese Entfernung konnte einfach keiner danebenschießen, und auch der Frosch traf.

Alle sahen, wie der Zombie zusammenzuckte, doch sein Opfer ließ er nicht los.

Er drückte Angel dem Boden entgegen.

»Nein!« keuchte der Frosch, schwenkte die Waffe und feuerte ein zweites Mal.

Diesmal hatte er sich den zweiten Untoten als Ziel ausgesucht. Auch ihn traf er, aber die Kugel richtete keinen Schaden an. Sie konnte kein Leben zerstören, weil keins vorhanden war. Der Zombie fiel zwar gegen die Box, blieb aber auf den Beinen.

Langsam sank die rechte Hand des Gangsterbosses nach unten. Nichtbegreifen und Entsetzen packten ihn wie eine eisige Klaue. Niemand sagte etwas, abgebrühte South-Bronx-Killer waren von diesen Ereignissen geschockt worden.

Bis eine der Stripperinnen die Last des Schweigens unterbrach. »Das sind Zombies!« kreischte sie. »Höllenwesen! Der Weltuntergang ist nahe. Voodoo-Zauber, ich kenne das! Rette sich, wer kann!«

Sie schrie wie von Sinnen, und niemand machte Anstalten, ihr Geschrei zu stoppen.

Der erste Zombie hatte Zingara zu Boden gedrückt. Er traf keinerlei Anstalten, ihn loszulassen. Das sahen nicht nur die Gäste, sondern auch der Wirt.

Er überwand sich selbst, als er unter die Theke griff und seine Schrotflinte hervorholte.

Zombies, dachte er. Und er dachte auch daran, was Leute erzählt hatten, die in den entsprechenden Filmen gewesen waren.

Man mußte ihnen durch den Kopf schießen. Nur so konnte man sie sich vom Hals halten.

Aber das war Film. Man sah ihn sich an, bekam eine Gänsehaut und konnte das Kino verlassen, ohne selbst betroffen zu sein.

»Schießt ihnen in den Kopf!« schrie der Wirt und drückte ab.

Die erste Ladung fetzte aus dem Lauf. Es gab einen gewaltigen Donnerschlag, in dem das Prasseln der gehackten Schrotkörner fast unterging. Rauch vernebelte für kurze Zeit die Sicht, und als er sich verzog, da drückte der Wirt ein zweites Mal ab.

Der Schuß vermischte sich mit dem Echo des ersten. Den Rückstoß der Waffe fing der Wirt mit der Schulter ab, und er blieb auf den Beinen. So stand er auch, als sich der Rauch erneut verzogen hatte. Sein Gesicht war verzerrt, halb offen der Mund, die Augen geweitet.

Träge zogen die Schwaden durch den Raum. Jeder sah es, jeder bekam es mit.

Die beiden Zombies lagen auf dem Boden. Ohne Kopf! Der Wirt hatte ausgezeichnet gezielt.

»Die Filmemacher hatten recht«, stöhnte der Wirt, und erst dann sah er das Blut.

Mit einer Schrotflinte kann man nicht zielen wie mit einem Gewehr. Einen Teil der Ladung hatte Angel Zingara abgeknallt. Da sie ihn auf kürzeste Distanz getroffen hatte, war ihm nicht mehr zu helfen.

»O verdammte!« keuchte der Wirt und wischte über seine nasse Stirn. Dann schaute er sich um.

Die Gesichter der abgebrühten Bronx-Hyänen waren totenbleich. Das nackte Grauen war zwischen sie gefahren. Sie hatten eine wahre Hölle erlebt.

Mädchen schluchzten. Ihre Nerven spielten nicht mit. Der Frosch griff nach einer halbvollen Whiskyflasche. Er setzte sie an und trank sie fast leer.

Ein anderer sagte: »Ich glaube, da müssen wir die Bullen informieren!«

Der Frosch zuckte herum. »Bullen?«

Der Sprecher schwieg.

»Nein«, sagte der Gangsterboß, »wir werden die Bullen nicht holen. Hört zu, ich habe einen Plan. Ihr habt erlebt, wie diese Zombies zu töten sind. Zwei von ihnen haben wir gesehen, aber wir wissen nicht, wie viele noch herumlaufen. Deshalb werden wir jetzt die Häuser und die Gegend genau durchsuchen. Nehmt eure Kanonen mit. Wir müssen die Brut finden, falls es wirklich mehrere sein sollten. Und schießt eure Kugeln in die Schädel.«

»Das ist wie im Kino«, sagte einer und schüttelte sich.

Der Wirt lachte hart, während er seine Schrotflinte nachlud.

»Schlimmer, Freunde, viel schlimmer.«

Die anderen nickten. Plötzlich hielten alle zusammen. Sie erkannten den Frosch als Führer an. Er teilte seine Leute in Gruppen auf, wobei er die Frauen zurückließ. Sie sollten sich irgendwo verbarrikadieren.

»Und nun gehen wir los«, sagte er.

Vierzehn entschlossene und bewaffnete Männer wollten sich auf die Suche begeben. Red Head Jackson hatte vor, in seiner Kneipe zu bleiben. Er wollte die Frauen schützen.

Der Frosch war damit einverstanden.

Die Männer machten Platz, damit er durch die Gasse zur Tür gehen konnte.

Er kam bis zur Schwelle, dann stoppte er, als hätte ihn eine Wand aufgehalten.

Draußen standen sieben Zombies!

Manhattan - Central Park!

Die grüne Lunge der Halbinsel. Hort für Tausende von New Yorkern, die zwischen Wolkenkratzern und Benzinabgasen ein wenig frische Luft tanken wollten.

Bei Sonnenschein ein El Dorado für Spaziergänger, für Familien, die in den Zoo wollten, für Nichtstuer, für Musikgruppen und für Laiendarsteller.

Es war immer was los. Der Central Park kam nicht zur Ruhe. Er wurde voll ausgenutzt und fast schon überstrapaziert. Aber das konnte man den Leuten nicht beibringen. Straßen durchschnitten ihn. An seiner Ostseite führte die elegante Fifth Avenue entlang, an der Südwestspitze befand sich der Columbus Circle. Es gab mehrere Seen innerhalb des Gebiets, und die Ufer waren von sonnenhungrigen Menschen belagert, wenn sich das Wetter entsprechend zeigte.

Nach jedem Tag folgte eine Nacht. Wenn die Dunkelheit hereinbrach und die Menschen mit ihren Familien den Park verließen, dann kamen die anderen.

Gäste, die das Licht scheuten. Dealer, Junkies, Gewalttäter, Totschläger.

In der Nacht wurde der Park zur Hölle. Polizisten konnten ihn kaum durchkämmen, es gab zahlreiche Schlupfwinkel für lichtscheues Gesindel, das auf schnelle Geschäfte aus war. Selbst die leichten Mädchen trauten sich bei Anbruch der Dunkelheit nicht mehr in den Park. Zu viele von ihnen waren bereits ermordet worden.

Es gab zahlreiche Denkmäler und Statuen, verschlungene Wege und breite Straßen. Bäche, kleine Brücken, Grillplätze und auch stockdunkle Flecken, die von keinem Lichtschein erhellt wurden. Und solche Orte waren für lichtscheues Gesindel ein idealer Treffpunkt. Hier wurden gefährliche Geschäfte getätigt, Mordpläne geschmiedet, Banden gegründet.

Etwa in der Mitte des Parks, zwischen der Transverse Road Nr. 2 und der Transverse Road Nr. 3, existierte eine gewaltige Fläche, die in der Nacht in fast absoluter Dunkelheit lag. Schmal waren die Wege, die Bäume wuchsen dicht an dicht. Undurchdringlich schien das Buschwerk zu sein, hin und wieder hörte man das Plätschern eines Bachs. Verlassen waren die weiten Rasenflächen zwischen den dichten Waldstücken, und der Widerschein zahlreicher Lichter aus der City von Manhattan reichte nicht bis hierher.

Auch der Autoverkehr sank mit Einbruch der Dunkelheit. Nur vereinzelt durchquerten noch Wagen den Park, und dann hatten es die Fahrer zumeist eilig, die Strecke hinter sich zu bringen, denn auch in seinem eigenen Fahrzeug war man nicht sicher.

Um so erstaunlicher mußte es einem Beobachter vorkommen, wenn er den schweren pechschwarzen Cadillac gesehen hätte, der fast lautlos über die Transverse Road Nr. 2 fuhr. Der Motor flüsterte, und die Reifen summten über den Asphalt. Die beiden hellen Scheinwerferaugen schienen einem Raubtier zu gehören. Hinter dem Lenkrad saß eine Frau. Schwarzhaarig und ebenfalls dunkel gekleidet. Ihr Gesicht schimmerte hell. Es war unbewegt, die Augen leicht verengt, der Mund zusammengepreßt. Sie fuhr sehr sicher und ging mit dem schweren Leihwagen um, als hätte sie nichts anderes in ihrem Leben gefahren.

Sie war tatsächlich auf vielen Gebieten perfekt. Ihr Name: Pamela Scott, besser bekannt unter der Bezeichnung Lady X. Reporter hatten der ehemaligen Terroristin den Namen verpaßt, die ihren alten >Job< aufgegeben hatte und nun für einen Mann arbeitete, der Mensch und Dämon in einer Person war.

Solo Morasso, alias Dr. Tod!

Er war derjenige, der die Mordliga gegründet hatte. Eine Allianz aus Dämonen und kaltblütigen Verbrechern, denn mit seiner Mordliga wollte er die absolute Herrschaft an sich reißen. Und nicht nur über die Welt, sondern auch über Reiche, die jenseits der normalen Dimensionen lagen und dabei von Geistern und Dämonen bewohnt und bevölkert wurden.

Das war sein Ziel. Im geheimen dachte er darüber nach, denn diese Gedanken durfte er nicht laut werden lassen, zu leicht

konnte eine Dämonin davon erfahren, die über ihm stand und die Tochter des Teufels war.

Noch hatte Dr. Tod ihr zu gehorchen, was ihn gewaltig störte. Er hielt sich für mächtig genug, sich nichts mehr von der rothaarigen Teufelstochter sagen zu lassen. Ein paarmal hatte er den Aufstand im kleinen geprobt, doch Asmodina hatte ihn jeweils auf die richtige Größe zurechtgestutzt.

Die Niederlagen schmerzten wie tiefe Wunden. Dr. Tod hatte sich einige Zeit zurückgezogen, ein Hauptquartier ausgebaut und lange nachgedacht. Er hatte seinen ursprünglichen Plan nicht aufgegeben, aber er wollte bessere Bedingungen für eine Auseinandersetzung mit der Teufelstochter schaffen.

Eine Bedingung war die Vollständigkeit der Mordliga. Bisher fehlte noch eine Person.

Xorron, Herr der Zombies und Ghouls!

Dr. Tod hatte lange suchen müssen. Er war falschen Spuren nachgegangen und immer wieder in Sackgassen geraten. Er hatte Ghouls befragt, die Xorrorns Aufenthaltsort angeblich wissen mußten, und Niederlagen erlitten.

Doch schließlich war es ihm gelungen, die entscheidende Spur zu finden. Zwei alte Ghouls gaben ihm den Tip. Xorron sollte sich in New York aufhalten.

Dr. Tod war sofort in die Metropole am Hudson gefahren und hatte hier nachgeforscht. Es war schwer genug gewesen. Wochen vergingen, bis er einen Hinweis erhielt. Und nun wollte er diesem Tip, der angeblich hundertprozentig sein sollte, nachgehen. Wie es hieß, lag Xorron unter der Erde des Central Parks in tiefem Schlaf.

Dem wollte Dr. Tod Abhilfe leisten. Er wußte auch genau die Stelle und befand sich auf dem Weg dorthin.

Fast verschwand er im Polster des Caddy. Solo Morasso war nicht sehr groß, man konnte ihn schon als klein bezeichnen. In seinem ersten Leben war er ein gefürchteter Mafioso gewesen. Er hatte Palermo mit eiserner Hand regiert. Er war gestorben. Bevor es zur Beerdigung kommen konnte, hatte Asmodina eingegriffen. Ihr war es gelungen, Dr. Tod's Geist aus dem Reich des Spuks loszulösen, damit er in Solo Morassos Körper fahren konnte.

Das geschah. Morasso erhob sich wieder, sprengte seinen Sarg und war frei.

Noch etwas war geschehen. Aus ihm war nicht völlig ein Dämon geworden, sondern eine Mischung zwischen Mensch und Dämon. Deshalb konnte er geweihte Gegenstände anfassen, ohne zu Staub zu zerfallen, was einen ungeheuren Vorteil darstellte. Daß Dr. Tod Asmodina seine Existenz zu verdanken hatte, vergaß er. Gefühle zählten in diesem Geschäft nicht.

Und doch gab es bei ihm ein Gefühl: Haß!

Dieser Haß konzentrierte sich besonders auf einen Mann. Das war der Geisterjäger John Sinclair, der Dr. Tod in seinem ersten Leben schon gejagt und ihm einen silbernen Nagel in den Kopf geschlagen hatte. Auch jetzt war John Sinclair wieder sein großer Gegner, und in zahlreichen Kämpfen hatten sie sich auseinandergesetzt. Unentschieden stand die Partie. Keiner war richtig Sieger geblieben, aber Dr. Tod glaubte fest daran, daß er mit seiner vollständigen Mordliga auch John Sinclair und seine Freunde besiegen konnte.

Zur Mordliga zählten Lady X, Mr. Mondo, der Montermacher, ferner Vampiro-del-mar, Kaiser der Blutsauger, den Dr. Tod noch bewußt im Hintergrund hielt, dann Lupina, die Königin der Wölfe, und Tokata, der einarmige Samurai des Satans. Er hatte es auch John Sinclair zu verdanken, daß er seinen linken Arm losgeworden war. Der silberne Bumerang hatte ihn abgetrennt. Nun befand sich diese Waffe in der Hand des Solo Morasso, und Dr. Tod hatte sich fest vorgenommen, Sinclair damit den Kopf von den Schultern zu schlagen.

Tokata hockte ebenfalls im Wagen. Er saß im Fond und sah aus wie immer. Sein verunstaltetes Gesicht war durch eine Maske verdeckt, die wie ein Netz wirkte, durch dessen Maschen hin und wieder die bleichen Knochen schimmerten. Er trug eine dunkle, lederne Rüstung, die auch Kugeln standhielt, und seine Waffe hatte er ebenfalls bei sich. Es war das in der Hölle geschmiedete Schwert, dessen Klinge in der Lage war, selbst Hauswände zu durchschlagen.

Tokata war ein Gegner, den man fast als unbesiegbar bezeichnen konnte, und Dr. Tod hatte ihn aus der unheiligen Erde Japans

geholt. Er, Vampiro-del-mar und Xorron sollten sich enger zusammenschließen und ein mörderisches Trio bilden, dem so leicht keiner etwas entgegensetzen konnte.

Noch fehlte einer, aber nicht mehr lange, denn Dr. Tod wollte in dieser schwülen Nacht Xorron erwecken.

»Wo ist es genau?« fragte Lady X, die lenkte.

»Fahr noch weiter.«

Die ehemalige Terroristin nickte. Sie rollten in Richtung Fifth Avenue, doch bis dorthin wollten sie nicht. Kurz zuvor mußten sie abbiegen, Morasso kannte den Weg

Er beugte sich jetzt ein wenig vor, um besser sehen zu können. Gespenstisch erhellte das Scheinwerferlicht den Weg und auch die Büsche rechts und links. Irgendwie wirkte die Szenerie unheimlich, genau das richtige für Dr. Tod.

Von der linken Seite her huschten zwei Gestalten auf den Weg. Sie wirkten wie Schatten, blieben eiskalt stehen und winkten.

Dr. Tod grinste. »Fernlicht!« befahl er.

Die Helligkeit knallte förmlich auf die beiden Typen, und sie zuckten zusammen, liefen jedoch nicht weg. Einer zog sogar eine Waffe hervor.

»Gas!«

Das war Lady X nur recht. Andere Motoren heulten auf, wenn sie getreten wurden. Nicht so der Caddy. Er flüsterte nur etwas böse, dann raste die Rakete auf vier Rädern gegen die beiden Kerle.

Keinem von ihnen gelang es, einen Schuß abzufeuern. Die Stoßstange des Caddy haute sie von den Beinen und schleuderte sie nach beiden Seiten weg.

Der Aufprall war im Wagen kaum zu spüren. Ohne sich umzudrehen, fuhr Lady X weiter.

»Idioten«, sagte Dr. Tod.

Die gefühlskalte Frau nickte. Sie ging wieder vom Gas, und der schwere Wagen wurde langsamer. An der linken Seite verschwanden die Bäume. Dunkel glitzerte das Wasser eines Sees.

Belvedere Lake hieß er. Da hatte sich Solo Morasso zuvor genau erkundigt. Wenn sie den See passiert hatten, war es nicht mehr weit bis zu ihrem Ziel.

Sie fuhren fünf Minuten. Bevor die Bäume wieder dicht an dicht wuchsen, tauchte die Mündung eines schmalen Wegs in die Transverse Road Nr. 2 auf.

»Da hinein!«

Die Scott drehte das Lenkrad mit zwei Fingern. Der schwere Wagen gehorchte ihr auf den kleinsten Fingerdruck. Da der Weg nicht gepflastert war, wurde die Fahrt ein wenig unbequemer, doch das meiste schluckten die Stoßdämpfer. Lady X mußte Kurven fahren. Auch das schaffte sie sicher. Als sie dann um die letzte Linkskurve gerollt waren, hatten sie ihr langersehntes Ziel endlich erreicht.

Die hellen Scheinwerferlanzen fielen auf dschungelähnliches, hohes Buschwerk, das in Form einer Wegbegrenzung wuchs und wie die Wand einer Sackgasse wirkte.

»Halt an!«

Lady X bremste.

»Laß die Scheinwerfer brennen, ich will sehen, wenn sie kommen«, ordnete Dr. Tod an und verließ als erster den gemieteten Prunkwagen. Lady X folgte. Ihren Bräutigam, die Maschinenpistole, nahm sie mit. Den Schluß bildete Tokata. Er hatte etwas Mühe, seine Gestalt aus dem Fond zu hieven. Schließlich stand er draußen und hielt Wache. Er mußte den anderen den Rücken decken.

Dr. Tod war stehengeblieben. Er schaute auf den Gegenstand, der von dem Scheinwerferpaar angeleuchtet wurde.

Es war ein Denkmal, eine Figur aus Stein. Sie zeigte einen Mann, der den Arm in die Höhe gereckt hielt. Die Figur stand auf einem ebenfalls steinernen Sockel und sah völlig harmlos aus.

»Was ist damit?« erkundigte sich Lady X.

»Das ist Xorron.«

»Was?« Überraschung und Ungläubigkeit zeichneten das Gesicht der ehemaligen Terroristin. »Das soll Xorron sein?«

»Ja.«

»Hat man dich da nicht reingelegt?« fragte sie vorsichtig.

Dr. Tod fuhr herum. Diese Frage schmeckte ihm gar nicht, das merkte man ihm an. »Der Dämon, den ich beschworen habe, stammt aus Asmodinas unmittelbarer Nähe. Vampiro-del-mar,

Tokata und ich haben ihn gezwungen, seine Aussage zu machen. Er konnte nicht lügen. Er hat uns ferner mitgeteilt, daß New York von Untoten überschwemmt wird, wenn wir Xorron erwecken. Und schau dir hier den Boden an. Fällt dir da etwas auf, LadyX?« Pamela Scott senkte den Blick. Morasso hatte recht. An einigen Stellen war der Boden aufgewühlt, als wäre jemand aus der Erde gekrochen. Deutlich hoben sich die braunen Erdhügel vom ansonsten dunkelgrünen Rasen ab.

»Dann sind schon welche unterwegs?« fragte sie leise.

»Ja.« Dr. Tod grinste. »Vielleicht Ghouls, vielleicht Zombies. Unter Umständen auch beide. Das weiß man nie. Auf jeden Fall werden mit Xorron noch mehr auferstehen, das kann ich dir versichern.«

»Aber wer hat ihn hierhergeschafft?«

»Über Xorrorns Vergangenheit weiß ich kaum Bescheid.

Vielleicht waren es Auswanderer, er muß schon sehr lange hier liegen. Als die Amerikaner die Halbinsel Manhattan erwarben, muß er schon unter dieser Erde gelegen haben. Vielleicht werden wir später einmal herausbekommen, was es damit auf sich hat.«

»Würde mich interessieren«, sagte LadyX.

»Erst einmal soll er erweckt werden!« Dr. Tod wandte sich um und winkte Tokata herbei. »Deine Aufgabe«, sagte er. »Zerschlage diese Figur und hole Xorron heraus.«

Tokata nickte und zog sein Schwert. Die Klinge glänzte bläulich im Streulicht der Scheinwerfer. Sie war schmal, biegsam, aber äußerst gefährlich.

Tokata, der riesenhafte Samurai, trat noch zwei Schritte weiter vor. Dann schlug er zu.

Dr. Tod und LadyX hörten das Pfeifen, als die Schwertklinge durch die Luft schnitt. Im nächsten Augenblick prallte sie gegen die steinerne Figur, und plötzlich stoben rotweiße Funken hoch, die wie eine Sternschnuppe ihre Bahn zogen und verlöschten. Dr. Tod stieß einen überraschten Laut aus. Damit hatte er nicht gerechnet.

»Was kann das gewesen sein?« fragte die Scott.

Solo Morasso dachte einen Moment nach. Seine Augen verengten sich zu Schlitzen. »Es gibt nur eine Antwort. Magie!«

»Aber wieso ...?«

»Weiß ich auch nicht. Die Personen, die Xorron damals begraben haben, hatten genau gewußt, daß er praktisch aus der Hölle kam.«

»Steht die Statue denn bereits so lange?«

»Möglich.« Dr. Tod wandte sich wieder an den Samurai.

»Versuch es noch mal, Tokata.«

Diesmal fing der Samurai es schlauer an. Er hieb nicht mit dem Schwert zu, sondern legte die Klinge gegen den Kopf des Denkmals. Zuerst geschah nichts, dann jedoch glühte die Spitze des Schwerts weiß auf. Das Glühen pflanzte sich fort, es erfaßte die gesamte Klinge und endete erst vor dem Griff.

Tokata erzitterte. Er mußte mit einer ungeheuren Gegenkraft zu kämpfen haben, aber er ließ nicht los, sondern hielt die Waffe eisern fest. Ein singendes Geräusch, vergleichbar mit dem einer Säge, entstand. Jeder sah, wie das Schwert in den Stein eindrang und ihn förmlich zerschnitt.

»Er schafft es!« flüsterte Dr. Tod. »Verdammt, er schafft es tatsächlich.« Seine Hände hatte er zu Fäusten geballt. »Xorron wird erweckt, das spüre ich. Mach weiter, Tokata, mach weiter. Laß dich nicht beirren!«

Der Samurai gehorchte. Er gab nicht auf. Und jetzt sahen es auch Lady X und Tokata.

Der Stein war aufgeweicht. Er zerfiel in zwei Hälften, die links und rechts zur Seite kippten.

Sie krachten zu Boden.

»Geschafft!« keuchte Dr. Tod. Er war nicht mehr zu halten, lief vor, drängte Tokata zur Seite und stand vor Xorron.

Endlich konnte er ihn anschauen!

Sieben Zombies standen vor der Tür. Und auf der Straße lagen drei Männer. Wahrscheinlich waren sie getötet worden.

Der Frosch schluckte. Er stand als erster und vernahm hinter sich das pfeifende Atmen seiner Männer. Sie waren ebenso geschockt wie er. Die Zombies sahen schaurig aus. Bleiche Gesichter hatten sie alle. Ihre Bewegungen wirkten lahm, zeitlupenhaft.

Einer Frau fehlte der linke Arm, ein Mann hatte überhaupt keine

Hände mehr, dafür gefährliche Zähne, und sogar ein junges Mädchen war dabei. Sie trug ein weißes Leichenkleid, das ein paar Blutflecken aufwies. Und Blut befand sich auch um ihren Mund herum. Schwarze Haare fielen ihr in die Stirn. Jeder der Männer war sicher, daß dieses Blut nicht von ihr stammte.

»Hier dreht jemand einen Film!« heulte einer im Hintergrund.

»Verdammt, das kann es doch nicht geben!«

Der Frosch hätte den Kerl normalerweise zur Ruhe gerufen, aber jetzt sagte er nichts, auch ihm steckte das Grauen tief in den Knochen.

Ein Zombie stand noch auf der Straße. Er ging jetzt vor, um auf den Gehsteig zu gelangen. Dabei übersah er die Kante und fiel der Länge nach aufs Gesicht.

Die anderen schauten gar nicht hin. Der Gefallene stand wieder auf, ungelenk, mit steifen Bewegungen.

Als er seinen Kopf hob, war die Nase gebrochen.

»O verdammt!« keuchte der Frosch. »Das glaube ich einfach nicht ...«

Dann hörten sie Polizeisirenen.

»Die Bullen«, sagte jemand. Irgendwie klang es sogar erleichtert. Vor einer Stunde noch hätte es Haßausbrüche gegeben, doch jetzt schienen die Gangster froh zu sein.

Das Sirenengeheul steigerte sich. Die Wagen befanden sich schon in der nächsten Querstraße und bogen dann in die Rogers Street ein. Drei Patrol Cars waren es. Das Rotlicht bewegte sich auf den Dächern. Es verbreitete einen blutigen Schein, und das Heulen der Sirenen sorgte für eine entsprechende Geräuschkulisse.

Scheinwerfer waren aufgeblendet. Helle Lichtspeere machten die Nacht zum Tag. Auch die Zombies wurden getroffen. Irgendwie schien sie das Licht zu stören. Einige drehten sich um, andere griffen an.

Der auf den Gehsteig Gefallene war der erste. Seine Arme hatte er ausgestreckt, die Hände gekrümmt, und er wollte den Gangsterboß packen.

Der schoß.

Er hatte genau zwischen die Augen gehalten und traf auch. Sein Gesicht verzog sich dabei. Der Zombie kippte zurück, fiel gegen

seine Artgenossen und riß zwei von ihnen von den Beinen, bevor er endgültig erledigt liegenblieb.

Jetzt schossen auch die anderen. Plötzlich war die Straße erfüllt vom Krachen der Schüsse. Es war die reinste Hölle.

Die Echos brachen sich an den Hauswänden, fahl glänzten die Mündungsfeuer, Zombies stürzten zu Boden, andere warfen sich gegen die Gangster und klammerten sich an ihnen fest.

Selbst den Wirt hielt es nicht mehr hinter seinem Tresen. Mit schußbereiter Schrotflinte sprang er nach draußen, sah die Polizeiwagen und entdeckte die Cops, die mit schußbereiten Waffen aus ihren Fahrzeugen sprangen.

Red Head Jackson schrie ihnen Worte zu und hoffte, daß sie ihn auch verstanden und begriffen, was hier los war.

»Das sind Untote, Zombies!« Seine Schreie übertönten fast noch das Krachen.

Dann fiel ihn das Mädchen mit den schwarzen Haaren an. Der Wirt spürte genau die kalten Totenklauen. Der weibliche Zombie hatte sein Maul aufgerissen, Red Head Jackson brachte zwischen sich und die Untote die Mündung.

Er drückte ab. Dabei schoß er zwischen die Augen. Der Abschlußknall schien seine Trommelfelle zerreißen zu wollen. Als er die Augen wieder öffnete, lag sie am Boden.

Erledigt.

Jetzt schossen auch die Polizisten. Nachdem einer von ihnen angegriffen worden war, krachten schwere Polizeirevolver.

Es war wirklich wie im Horror-Film. Kein noch so guter Star-Regisseur hätte die Szene besser stellen können. Im kalten Licht der Scheinwerfer torkelten die Zombies, und der Frosch brüllte immer wieder: »In den Kopf! Schießt ihnen in den Kopf!«

Noch einmal krachten Schüsse. Dann war alles vorbei. Auch der letzte Zombie sank in die Knie.

»O Gott!« keuchte Red Head Jackson und schüttelte den Kopf.

»Das gibt es doch nicht!«

Polizisten erhoben sich hinter ihren Streifenwagen, die ihnen als Deckung gedient hatten. Die Männer waren fast so bleich wie die Untoten vorher.

Ein junger Beamter drehte sich um und mußte sich übergeben.

Ein anderer schrie: »Das war kein Film, das war echt! O verdammt!« Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

Geisterhaft zuckte das rotierende Rotlicht der Streifenwagen über den Ort des Schreckens. Die South Bronx, ein Gebiet des Terrors und der Gewalt, hatte eine Sensation mehr. Allerdings eine traurige.

Die Gäste aus der Kneipe hatten ihre Waffen weggesteckt. Keiner sagte ein Wort. Abgebrühte Gangster standen da wie Schuljungen und starrten zu Boden.

Als erster faßte sich der Einsatzleiter ein Herz. Er hatte den Schrecken überwunden und ließ sich mit seiner Zentrale verbinden. Was er zu melden hatte, empfand man dort als einen makabren Scherz, und man fragte ihn, ob er betrunken wäre.

»Nein, Sir, ich bin nicht betrunken. Aber, bei Gott, ich wollte, ich wäre es ...«

Eine halbe Stunde später!

Das Gebiet war abgesperrt worden. Da die City Police nicht mehr weiterkam, war der FBI alarmiert worden. Im Nahkampf ausgebildete G-men durchkämmten die Häuser.

Geleitet wurde der Einsatz von einem Mann namens Abe Douglas. Der hochgewachsene blonde FBI-Beamte behielt die Ruhe und befand sich in Sprechfunk-Verbindung mit anderen G-men.

Bis jetzt war kein Zombie gefunden worden. Noch war nicht die Zeit, sich offiziell Gedanken über das Auftauchen dieser Wesen zu machen, erst mußte man sämtliche Rattenlöcher und Schlupfwinkel durchleuchtet haben, aber Douglas suchte natürlich nach einem Motiv.

Ein dunkelhäutiger Beamter kam auf ihn zu. Er war von Miami versetzt worden und sollte ein halbes Jahr in New York Dienst tun. Der G-man hieß Jo Barracuda, hatte zufällig Nachtdienst gehabt und war mitgefahren.

Jo steckte seinen 38er weg, als er neben Douglas stehen blieb.

»Wie ist es, Abe?«

»Beschissen, Jo. Aber da sehen Sie mal, wie es in New York zu-

gehen kann. Dagegen ist Miami ein stilles Örtchen.«

»Sagen Sie das nicht.«

Abe Douglas drehte den Kopf. Dadurch geriet sein Gesicht in den Widerschein des Rotlichts. »Wollen Sie im Ernst behaupten, daß es so etwas in Miami gibt?«

»Geben kann, Abe.«

»Verstehe ich nicht.«

»Haben Sie schon mal etwas von Voodoo-Zauber gehört?«

»Klar. Das ist doch dieser komische Trommelzauber.«

»Trommelzauber akzeptiere ich noch. Aber das andere Wort sollten Sie lassen. Zombies sind die schlimmsten Folgen eines Voodoo-Zaubers.«

»Moment«, sagte Douglas. »Wenn ich Ihnen richtig folge, dann gibt es also hier in New York einen Voodoo-Zauber?«

»Ja.«

Durch die Nase holte der G-man Luft. »Das erzählen Sie mal meinem Boß.«

»Das werde ich auch.«

Douglas zeigte die Zähne. »Haben Sie so etwas schon erlebt?« wollte er wissen.

»Nein, aber ich habe mit Vampiren zu tun gehabt.«

Die Antwort klang so ernst, daß Douglas die spöttische Bemerkung hinunterschluckte. »Also Vampire.«

»Genau.«

»Und wo?«

»In der Karibik. Und da habe ich mit einem Mann von Scotland Yard zusammengearbeitet, der sich Geisterjäger nennt. Er hat die Blutsauger geschafft. Wenn es einen gibt, der uns gegen die Zombies helfen kann, dann John Sinclair, so heißt er nämlich.«

»Aber die Zombies sind erledigt.«

»Wissen Sie, ob das alle waren, Abe? Können nicht in Manhattan, Queens, Staten Island oder Jersey City noch mehr von ihnen herumirren? Würden Sie Ihre Hand dafür ins Feuer legen?«

»Hören Sie auf, Mensch!«

»Ich an Ihrer Stelle würde mal mit dem Chef reden.«

Abe Douglas dachte lange nach. Er schaute auf seine Finger-

spitzen. Dann hob er den Kopf und sagte: »Verdammt, Jo, das mache ich auch. Ich rede mit ihm.«

Jo Barracuda nickte. Er war beileibe kein Schwarzseher, aber die Zukunft sah für ihn jetzt mehr als düster aus.

Ein langersehnter Traum war in Erfüllung gegangen.

Endlich stand Xorron vor ihm. Dr. Tod wollte es kaum glauben.

Er fühlte sich wie ein kleines Kind, das seine ersehnte Weihnachtsüberraschung vorfindet.

Wie lange hatte er gewartet! Welche Gefahren und Strapazen hatte er auf sich nehmen müssen?

Und nun war Xorron da!

Von seinem Aussehen hatte Dr. Tod nichts gewußt und sich auch keinerlei Gedanken darüber gemacht. Xorron hätte ein blutgieriges Monster sein können oder ein normal aussehender Mensch, es wäre ihm egal gewesen, Hauptsache, er war da.

Die Steine waren zu beiden Seiten zu Boden gefallen, Xorron stand jetzt frei, und er war wirklich eine imposante Erscheinung.

Konnte man Vampiro-del-mar oder Tokata als widerliche Monster bezeichnen, so tat man sich bei ihm zumindest schwer.

Xorron war fast ebenso groß wie Tokata, doch sein Körper schimmerte hell. Er hatte menschliche Formen, war völlig glatt, als würde er in einer Silberhaut stecken, und auf seinem Kopf befanden sich keinerlei Haare. Er war völlig kahl, glänzte wie geschoren. Ein Gesicht war kaum zu erkennen. Wo sich bei einem Menschen Mund, Nase und Augen befanden, da wies die Gestalt Schlitz auf.

Dr. Tod trat näher. Scharf schaute er Xorron an. Und als er jetzt genauer hinsah, da meinte er, durch die helle Haut die Umrisse eines Skeletts zu sehen. Ja, Xorron war ein Knochenmann, den irgend jemand, wahrscheinlich der Satan persönlich, mit dieser weißsilbrig schimmernden Haut überzogen hatte, die sogar einen gewissen Leuchteffekt zeigte.

Auch LadyX starrte das neue Monster an. Sie hatte die Maschinenpistole halb erhoben, nagte auf der Lippe und betrachtete Xorron mit kalten Blicken.

Das also war der Herr der Zombies und der Ghouls.
Es dauerte Minuten, bis Solo Morasso in der Lage war, einen Satz hervorzubringen. Er sagte: »Du bist Xorron!«

Keine Antwort.

Dr. Tod zeigte sich irritiert. »Kannst du mich überhaupt verstehen?«

»Ja.« Xorron preßte dieses Wort hervor. Der schlitzartige Mund bewegte sich kaum dabei, aber die Antwort war zu verstehen, und Morasso zeigte sich zufrieden.

»Du weißt, wer dich erweckt hat?«

»Ich nahm deine Gedanken wahr, Solo Morasso.«

Dr. Tod nickte. »Das ist sehr gut. Dann ist dir sicherlich auch bekannt, daß ich dein Herr sein werde. Du hast mir zu gehorchen, nur mir und keinem anderen. Ist dir das klar?«

»Ich weiß.«

»Kennst du Asmodina?«

»Auch ihre Gedanken spürte ich.«

»Welche waren das?«

»Sie wollte nicht, daß ich auferstehe.«

»Und warum nicht?« Innerlich freute sich Solo Morasso, denn vielleicht war dieser Xorron sogar ein Feind der Teufelstochter.

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Dann weißt du also, daß Asmodina nicht zu deinen Freunden gehört. Und das wirst du dir genau merken.«

»Ja.«

Jetzt trat Lady X vor. »Wieso schimmert deine Haut so komisch?« wollte sie wissen.

»Es ist ein Schutz.«

»Und woraus besteht der?«

»Dämonenhaut.«

»Aha, dann bist du auch gegen Kugeln gefeit?«

»So ist es.«

»Das werden wir gleich sehen«, sagte sie, hob ihre Waffe an und feuerte.

Die Garbe zerhackte die Stille der Nacht. Flämmchen tanzten vor der Mündung, die Kugeln jagten aus dem Lauf, als wollte eine die anderen einholen.

Und sie trafen.

Die Geschosse klatschten gegen Xorron, zogen einen langen Streifen von unten nach oben und hätten ihn normalerweise vom Sockel stoßen müssen, doch der Herr der Zombies und Ghouls blieb stehen. Die Haut wurde nicht einmal eingeritzt.

Lady X ließ die Waffe sinken. Sie nickte zufrieden und schaute Solo Morasso an. »Er paßt zu uns«, bemerkte sie.

Dr. Tod grinste. »Wie steht es denn mit Silberkugeln?« wandte er sich fragend an Xorron.

»Sie machen mir nichts aus.«

»Wie kommt es?«

»Die Haut des toten Dämons, die mich schützt, ist stärker als die Kugeln.«

Er sagte dies mit solch einer Selbstverständlichkeit, daß Dr. Tod und Pamela Scott ihm glaubten. Solo Morassos Herz hüpfte sogar vor Freude, wenn er daran dachte. Der war so gut wie unbesiegbar, dachte er. Er konnte es kaum fassen, Xorron übertraf alle Erwartungen, und er drehte sich um, damit er Tokata ansehen konnte.

Der Samurai des Satans verstand den Blick und kam näher.

»Berühre ihn mit deinem Schwert!« befahl Morasso.

Tokata zögerte. Er schaute auf Xorron, merkte, daß von ihm aus kein Protestwort erklang, und zog die Klinge. Den rechten Arm streckte er vor, brachte die Spitze dicht an Xorron heran und berührte ihn.

Ein, zwei Sekunden vergingen.

Nichts geschah.

Keine gegensätzlichen magischen Kräfte, die einander zu zerstören versuchten.

Das Schwert reagierte nicht und auch Xorron nicht. Sie hoben sich auf.

Dr. Tod hätte am liebsten in die Hände geklatscht. Das war ausgezeichnet. Mit Xorron wurde er zum Herr der Welt. Davon konnte ihn jetzt keiner mehr abhalten.

»Es ist gut, Tokata«, sagte er, »tritt zurück, damit Xorron von seinem Sockel steigen kann.«

Der untote Samurai ging, und Xorron stieg vom Sockel.

Jeder wunderte sich, wie geschmeidig er sich bewegte, obwohl er ewige Zeiten in dem Stein gefangen gewesen war. Solo Morasso berührte ihn. Seine Haut fühlte sich kalt an. Nicht wie die eines Toten, sondern wesentlich kühler. Als hätte dieser Dämon in einem Eiskeller gelegen. Durch seine Adern floß sicherlich kein Blut, sondern irgendein dämonischer Saft.

»Und wo sind deine Diener?« wollte Solo Morasso wissen.

Da wandte ihm Xorron den Kopf zu und schaute auf Dr. Tod nieder. »Sie sind überall!«

»Ich weiß, daß es Zombies und Ghouls gibt. Einige haben sich schon aus ihren Gräbern erhoben, du brauchst dir nur den Boden hier anzuschauen. Aber das können nicht alle sein.«

»Nein, sie warten auf meine Befehle!«

»Dann gib sie.«

»Ja, doch zuvor müßt ihr zurücktreten. Geht bis an den Wagen, damit ich Platz habe.«

Wortlos drehten sich Lady X, Dr. Tod und Tokata um. Sie überließen Xorron das Feld.

Und das Monster enttäuschte sie nicht. Die nächsten Minuten gehörten wirklich zu den fantastischsten im Leben eines Solo Morasso, denn was er nun zu sehen bekam, war reine Magie, die ihn immer wieder von neuem faszinierte.

Xorron war in die Knie gegangen. Er wandte den anderen seinen Rücken zu. Die Arme hatte er ausgestreckt, die Finger waren gespreizt. Jeder sah die Umrissse der dunkleren Knochen unter der hellen Haut.

Xorron senkte den Kopf und preßte seine Stirn gegen den Boden, wobei er beide Hände flach auf die Erde legte.

Er hatte etwas vor, das mit dem normalen Verstand und physikalischen Gesetzen nicht mehr zu erklären war. Im nächsten Augenblick veränderte sich die Farbe des Bodens. War er zuvor dunkel und von einer Grasfläche bedeckt gewesen, so zeigte er nun einen durchsichtigen Schimmer. Den Zuschauern kam es vor, als würde er sich verwandeln, und zwar in sprödes Glas. Dr. Tod, LadyX und Tokata konnten in den Boden hineinschauen.

Erst nur einen halben Yard, dann immer tiefer. Je mehr Zeit verging, um so weiter konnten sie schauen.

Sie hatten das Gefühl, auf einer gewaltigen Glasplatte zu stehen, und sie sahen tatsächlich etwas. Das waren nicht nur Kriechtiere oder irgendwelche anderen vierbeinigen Wesen, sondern Menschen.

Nein, Tote ...

Dr. Tod persönlich wollte es kaum glauben, obwohl er schon viel erlebt hatte, und ihm, dem Mensch-Dämon, lief ein Schauer über den Rücken. Als er einen Blick auf LadyX warf, da erkannte er, daß es ihr nicht anders ging als ihm.

Auch sie war fasziniert. Ihr Mund stand halboffen, denn diese Magie konnte auch sie nicht fassen.

Nur Tokata verzog keine Miene. Er stand bewegungslos auf dem Fleck und hatte seine rechte Klaue auf dem Griff des Schwerts liegen, wobei seine Blicke die nähere Umgebung absuchten, damit ihm auch nichts entging.

Xorron stand auf.

Er hielt sich jetzt im Mittelpunkt der gläsernen Platte auf. Seine Arme hingen locker an den Seiten herab, und aus seinem kaum zu erkennenden Mund drangen Laute in einer Ursprache, wie sie nur von Dämonen verstanden wurde.

Die Beschwörung zeigte Erfolg. Die Toten in der Erde, vorhin noch regungslos daliegend, bewegten sich.

»Das ist es«, flüsterte Dr. Tod, als er auf die Gestalten sah, die sich aufrichteten, als hätten sie nie zuvor in der feuchten Erde gelegen. Das waren aber nicht nur Zombies, sondern auch schleimige Ghouls, die schneller vorankamen als die lebenden Toten, ihre Arme hoben und nach oben stiegen.

Sie schafften es.

Zuerst durchbrach ein fetter Ghoul die Oberfläche. Er war graubraun wie die Erde, in der er gelegen hatte, und er stank entsetzlich nach Moder und Verwesung. Selbst LadyX, die inzwischen viel gewohnt war, verzog das Gesicht.

Der Ghoul hatte kaum die Erde verlassen, als das zweite Ungeheuer erschien. Ein dunkelhäutiges Wesen mit Teufelshörnern auf der Stirn. Das mußte ein Dämon sein, denn dieses Wesen hatte rote Augen, die sich wie kleine Feuerräder bewegten.

Zombies folgten. Bleiche Gestalten, oft schon halb verwest, dann kamen wieder Ghouls, und alle Monster gruppierten sich um ihren Anführer, um Xorron.

Dr. Tod sah es mit großem Vergnügen. Diese Armee des Schreckens würde fürchterlich aufräumen, dessen war er sicher. Sie mußten Jahrhunderte unter der Erde gelegen haben. Manche hatten völlig verunstaltete Gesichter, anderen war der Schädel eingeschlagen worden.

Ein normaler Mensch wäre schreiend weggerannt, nicht so Dr. Tod. Er badete sich in dem Gefühl, der große Sieger zu sein. Als der letzte Untote aus dem Boden gekrochen war, nahm die Erde auch wieder einen normalen Farbton an. Sie wurde braun, und wie durch Zauberhand bewirkt, war auch wieder der Rasen zu sehen.

Schwarze Magie machte es möglich.

Dr. Tod zählte. Vier Ghouls, fünf Zombies und dieses rotäugige Wesen.

Das mußte vorerst reichen.

Xorron drehte sich um, so daß er die Mitglieder der Mordliga anschauen konnte. »Es fehlt keiner«, erklärte er. »Alle, die man mit mir zusammen begraben hat, sind zurückgekehrt.«

»Das ist gut«, erwiderte Solo Morasso. »Aber warum hat man sie begraben?«

»Wir kamen aus Spanien. Ein Schiff hat uns hergebracht. Man hatte mich schon in den geweihten Stein eingemauert, und meine Diener lagen in mit Silber ausgeschlagenen Särgen. Mir macht das Silber nichts aus, aber ihnen. Sie werden zur Untätigkeit verdammt, wenn sie damit in Berührung kommen.«

»Und nicht getötet?« wunderte sich Dr. Tod.

»Es kommt auf die Stärke an. Manchmal ist das Silber zu schwach. So war es damals. Deshalb konnten sie auch in der Erde hier überleben. Und sie warteten, bis ich soweit war und sie hervorholte.«

»Womit kann man dich töten?« wollte Dr. Tod wissen.

»Es gibt kein Mittel. Kein Feuer und auch kein Silber. Die Dämonenhaut schützt mich.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Wenn es tatsächlich eine Waffe gäbe, dann würde ich sie dir nicht nennen«, erwiderte Xorron.

Das war deutlich genug. Solo Morasso wollte es auch nicht auf die Spitze treiben und fragte nicht weiter.

Xorron war ein Führer, die anderen gehorchten ihm.

Normalerweise jedenfalls, doch die hatten zu lange in der Erde gelegen.

Ein Zombie konnte nicht an sich halten. Er roch die Menschen, und vor allen Dingen sah er Lady X, die ganz in seiner Nähe stand.

Es war ein Wesen mit verunstaltetem Gesicht, in dem die Oberlippe gespalten war. Da sich LadyX mehr auf Dr. Tod und Xorron konzentrierte, kam das Wesen bis dicht an sie heran.

Es streckte seinen Arm aus, und die Hand klatschte auf Pamela Scotts Schulter.

LadyX zuckte herum. Die Berührung ekelte sie. Mit dem Waffenlauf hieb sie zu.

Der Zombie bekam ihn quer durchs Gesicht gezogen. Dabei entstand ein Laut, als hätte sie in Teig geschlagen.

Aber der Untote blieb auf den Beinen, er wollte sein Opfer und warf sich vor.

LadyX schoß.

Es war nur eine kurze Garbe, bestehend aus höchstens fünf Kugeln, die den Kopf des Wesens zerschmetterten. Für alle Zeiten erledigt blieb der Zombie liegen.

LadyX drehte sich um. Ihre Stimme klang messerscharf, als sie sagte: »Noch so eine Dummheit, und ich werde auch die anderen erledigen. Darauf könnt ihr euch verlassen!«

Xorron sagte nichts. Dr. Tod stellte sich auf Pamela Scotts Seite.

»Du hast richtig gehandelt«, sagte er. »Sie müssen lernen, daß wir keine Opfer sind, sondern daß sie uns zu gehorchen haben. Sag es ihnen, Xorron. Menschen bekommen sie genug. In der nächsten Nacht schon werden wir New York erobern, bis dahin aber müssen wir uns verstecken. Bestimmt hat man inzwischen die anderen entdeckt, die zuvor zurückgekehrt sind. Wir stoßen nach.«

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden, auch Xorron hielt sich zurück.

Dr. Tod war zufrieden. Er lächelte böse. Für ihn war ein lang-
ersehnter Traum in Erfüllung gegangen.

Xorron war frei!

Jetzt konnte er zuschlagen.

Asmodina, hüte dich, dachte er. Bald bin ich soweit. Und ich
habe nichts vergessen...

Der Anruf aus New York hatte mich elektrisiert!

Natürlich erinnerte ich mich noch gut an den dunkelhäutigen
Jo Barracuda. Ich wußte, daß er kein Spinner war, sondern ein
G-man, der mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen stand,
allerdings nicht mit Scheuklappen durch die Welt lief. Er wußte
genau, daß es Dinge gab, die man nicht mit einer billigen
Handbewegung abwerten durfte. Gemeinsam hatten wir ein
heißes Abenteuer erlebt, als es gegen das Vampir-Schiff gegangen
war, und wir hatten es im letzten Augenblick geschafft, dort mit
heiler Haut herauszukommen.

Dr. Tod suchte noch immer nach dem letzten Mitglied, das er in
die Mordliga aufnehmen wollte. Xorron sollte erweckt werden,
damit seine Mordliga vollständig war. Als ob sie mir nicht schon
genügend Ärger bereitet hätte. Meine Freunde und ich hatten mit
allen Mitteln versucht, eine Erweckung Xorrorns zu verhindern. Es
klappte nicht, denn wir wußten nicht, wo sich dieser Dämon auf-
hielt. Er konnte überall auf der Welt stecken, doch die letzte Spur
führte nach New York.

Und nun dieser Anruf.

Ich kannte die Stadt zwischen Hudson und East River. Mehr als
einmal hatte ich dort zu tun gehabt. Ich brauchte mich nur an das
Horror-Taxi zu erinnern, sowie an die Reporterin Laurie Ball und
Captain Hamilton. Ob ich wohl dazu kommen würde, ihnen guten
Tag zu sagen? Es war fraglich, denn Suko und ich - den Chinesen
hatte ich mitgenommen - waren praktisch in einer Geheimmission
unterwegs. Nur wenige Leute waren eingeweiht worden. Der FBI
kümmerte sich um den Fall und damit auch ein G-man namens
Jo Barracuda.

Ich freute mich darauf, ihn wiederzusehen. Er war ein sympa-

thischer Bursche, mit dem man Pferde stehlen konnte. Dazu würden wir wohl nicht kommen, wenn ich seinen Worten glauben durfte, dann erwartete uns in Manhattan der nackte Horror. Unsere Maschine flog den John F. Kennedy-Flughafen an. Dort wollte uns Jo abholen.

Wir hatten eine Sondergenehmigung erhalten, damit wir unsere Waffen mitnehmen konnten. Ich hatte alles dabei, auch das Schwert, das einmal Destero, dem Dämonenhenker, gehört hatte. Wir kreisten bereits über dem Flughafen. Unter uns schimmerte blaugrau das Wasser des Atlantiks. Am Himmel stand ein strahlender Sonnenball, der etwas von der Hitze ahnen ließ, die über der Millionenstadt lastete.

In London war der Sommer bisher ziemlich mies gewesen, hier würde er uns voll treffen. Auch kein Wunder, denn New York liegt auf demselben Breitengrad wie Neapel.

Der Clipper hatte seinen Kreis beendet und erhielt Landeerlaubnis. Wir waren schon längst angeschnallt und hockten inmitten erwartungsfroher europäischer Touristen, die das berühmte New York und das Land der unbegrenzten Möglichkeiten kennenlernen wollten. Auch Geschäftsleute waren unterwegs. Sie hockten mit steinernen Mienen auf ihren Sitzen und hatten dunkle Aktenkoffer zwischen die Beine geklemmt.

Der Riesenvogel senkte sich der Landebahn entgegen.

Wie ein langer grauer Streifen lag sie da, schien in die Unendlichkeit zu führen.

Wir setzten auf.

Der Pilot war ein As. Die Maschine rumpelte nicht, kippte auch nicht, sondern lief ruhig aus. Die negative Beschleunigung preßte uns in die Sitze. Der Vogel wurde langsamer und rollte schließlich aus. Wir standen.

Aufatmen, das Lösen der Gurte. Die Passagiere erhoben sich von den Sitzen. Wir waren bis an den langen Schlauch gerollt, durch den wir das Flughafengebäude betreten konnten.

Der Ausstieg schwang auf. Noch drang die Hitze nicht herein, aber eine abgestandene, muffig riechende Luft erreichte unsere Nasen. Wir ließen den Touristen den Vortritt. Kinder wischten an mir vorbei und lachten. So ziemlich als letzte verließen Suko und

ich die Maschine, Ich trug meinen Einsatzkoffer und kleines Handgepäck, während Suko das Schwert in der rechten Hand hielt. Es steckte in einem flachen Behälter. Innen aus Samt, außen aus Leder.

Zollkontrolle.

Männer in Uniformen empfangen uns.

Wir hielten uns etwas zurück, denn ich suchte Jo Barracuda. Es herrschte ein unwahrscheinlicher Betrieb. Das Stimmengewirr aus den gewaltigen Hallen drang als fernes Summen zu uns. Von der Seite her kam ein breitschultriger junger Mann in der Uniform des Zollbeamten auf uns zu.

»Mr. Sinclair?« fragte er mich.

»Ja.«

»Sie werden erwartet. Wenn Sie und Ihr Partner mir bitte folgen würden?«

Wir gingen hinter ihm her. Der Mann brachte uns in einen kleinen Raum, der so spärlich möbliert war, daß man auf den Rest auch hätte verzichten können.

Es gab einen Tisch und einen Stuhl. Auf dem Stuhl saß jemand.

Jo Barracuda, der dunkelhäutige G-man mit dem Filmnamen.

Als wir eintraten, schoß er in die Höhe. »John Sinclair, du alter Geisterkiller und Dämonenfresser!« Er lachte und zeigte seine blitzenden Zähne. Dann haute er mir auf die Schulter, so daß ich leicht in die Knie ging. Auch Suko bekam sein Fett weg, doch der Chinese schlug zurück. Diesmal ging Jo in die Knie.

Er stöhnte. »Himmel, Suko, willst du mir meine Knochen brechen?«

»Ich dachte, die Begrüßung wäre hier so üblich.«

Jo lachte. Dann trat er einen Schritt zurück, nickte und sagte:

»Jetzt seid ihr hier.«

»Und?«

»Da werden sich einige Wesen in New York wundern.«

Ich winkte ab. »Du tust gerade so, als wären wir Supermänner.«

»Wenn ich da an das Vampir-Schiff denke ...«

»War mehr Glück als Verstand, Jo.«

Wir hielten uns nicht lange auf, denn der G-man wollte uns

sofort zum FBI Building fahren. Gemeinsam verließen wir die Bude. Draußen traf uns der Schlag.

Es war wie in den Tropen, und dabei wehte hier noch eine kühle Brise. Ich pustete und spürte Schweiß auf der Haut.

Jo hob die Schultern. »Was willst du, John? In Manhattan ist es noch schlimmer.«

»Dann warte ich hier.«

»Okay, ich sage den Dämonen Bescheid. Sie kommen dich dann der Reihe nach besuchen.«

»Wäre nicht schlecht.«

Wir gingen zum Parkplatz. Manchmal bekamen wir von der Bucht einen kühlen Windstoß mit, der unsere Haare aufwühlte.

Jo fuhr einen vier Jahre alten Ford. Ohne Klimaanlage. Der Wagen war ein Backofen.

Auch Durchzug brachte nicht viel Kühle, und erst der Fahrtwind wirbelte etwas frischere Luft herein.

Ich saß neben Jo. »Bei diesem Wetter«, so sagte der G-man, »kochen die Emotionen über. Da steigt die Rate der Morde und Totschläge schlagartig.«

»Kann ich mir denken. Auch in London ist es so. Wir haben einen heißen Sommer hinter uns.« Dabei dachte ich an die zahlreichen Demonstrationen, die unsere Stadt erschüttert hatten. Wir rollten in den großen Verteilerkreis hinein, der uns auf einen Expressway brachte. Es war die direkte Verbindung zum La Guardia Airport, und diese Straße führte mitten durch Queens, von Süden zum Norden.

Einen Arm hatte ich aus dem Fenster gehängt, während ich den Worten des dunkelhäutigen G-man lauschte.

Er berichtete von dem Auftauchen der Zombies in der South Bronx und daß Polizisten und Gangster in einem gemeinsamen Kampf die Brut erledigt hatten.

»So etwas ist in New York auch noch nicht passiert«, sagte er.

»Waren das wirklich alle?« wollte ich wissen.

»Ich selbst war dabei, als man das Gebiet durchsuchte. Wir haben keine mehr gefunden.«

»Was natürlich nicht heißt, daß keine Zombies mehr vorhanden sind.«

»Genau. Deshalb bist du ja hier.«

»Von Solo Morasso habt ihr nichts gehört?«

Er schüttelte den Kopf und überholte einen Truck. »Nein, John, ich wußte ja von dir, daß sich Morasso in New York befinden sollte. Wir haben sofort alle Hebel in Bewegung gesetzt, sogar die Unterwelt beteiligte sich an der Suche - erfolglos.«

»Das kann ich mir denken. Morasso ist viel zu raffiniert. Der Hundesohn kennt alle Tricks.«

»Einen großen Vorteil haben wir, John«, fuhr Jo Barracuda fort.

»Die Presse haben wir aus dem Spiel halten können. Selbst die Gangster hielten dicht. Sie haben natürlich kein Interesse daran, daß die Sache breitgetreten wird, und zeigten sich kooperativ. So können wir auch eine Panik vermeiden. Und eins sage ich dir jetzt schon. Nie mehr im Leben schaue ich mir einen Zombie-Film an. Die Wirklichkeit übertrifft Romeros Schreckenswerk noch.«

Das konnte ich Jo nachfühlen.

Der Stadtteil Queens erinnerte mich so gar nicht an New York. Hier wirkte alles ländlich, fast europäisch. Nur wenn ich einen Blick nach links warf, dann sah ich die Silhouette der Halbinsel Manhattan in der Sonnenglut liegen.

Über den Wolkenkratzern schwebte ein Dunst, den man mit dem Wort Smog umschreiben konnte. Die Sonnenstrahlen wurden gefiltert, und sie verwandelten die Straßenschluchten in regelrechte Backöfen.

»Wir müssen gleich ab«, erklärte der dunkeihäutige G-man.

»Dann geht es auf dem Long Island Expressway weiter. Der bringt uns direkt zum Queens Midtown Tunnel, der nach Manhattan rüberführt.«

Eine Minute später reihten wir uns in eine Autoschlange ein. Wir fuhren erst rechts, schlugen einen Bogen, passierten danach den über uns herführenden Expressway und erreichten ihn über eine andere Auffahrt.

Der Verkehr nahm zu, aber auf der vierspurigen Bahn kamen wir trotzdem gut voran.

»Was hast du da eigentlich mitgenommen?« wandte sich unser Freund an Suko.

»Ein Schwert.«

Jo lachte. »Ritter sind ja jetzt in. Sogar Romero, von dem wir gesprochen haben, hat einen modernen Ritterfilm gedreht. Über Motorradfahrer in Rittersrüstung, aber daß ihr umgestiegen seid, wußte ich noch nicht.«

Suko erklärte es ihm.

»Dann hätte ich das Schwert auch mitgenommen. Damit könnt ihr die Zombies auflaufen lassen.«

»Du rechnest also damit, daß noch welche da sind«, sagte ich.

»Und wie.«

»Wie steht es denn mit den Polizeikräften?« wollte ich wissen.

»Die befinden sich in ständiger Alarmbereitschaft, John. Und nicht nur die Leute vom FBI, auch die City Police weiß Bescheid.«

»Gibt es dort noch Captain Hamilton?«

»Klar, der alte Haudegen ist nicht unterzukriegen.«

»Weiß er, daß wir kommen?«

»Nein, das ist so geheim wie möglich gehalten worden. Aus verständlichen Gründen.«

»Sicher.«

»Aber du kennst Hamilton?«

»Klar, wir haben schon öfter zusammengearbeitet. Ein sehr guter und fähiger Mann.«

»Ich hoffe, daß Hamilton mit seinen Leuten nicht einzugreifen braucht«, sagte der FBI-Agent, »denn wenn wir erst einmal Großalarm geben müssen, sieht es böse aus.« Da hatte mir der dunkelhäutige G-man aus der Seele gesprochen. Und ich hoffte inständig, daß der Fall ohne Panik über die Bühne gebracht werden konnte.

Vor dem Queens Midtown Tunnel gerieten wir in einen Stau. Wir ließen die Fenster offen, trotzdem erdrückte uns die Hitze fast. Irgendwo jaulten Sirenen. Ein Patrol Car, das hinter uns war, wollte durch. Einige Wagen fuhren zur Seite.

Nur langsam kamen wir voran. Das ging immer schubweise, denn man mußte Tunnelgebühren bezahlen.

In der Röhre wurde es dann noch schlimmer. An der Südseite des UN-Gebäudes erreichten wir Manhattan. Sofort umgab uns ein sagenhafter Betrieb. Es war früher Nachmittag, und wieder einmal wunderte ich mich, wer alles auf den Beinen war.

Die G-men waren vor kurzer Zeit umgezogen. Sie residierten jetzt an der Federal Plaza, Downtown Manhattan, wo auch die City Hall liegt und das World Trade Center, das höchste Gebäude der Halbinsel.

Vierzig Stockwerke zählte das Hochhaus, in dem das FBI-Office New York untergebracht war.

Die G-men harten nur vier Etagen gemietet. Nummer 22, 24,25 und 26. Eine Seite des Gebäudes grenzte an den Broadway.

Über diese Straße fuhren wir auch in Richtung Süden. Fahren war übertrieben, denn wir bewegten uns nur stoßweise voran. Stop an' go, mehr war nicht drin.

Dafür hatte ich Zeit, mir das Treiben auf den Gehsteigen anzuschauen. Es war unheimlich was los. Irgendwie kamen mir die Menschen auch gehetzt vor, vor allen Dingen die im mittleren Alter, die trotz der Hitze noch Anzug und Krawatte trugen, weil sie ihren Geschäften nachgehen mußten.

Die Polizeiwagen waren ununterbrochen auf Achse. Von irgendwoher vernahm man immer das Heulen der Sirenen.

Etwa zwei Yards über der Straße schwebten die Abgase. Bläulich schimmernde Wolken. Wenn man in sie hineinschaute, hatte man das Gefühl, die Straße würde sich bewegen.

»Kann sich nur noch um Stunden handeln«, meinte der schwarze G-man.

»Und was macht ihr, wenn ihr mal dringend zu einem Einsatz gerufen werdet?« wollte Suko wissen.

»Ich bin noch nicht lange in der Stadt, aber ich habe erlebt, daß man mit Hubschraubern flog.«

»Das würde ich auch tun.«

Der Verkehr nahm noch mehr zu, je näher wir dem Bankenviertel kamen. Wall Street ist wohl jedem ein Begriff. Und wir steckten in den Straßenschluchten, wo rechts und links die Fassaden in den Himmel wuchsen. Manche Häuser waren neu. Konstruktionen aus Glas, Aluminium und Beton. Die Sonnenstrahlen trafen nur die oberen Scheiben, wo sie dann blitzend zurückgeworfen wurden, als wäre die Fassade ein gewaltiger Spiegel.

Ich hatte Durst und sagte es auch.

»Bei uns bekommst du die tollen Automatengetränke«, lachte der dunkelhäutige Freund.

»Auch Kaffee?«

»Ja, die Brühe gibt es. Ich habe schon Blasen an den Fingern, so heiß sind die Becher.«

»Wie in London«, sagte ich und dachte dabei an meine Sekretärin Glenda Perkins, die den besten Kaffee der Welt kochte, jedenfalls nach meinem Geschmack.

Als wir schließlich auf den Parkplatz rollten, da atmete ich auf. Endlich hatten wir die Fahrerei hinter uns.

Klimaanlage! Ein Königreich für eine Klimaanlage!

Ich brauchte kein Königreich zu geben, ich bekam sie umsonst. Das Gebäude war klimatisiert. Der Schweiß trocknete auf meiner Stirn.

Das Büro unseres dunkelhäutigen Freundes befand sich im 22. Stock. Es war ebenso nüchtern eingerichtet wie auch meins in London. Zum Glück gab es drei Stühle.

Ich nahm so Platz, daß ich direkt auf die Karte von Groß New York schauen konnte. Daneben hing ein Bild des Präsidenten.

»Kaffee oder was Kaltes?«

Wir entschieden uns für das letzte. Kaffee bei dieser Hitze? Nein danke, außerdem wollte ich nicht, daß sich Jo seine Fingerspitzen verbrannte.

Er ließ uns allein.

Ich stand auf, trat ans Fenster und blickte hinunter in die tiefe Straßenschlucht des Broadway.

Es war kein schönes Bild. Von hier aus wirkte es, als wären die einzelnen Wagen miteinander verbunden. Sie fuhren Stoßstange an Stoßstange, und ich mußte daran denken, daß ich auch in dieser kochenden Hölle gesessen hatte.

Die Luft über dem Asphalt flimmerte, weil die Abgase eine zitternde Wand bildeten.

Schwungvoll wurde die Tür geöffnet. Jo Barracuda kam zurück. Er brachte nicht nur Saft, sondern auch einen hochgewachsenen dunkelblonden Mann um die Vierzig mit, der sich uns als Abe Douglas vorstellte.

Wir nannten unsere Namen.

Douglas lächelte, was allerdings nicht darüber hinwegtäuschen konnte, daß er ziemlich müde war.

Ich erfuhr auch den Grund. Abe Douglas war beim Kampf gegen die Untoten mit dabeigewesen, ebenso wie Jo Barracuda. Douglas hatte den Einsatz sogar geleitet. Als er berichtete, merkte man seiner Stimme an, daß ihm das erlebte Grauen noch immer in den Knochen steckte.

»Das war also in der South Bronx«, sagte ich.

»Genau.«

Ich trat an die Karte und fand das Gebiet sofort. »Können wir nicht davon ausgehen, daß die Zombies, falls welche übrig-geblieben sind, rüber nach Manhattan kommen?«

»Ja.«

Ich nickte und spann den Gedanken weiter, wobei ich einen Schluck Automatensaft nahm, der wie ein Laternenpfahl ganz unten schmeckte. Fad und abgestanden, widerlich. »Wenn Sie dabeigewesen sind, haben Sie unter Umständen einen Anführer gesehen? Ich meine, jemand kann die Zombies geleitet haben.«

»Wäre möglich.« Abe Douglas zündete sich ein Zigarillo an und paffte blaugraue Wolken. »Aber mir und meinen Männern ist nichts dergleichen aufgefallen.«

»Das ist schlecht.«

»Sie gehen davon aus, John, daß die Zombies einen Führer gehabt haben?«

»Ja.«

»Und was bringt Sie zu dieser Meinung?«

Ich krauste die Stirn. »Eine Erfahrung, mein Lieber. Ich suche einen Mann namens Solo Morasso, wie Sie sicherlich gehört haben. Der soll sich seit einigen Wochen hier in New York aufhalten, und er sucht einen Dämon, der auf den Namen Xorron hört und Herr über Zombies und Ghouls sein soll. Daß hier in New York Zombies erschienen sind, ist für mich Beweis genug.

Irgendwie muß es Solo Morasso, alias Dr. Tod, gelungen sein, Xorron zu erwecken. Aber nicht nur ihn. Er hat sich direkt seine Armee der Untoten mitgebracht und wird sicherlich New York in ein Chaos stürzen wollen.«

Der G-man Abe Douglas hatte mir mit offenem Mund zugehört.

Nach meinen Worten grinste er hölzern. »Wenn ich sie ja nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, dann würde ich Sie für einen Lügner und Aufschneider halten, John. Aber so sieht die Sache schon ganz anders aus. Ich glaube Ihnen, John, und ich glaube auch an die Gefahr, in der wir alle schweben.«

»Was sagt Ihr Chef?«

»Der steht auf meiner Seite. Ich habe völlig freie Hand.«

»Das ist gut.«

»Leider wissen wir nicht, wo wir anfangen müssen zu suchen«, meinte Suko.

Ich schnappte den Ball auf, den er mir zugeworfen hatte. »Mit anderen Worten, wir sitzen hier untätig herum und warten darauf, daß sich der Gegner meldet. Gefällt mir gar nicht.«

»Mir auch nicht«, erwiderte Douglas.

Da schrillte das Telefon. Jo Barracuda war als nächster am Apparat und schnappte den Hörer.

Er meldete sich mit Namen und hörte eine Weile zu. Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. »Okay«, sagte er, »laßt alles so, wie es ist, wir kommen.«

»Was ist geschehen?« fragte Abe Douglas.

»Keine Ahnung, aber irgendeine Schweinerei im Central Park. Sie scheint mit den Zombies zusammenzuhängen ...«

Irgendwie erinnerte mich der Central Park an unseren Hyde Park. Auch hier wimmelte es bei schönem Wetter von Menschen.

Familien ruhten sich aus, lagen faul in der Sonne, und ich hatte auch einige knackige Girls mit oben ohne entdeckt.

Gern wäre ich ausgestiegen, aber der Fall ließ mir für die angenehmen Dinge des Lebens leider keine Zeit.

Polizisten hatten ein Gebiet abgesperrt, in dem es eigentlich nicht viel zu sehen gab. Nur aufgeworfene Erde und einen Steinhaufen, der neben einem Sockel lag.

Abe Douglas wußte nicht so recht, was er hier sollte, bis ich ihn aufklärte.

»Die Spuren weisen eindeutig darauf hin, daß die Toten aus der Erde gekommen sind.«

Baff schaute er mich an.

»Glauben Sie denn, die Zombies fallen vom Himmel?«

»Nein, das nicht, aber aus der Erde?«

»Ja, aus Gräbern, Gruften, überall her.«

»Das ist kaum glaublich.«

Ich wechselte das Thema. »Wie war es möglich, daß man Sie alarmierte, Abe?«

»Wir haben die Weisung erlassen, daß alle ungewöhnlichen Fälle sofort an uns weitergeleitet werden.«

»Das war gut.« Ich schritt den Weg ab. Nach den Spuren zu urteilen, schienen hier mehr als zehn Untote aus der Erde gestiegen zu sein, vielleicht das Doppelte. Im Hintergrund drängten sich die Neugierigen.

Leute von der Spurensicherung waren ebenfalls eingetroffen.

Mit ihnen unterhielt ich mich, und mir wurde gesagt, daß man im weichen Erdreich auch Reifenabdrücke entdeckt hatte.

»Jemand ist hierher gefahren.«

»Können Sie die Marke des Wagens feststellen?« wollte ich wissen.

»Das haben wir schon. Es war ein Cadillac. Die Reifenspuren ließen sich sehr deutlich identifizieren.«

Jetzt wußten wir immerhin, welch einen Wagen Dr. Tod höchstwahrscheinlich fuhr.

Das sagte ich auch Abe Douglas.

»Gekauft haben wird er sich ihn kaum, eher geliehen. Wir werden beides überprüfen. Die Leihwagenfirmen und auch die Händler, die Wagen dieser Marke verkaufen. Wenn wir da fündig werden, und das dauert gar nicht mal so lange, wie ich aus Erfahrung weiß, könnten wir noch heute am frühen Abend die Fahndung anlaufen lassen.« Er grinste erleichtert.

Doch das Grinsen gefror ihm auf den Lippen. Beide vernahmen wir den gellenden Schrei, der zu uns herüberwehte. Eine Frau hatte ihn ausgestoßen.

Wir kreiselten herum.

Die Frau wankte aus einem in der Nähe liegenden Gebüsch.

Beide Hände hatte sie gegen ihre Wangen gepreßt, schluchzte, schrie und kreischte in einem.

Schockwirkung! Suko und Jo Barracuda standen am nächsten. Die beiden liefen los und verschwanden im Gebüsch. Als wir die Stelle erreichten, kamen sie uns entgegen.

Jo war grau im Gesicht, und in Sukos Miene regte sich kein Muskel.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

»Sieh selbst nach, John«, erwiderte mein Partner mit kratziger Stimme.

Ich hob Zweige zur Seite und duckte mich etwas, damit Abe Douglas über meine Schulter schauen konnte.

»Mein Gott!« preßte er hervor und wandte sich ab.

Ich schaute noch zwei Sekunden länger. Was einen New Yorker G-man so aus der Fassung gebracht hatte, war eine halbverweste kopflose Leiche, die im hohen Gras lag, als hätte man sie kurzerhand dorthin geschleudert.

Ich ging ebenfalls.

»Die Zombies!« flüsterte Jo Barracuda, während Abe zu Boden starrte und immer wieder den Kopf schüttelte.

»Nein, Freunde, nicht die Zombies. Das war ein Zombie, den man durch Kopfschüsse getötet hat.«

»Aber keiner von den Polizisten.«

»Das stimmt«, gab ich Abe recht.

Jo fragte: »Wer dann?«

Für die Antwort fühlte sich Suko zuständig. »Vielleicht hat sogar ein Mitglied der Mordliga dieses Wesen umgebracht.«

»Das wäre doch unlogisch!« rief Abe Douglas. »Glauben Sie denn, die würden sich gegenseitig töten?«

»In der Regel nicht«, sagte ich. »Aber keine Regel ohne Ausnahme. Wer von uns weiß denn, was hier vorgefallen ist?«

»Da haben Sie recht, John. Verdammt, da haben Sie recht!«

Es war ihnen gelungen, unbeobachtet zu bleiben. Im Schutze der Nacht waren Dr. Tod, die Mitglieder der Mordliga und die Zombies sowie die Ghouls verschwunden.

Xorron führte sie an. Und für ihn wußte Solo Morasso auch schon ein Versteck.

Die Armee des Schreckens erreichte die Südseite des Central Park und damit ein Gebiet, wo die großen Hotels der Riesenstadt in den Himmel wuchsen. Herbergen für Touristen, die Tausende von Menschen aufnehmen und versorgen konnten. Im sogenannten Theatre District wollte er tagsüber untertauchen und erst bei Dunkelheit erscheinen. Hier pulsierte das Leben, hier schlug das Herz der Riesenstadt.

Times Square, Broadway, Rockefeller Center, Waldorf Astoria, um nur einige Schlagworte zu nennen. Wenn die Zombies hier erschienen, war die Panik perfekt.

Noch war es nicht soweit. Tagsüber mußten sie sich versteckt halten. Erst wenn die Dunkelheit angebrochen war, kamen sie aus ihren Löchern.

Sie verließen den Park nicht, sondern fanden in der Nähe des Columbus Circle einen Einstieg in die Unterwelt. Niemand sah sie, als sie durch den Schacht in die Abwasserregion eintauchten.

Zombie für Zombie verschwand. Die Ghouls folgten, den Schluß bildete Xorron.

Auch er gierte nach Menschen.

Immer wieder hatte er es Morasso zu verstehen gegeben, doch Dr. Tod hatte ihn stets abgewiesen.

»Nein, du mußt warten.«

Xorron fügte sich. Aber beruhigt war Morasso nicht. Er traute diesem Monster nicht über den Weg. Als er den Kanaldeckel schloß, stand auch LadyX neben ihm.

»Es ist dir nicht wohl, oder?« fragte sie.

Dr. Tod richtete sich auf. »Nein.«

»Hast du dich übernommen?«

»Das glaube ich nicht. Aber ich habe nicht damit gerechnet, daß noch so viele Zombies und Ghouls mit aus der Erde kamen. Es wird schwer sein, sie unter Kontrolle zu halten.«

»Willst du die anderen holen?«

»Nein, wir würden zu leicht auffallen. Bisher hat uns niemand entdeckt. Ich hoffe, das bleibt so. Komm jetzt mit, wir fahren.«

Sie gingen zum Wagen. Tokata war auf der Rückbank sitzen geblieben. Er traute sich kaum heraus. Das Hotel, in dem sie Zimmer gemietet hatten, hatte eine Garage, von der es einen direk-

ten Weg zum eigentlichen Gebäude gab. Dort konnte Tokata dann ungesehen das Zimmer erreichen.

Weit hatten sie nicht zu fahren. Der schwere Caddy umrundete den Columbus Circle und fuhr in den Broadway ein.

Ihr Hotel lag in der 53. Straße West. Sie mußten erst um den Block herum, um in diese Straße einbiegen zu können. Es gab eine Zufahrt zu einem Hof. Dort führte eine Rampe in die Tiefgarage, über die der später errichtete Anbau stand.

»Duck dich«, befahl Solo Morasso, als sie in den Hof einrollten. Der Befehl galt Tokata, und der Samurai des Satans tauchte tatsächlich unter.

Auf dem nur mäßig erleuchteten Hof standen einige Menschen. Sie waren sommerlich gekleidet und lachten, denn sie wollten zu einer Tour aufbrechen.

Langsam rollte der schwere Caddy näher. Die Scheinwerferlanzen blendeten, die Menschen gingen zur Seite.

»Benzinverschwender!« rief jemand.

Morasso hörte nicht. Er schaute zu, wie LadyX den Wagen die Rampe hinunterlenkte und in die Garage fuhr, wo sie einen Stampparkplatz gemietet hatten.

Zum Hotel ging es links, der Weg in den Anbau lag gegenüber. Zuerst stieg LadyX aus. Dr. Tod und Tokata blieben noch im Wagen sitzen.

Die Scott horchte. Auf dem Hof über der Garage standen noch immer die Nachtbummler. Eine Frau lachte laut. Dann eine Männerstimme: »Kommt jetzt endlich, sonst ist die Nacht vorbei, und wir stehen hier wie die Ölgötzen.«

»Ja, Jamie, du wirst deinen Strip noch sehen. Und hinterher werde ich mich ausziehen.«

»Gut!« schrie ein anderer. »Können wir da zusehen?«

»Nur gegen Entgeld.« Die Leute lachten und zogen sich zurück. Ihre Schritte verklangen.

Dr. Tod meldete sich. Es war jeden Abend das gleiche. »Ist die Luft rein?« flüsterte er und hatte seinen Kopf aus dem nach unten gelassenen Fenster gesteckt.

»Glaube ja.« LadyX ging zur Seite. »Ich sehe aber sicherheits- halber nach.«

»Gut.«

Es war ein ziemlich großer Komplex, der von viereckigen Säulen gestützt wurde. Licht konnte man selbst einschalten. An jeder Säule befand sich ein Schalter.

Darauf hatten LadyX und Dr. Tod bisher immer verzichtet. Die Dunkelheit war für sie besser.

Pamela Scott trat nicht leise auf. Die MPi hatte sie im Wagen gelassen. Sollte ihr jemand begegnen, so wollte sie nicht mit der Waffe in der Hand gesehen werden. Nur nicht auffallen, so hieß ihre Devise, mit der sie bisher gut gefahren war. Das Hotel konnte man als anonym bezeichnen. Da kümmerte sich keiner um den anderen.

Wie gesagt, bisher war alles glatt gelaufen, doch seltsamerweise hatte LadyX heute ein komisches Gefühl. Sie wurde den Verdacht nicht los, daß man sie beobachtete. Irgend jemand lag auf der Lauer und ließ sie nicht aus den Augen. Im Laufe der Jahre hatte sie einen Instinkt für Gefahren entwickelt, und hier roch es nach Gefahr.

Sie blieb stehen.

Rechts und links befanden sich die abgeteilten Parktaschen. Dort standen die Wagen der Hotelgäste. Sie lagen im Dunkeln. Der etwas hellere Schein der Leuchtreklamen verlief sich auf der breiten Rampe.

Die Tiefgarage lag im Dunklen.

Schritte!

LadyX spannte sich. Angst hatte sie nicht. Sie wußte nur nicht so recht, woran sie war. Langsam drehte sie sich.

Das war nicht nur eine Person, die sich in ihrer Nähe aufhielt, sondern mehrere.

Mindestens zwei.

Nein, drei. Sie hatte sich verzählt, denn soeben lösten sich die Typen aus den Deckungen der Säulen.

Es waren Mugger, Straßenräuber. Ein Weißer, zwei Farbige.

Die beiden dunkelhäutigen trugen glänzende Boxershorts und T-Shirts. Die Turnschuhe an ihren Füßen leuchteten weiß, und auch Messerklingen blitzten.

Der Weiße hatte über seinen nackten Oberkörper eine rötlich

schimmernde Stoffjacke gehängt. Die enge Hose war pech-schwarz. Er hielt keine Waffe in der Hand, doch in seinem Gürtel steckte ein Revolver.

Ein Trio, wie es dies in New York des öfteren gab. Kalt, brutal, zu allem entschlossen. Junge Leute, die sich auf eigene Faust durchschlugen und sich dabei über Recht und Gesetz hinwegsetzten.

LadyX atmete tief ein. Sie wußte, was die drei von ihr wollten.

»Haut ab!«, sagte sie.

Leises, meckerndes Lachen schallte ihr entgegen. Dann sagte der Weiße: »Du glaubst doch nicht, Süße, daß wir hier umsonst gewartet haben. Wir haben dich über eine Woche lang beobachtet, wie du und der alte Knacker in die Tiefgarage gefahren seid. Hier entkommst du uns nicht mehr.«

»Macht keinen Unsinn!« warnte LadyX. Sie dachte dabei an Tokata. Den hatten die Mugger noch nicht gesehen.

»Wir machen auch keinen Unsinn, wir wollen nur dich. Erst bin ich dran, dann meine Freunde. Und damit du vor Freude nicht schreist, wird dir einer immer das Messer an deinen hübschen Hals halten. Ist doch ein Geschäft, oder?«

»Verschwindet! Die letzte Warnung!« LadyX hätte normalerweise nicht so viel Geduld aufgebracht, aber sie wollte keinen Ärger haben. Die Straßengangster merkten nicht, daß sie mit ihrem Leben spielten. Sicherlich hatte Solo Morasso schon etwas gehört und würde entsprechende Gegenmaßnahmen einleiten.

»Warnung? Du warnst uns?«

»Ja, ich. Weil ich es gut mit euch meine. Ihr wollt doch noch ein wenig leben, nicht wahr?«

»Du erhoffst dir was von dem Alten, wie?«

LadyX schwieg.

Der Weiße wandte kurz den Kopf. Dann zog er seine Waffe. Es war eine Luger-Pistole. »Geh mal zu dem Alten hin, Blabby, und rasier ihm ein wenig das Kinn und den Hals.«

»Okay.« Einer der beiden Farbigen tänzelte an LadyX vorbei. Dabei pfiff er ein Liedchen.

Diese Idioten, dachte Pamela Scott.

Plötzlich blieb Blabby stehen. Das war in gleicher Höhe mit dem Anführer. »Verdammt«, sagte er.

»Was ist?« fragte der Weiße.

»Da kommt jemand.«

»Der Alte?«

»Nein, ich ...« Er redete nicht weiter, sondern ging zurück.

Seine Augen hatte er weit aufgerissen, sie waren verdreht, und die Hand mit dem Messer zitterte.

»He, was ist los?« wollte der Weiße wissen, während sich Lady X entspannte und spöttisch lächelte.

»Sieh selbst!«

Das tat der Weiße auch. Er drehte sich um.

Tokata kam!

Eine unheimliche, schaurige Gestalt, die sich langsam aus der Dunkelheit schälte und zu einem Fanal des Schreckens wurde.

Dr. Tod hatte die Geduld verloren und den Samurai des Satans vorgeschickt.

Auch der Anführer bekam es mit der Angst zu tun, obwohl er sie nicht zeigen wollte. Bewußt forschte er: »Hi, Partner, wer bist du denn? Haben sie dich aus einem Bühnenstück entlassen? Geh mal in die Garderobe und zieh dich um!«

Tokata sagte nichts. Er ging weiter und zog sein Schwert. Der Weiße starrte auf die Klinge, seine Augen wurden ebenfalls groß wie die seines dunkelhäutigen Kumpans, und er ahnte, was die Gestalt mit ihm vorhatte.

»Los, nehmt euch die Puppe vor!« schrie er.

Lady X reagierte bereits. Sie wurde zwar noch bedroht, aber es war leicht, die Messerhand wegzuschlagen. Dann rammte sie dem Kerl ihren Ellbogen in die Brustgrube, so daß er zurückgeschleudert wurde und gegen einen parkenden Wagen dröhnte.

Der Weiße aber konnte sich nicht länger zurückhalten. Er oder ich, sagte er sich.

Er schoß!

Für den Bruchteil einer Sekunde erhellte der Widerschein des Mündungslichts die unmittelbare Umgebung vor dem Weißen. Er sah auch Tokata besser und dessen schaurige Erscheinung. Und er sah, wie die Kugel in die Brust des Unheimlichen hieb, sogar der dumpfe Schlag war genau zu hören.

Jetzt mußte er fallen!

Er fiel nicht.

Der Weiße wollte nicht glauben, was er mit eigenen Augen sah. Er schüttelte den Kopf, und er hob noch einmal seine Waffe, um eine zweite Kugel zu verschießen. Vielleicht hatte er sich beim erstenmal getäuscht und doch danebengeschossen.

Tokata ließ ihn nicht mehr abdrücken. Plötzlich spürte der andere einen beißenden Schmerz am rechten Handgelenk. Er war nicht mehr in der Lage, die Waffe zu halten, seine Finger - voller Blut - öffneten sich, und die Pistole fiel zu Boden.

Tokata ging weiter.

Das Gesicht des Weißen verzerrte sich. Er lief zurück, drehte sich um, wollte rennen und kam nicht mal einen Schritt weit.

Der glühende Schmerz im Rücken trieb ihn herum. Er torkelte, fiel nach rechts, hielt die Arme dabei weit ausgestreckt und krachte gegen einen Wagen.

Es war ein Chrysler, auf dessen Kühlerhaube er zu liegen kam, sich herumwälzte und plötzlich dem Tod ins Auge sah.

Tokata stand vor ihm.

Ein dunkler, unheimlicher Riese, nur mit einem Arm, aber ungeheuer gefährlich.

Der Weiße riß den Mund zu einem Schrei auf. Tokata stoppte ihn, bevor er über die Lippen drang.

Seine Klinge machte ein Ende.

Als hätten Hände sie angestoßen, so rutschte die Leiche über die Motorhaube des Chryslers. Danach schlug sie dumpf auf den kalten Betonboden.

Tokata drehte sich um. Er suchte die anderen beiden.

Die waren verschwunden. Sie hatten eine günstige Sekunde genutzt und sich aus dem Staub gemacht. Zudem kannten sie sich hier unten ausgezeichnet aus, ihnen war jeder Schlupfwinkel bekannt.

Dr. Tod gefiel das natürlich nicht. »Die werden reden!« zischte er.

Die Scott schüttelte den Kopf. »Die reden nicht, sondern halten ihren Mund.«

»Wieso?«

»Ich kenne die New Yorker Mugger. Die haben so viel Dreck am

Stecken, daß sie rot werden, wenn sie einen Bullen nur sehen. Nein, die verkriechen sich, halten ihren Mund und warten, bis der Schock vorbei ist, um dann wieder zu arbeiten.«

»Wenn du meinst ...«

»Meine ich.«

»Und was ist mit der Leiche?« fragte Morasso.

»Tokata muß sie wegschaffen.«

»Klar, aber wohin?«

Da wußte Lady X auch keine Antwort. Nur liegenlassen konnten sie den Toten nicht. So beschlossen sie, ihn in den Kofferraum eines anderen Wagens zu legen. Da stand ein Mercedes gerade richtig. Den Kofferraum zu öffnen bedeutete keine Schwierigkeit. So etwas übernahm Tokata gern. Mit der Schwertspitze drückte er ihn auf, und der Deckel glitt in die Höhe.

Dann packte der Samurai des Satans den Toten in den Kofferraum und hieb den Deckel wieder zu.

Solo Morasso lachte. Für solche und ähnliche Späße war er immer zu haben. »Der Fahrer wird sich wundern.« Er nickte seinen beiden Komplizen zu. »Kommt jetzt, wir haben schon genug Zeit vertrödelt. Die nächste Nacht wird heiß.«

Das glaubte man ihm unbesehen.

Die Fahndung nach einem Caddy lief.

Heerscharen von Polizisten klapperten die Verleihfirmen und auch die Autohändler ab. Ständig wurden die Namen von Mietern oder Käufern durchtelefoniert.

In den FBI-Büros wurde dann organisiert und koordiniert. Ich bekam davon nichts mit, weil ich im Bereitschaftsraum auf einem Feldbett lag und schlief.

Die Hitze hatte mich einfach umgeworfen. Hinzu kam die Zeitverschiebung, und wieder einmal mußte ich feststellen, daß ich auch nur ein Mensch bin und kein Supermann. Man würde mich wecken, wenn ein Ergebnis vorlag.

Zwei Betten weiter schnarchte Suko. Für ihn gab es auch nichts zu tun. Er wollte ebenfalls Kräfte für eine Auseinandersetzung sammeln, die garantiert bevorstand.

Als mich jemand an der rechten Schulter rüttelte, schreckte ich hoch. Sofort setzte ich mich auf und schaute mich verwirrt um, weil ich im ersten Augenblick nicht wußte, wo ich mich befand. Dann sah ich vor mir das grinsende Gesicht meines dunkelhäutigen Freundes. Sofort war die Erinnerung wieder da.

»Hi, John, alles klar?«

»Und wie.« Ich nickte, wobei ich bereits die Beine herumschwang. Ich fühlte mich tatsächlich frischer.

Auch Suko stand auf. Er war ebenfalls erwacht und lauschte Jos Worten.

»Wir haben ihn!«

»Dr. Tod?« fragte ich sofort.

»Nein, aber den Caddy.«

Ich piffte durch die Zähne. »Wo denn?«

»Er hat den Wagen bei einer kleinen Firma geliehen. Aber nicht allein. Da war noch eine Frau bei ihm. Schwarze lange Haare und ...«

»Klar, das ist Lady X.«

»Die Fahndung läuft schon«, erklärte mir der dunkelhäutige G-man. »Jeder Polizist weiß Bescheid und hält die Augen offen. Da ist vielleicht was los, kann ich dir sagen.«

»Sei doch froh.« Wir verließen den Bereitschaftsraum. Auf dem Weg zum Büro passierten wir einen der berühmten Automaten, und ich kaufte mir einen Becher Saft, um den faden Geschmack aus dem Mund zu spülen.

»Wie steht es mit Meldungen?« fragte ich Jo, als wir in seinem Office hockten.

»Verstehe ich nicht.«

»Sind Zombies aufgetaucht, oder ist etwas Ungewöhnliches geschehen, während wir schliefen?«

»Manhattan kocht zwar langsam über, aber da ist nichts passiert, was mit unserem Fall in einem unmittelbaren Zusammenhang steht, John. Das übliche. Raub, Messerstechereien, auch Morde ...«

»Und das ist das übliche?«

»Leider, John, leider. Diese Stadt hier ist verdammt. Da schlägt der Teufel mit der Faust rein.«

Über Rohrpost wurden laufend neue Berichte in das Büro geschleust. Inzwischen war auch der Zombie vom Central Park untersucht worden. Die Ärzte konnten nur die Köpfe schütteln. Wenn sie die Untersuchungsergebnisse nicht täuschten, war dieses Wesen bereits seit einigen hundert Jahren tot.

Dann erschien Abe Douglas. Er schwenkte einen Zettel aus dünnem Papier. »Leichenfund in einer Hotelgarage«, sagte er. »Ich wäre dafür, daß wir uns die Sache mal anschauen.«

»Haben Sie einen Grund?« wollte ich wissen.

»Ich sprach mit dem zuständigen Arzt der Mordkommission. Der Mann ist gestorben, weil er von mehreren Stichen und Hieben getroffen wurde. Das war entweder ein Amokläufer oder ...«

»Tokata«, vollendete ich.

Suko warf mir einen schnellen Blick zu. »Schätze, wir nehmen die Waffen mit«, sagte er.

Ich nickte.

Mit dem Lift fuhren wir nach unten. Abe Douglas blieb zurück, aber Jo Barracuda befand sich an unserer Seite. »Das lasse ich mir doch nicht entgehen.«

Diesmal fuhren wir mit Konzert. Die Sirene wimmerte. Es war Abend, die Hitze hatte nicht nachgelassen, dafür nahm die Konzentration der Abgase zu.

Eine verdammte Sache, dieser gesundheitsgefährdende Kreislauf. Wir fuhren nach Norden. Das Hotel lag zwischen Broadway und 7. Avenue und hieß Hotel Lee.

Jo erlitt ein paar Wutanfälle, weil wir trotz eingeschalteter Sirene kaum schneller vorankamen. Schließlich fuhr er über den Gehsteig. Als wir unser Ziel endlich erreichten, waren wir bis auf die Haut naß.

Auf einem Hinterhof hielten wir an. Hier standen schon die Wagen der Mordkommission. Zu Fuß betraten wir die Tiefgarage, wo das Opfer gefunden worden war.

Ein schreckensbleiches Ehepaar fiel uns zuerst auf. In ihrem Kofferraum hatte die Leiche gelegen. Man hatte sie dorthin geschleppt, anhand der Blutspuren konnten wir den Weg deutlich verfolgen. Die Leiche war bereits zugedeckt worden. Ich wollte sie trotzdem noch einmal sehen.

Sie bot einen schrecklichen Anblick. Ja, das konnte Tokata gewesen sein, der diesen jungen Mann ermordet hatte.

Ich wandte mich ab.

Der Arzt stand in greifbarer Nähe. Ich erkundigte mich bei ihm nach dem Eintreten des Tods.

»Oh, der Mann liegt bereits seit zwölf Stunden hier im Kofferraum«, gab er mir zu verstehen.

»So lange?«

»Ja, die Temperatur war schon ziemlich gesunken. Der Mord ist nach Mitternacht passiert.«

Nach Mitternacht also. Aber wieso in diesem Hotel? Hatte Dr. Tod vielleicht hier Unterschlupf gefunden? Das wäre natürlich ein Ding gewesen. Den Wagen hatte er auf den Namen Solo Morasso gemietet. Unter Umständen war er hier unter dem gleichen Namen abgestiegen. Ich wollte mich erkundigen. Zuvor jedoch machte mich Suko auf etwas aufmerksam. Er zog mich zur Seite und zeigte mir einen abgestellten Wagen. »Das ist ein Cadillac, John!«

Wieder ein Steinchen, das in das Mosaik paßte.

Ich sprach mit Jo Barracuda über Sukos Entdeckung. Der dunkelhäutige G-man war plötzlich nervös. »Mensch, John, wenn das wirklich wahr wäre, daß wir Dr. Tod hier finden könnten ...«

»... befänden sich zahlreiche Menschen in Gefahr. Tokata würde sicherlich durchdrehen, glaub mir.«

»Aber was machen wir dann?«

»Zunächst einmal erkundigen wir uns an der Rezeption, ob Morasso überhaupt hier abgestiegen ist.«

»Sicher.«

Den Weg in die Hotelhalle brauchten wir nicht zu suchen. Wir fuhren mit dem Lift nur zwei Etagen höher.

Die Luft war herrlich. Klimatisiert, und die Kühle tat uns allen gut. Es herrschte reger Betrieb in der Halle, weil in diesem Hotel auch Touristen abstiegen.

Hinter der Rezeption arbeiteten mehrere Leute. Einer trug einen dunklen Anzug, er schien so etwas wie der Chef vom Ganzen zu sein. Den schnappte sich Jo Barracuda.

»Sie wünschen, Sir?« Die Stimme des Mannes mit der Halbglatze klang ein wenig blasiert.

Jo war solche Spielchen gewöhnt. Er gab keine mündliche Antwort, sondern präsentierte seine FBI-Marke.

Da fiel dem Mann die Kinnlade nach unten. »Bitte, Mister, kein Aufsehen. Wenn es eben geht ...«

»Das liegt an Ihnen, Meister.«

»Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht. Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Meine Kollegen und mich würde es interessieren, ob bei Ihnen ein gewisser Solo Morasso wohnt.«

»Das haben wir gleich, Sir.« Sein Ton wurde immer freundlicher. Er drehte sich um, bückte sich und öffnete unter dem Tresen einen Karteikasten. Auf Schienen fuhr der Kasten heraus.

Der Mann mit der Halbglatze blätterte die einzelnen Karten durch und murmelte den Namen vor sich hin. Dann kam er hoch, wobei sein Gesicht rötlich angelaufen war.

»Nein, Gentlemen, damit kann ich Ihnen leider nicht dienen. Ein Mr. Morasso wohnt hier nicht.«

Wir waren enttäuscht.

Doch der Mann hatte noch einen Trumpf in der Hinterhand. »In unserem Anbau wohnt jemand, dessen Name mit Moran angegeben ist. Er hat dort eine unserer Suiten gemietet, weil er nicht allein gekommen ist, sondern noch jemanden mitgebracht hat. Seine Tochter.«

»Wie sieht die Tochter aus?« fragte ich sofort.

»Ich habe sie und Mr. Moran erst einmal zu Gesicht bekommen. Da bin ich wirklich überfragt.«

Ein Bild der Lady X trug ich bei mir. Es stammte noch aus ihren Tagen als Terroristin. Das hielt ich dem Mann mit der Halbglatze unter die Nase.

»Ist sie das?«

Der Knabe setzte erst seine Brille auf, bevor er sich das Foto genau anschaute und dabei zweifelnd das Gesicht verzog. »Es könnte sie sein. Sicher bin ich mir nicht.«

Ich nahm das Bild wieder an mich. »Vielen Dank, Sie haben uns sehr geholfen.«

»Was wollen Sie jetzt unternehmen, Gentlemen? Die Gäste verhaften oder irgendwie ...«

»Nicht verhaften und nicht irgendwie«, erwiderte ich. »Es war nur eine Routineangelegenheit.«

Der Angestellte atmete auf.

Wir gingen. »Das hast du doch nur als Ausrede benutzt«, sagte Jo Barracuda.

»Sicher.« Ich blieb stehen. »Wir werden uns diesen Anbau einmal genauer anschauen.«

»Kennst du die Zimmernummer?«

»Nein, danach habe ich bewußt nicht gefragt. Bestimmt sehen wir einen Hotelangestellten, der uns Auskunft geben kann.«

So war es auch. Auf dem Weg zu unserem Ziel lief uns ein Zimmermädchen in die Arme. Wir erhielten unsere Auskunft und sie ein Trinkgeld.

»Suite drei also«, murmelte Jo. »Na denn ...«

Wir mußten durch einige Gänge und noch einmal fragen.

Schließlich erreichten wir den Anbau und auch die entsprechende Suite mit der Nummer drei.

Wir standen in einem ziemlich breiten Gang vor der Tür, die zu unserem Ziel führte. Wenn sich Dr. Tod, LadyX und Tokata wirklich in dieser Suite befanden, würde es schwer sein, sie aus den Räumen zu holen. Ein wenig mulmig war mir schon dabei.

»Soll ich das Hotel umstellen lassen?« erkundigte sich der dunkelhäutige G-man.

»Nein, das gäbe zuviel Aufsehen.«

»Dann willst du es so versuchen?«

Ich nickte.

»Zuerst müssen wir einmal reinkommen«, sagte Suko. »Machen wir es auf die einfache Tour?«

»Klar.«

Ich klopfte dreimal fest gegen das Holz, so daß das Geräusch auch gehört werden mußte. Dann trat ich sofort zurück, um in den toten Winkel zu gelangen.

Schon vernahmen wir die Frauenstimme. Ich zuckte zusammen, als ich sie erkannte. Das war LadyX!

»Sie wünschen?«

Jo Barracuda übernahm das Wort. »Der Zimmerkellner, Madam. Die Hotelleitung erlaubt sich, Ihnen als Dauergast ein kleines Präsent zu überreichen.«

»Ein Geschenk?«

»Ja.«

»Moment bitte.«

Ich gab Jo ein Zeichen, daß er sich ebenfalls in den toten Winkel stellte. Und das war sein Glück, denn die Antwort war für Lady X typisch.

Sie schoß.

Die Schüsse klangen nur gedämpft auf, doch plötzlich zeigte die Tür Löcher, und das Blei jaulte hindurch, bevor es gegen die Wand klatschte.

»Zimmer-Service!« schrie sie. »Das ist mein Service, ihr verfluchten Hundesöhne.« Eine weitere Garbe folgte. Sie zerhämerte allerdings auch das Türschloß - unser Glück.

Längst hatten wir unsere Waffen gezogen. Suko hielt auch das Schwert in der Hand. Ich gab ihm ein Zeichen, und er warf es mir rüber. Geschickt fing ich es auf und drückte mit der Spitze die Tür nach innen.

Als Antwort ratterte wieder eine Garbe. Weitere Kugeln durchschlugen das Holz, und die Splitter fegten uns um die Ohren. Danach war es still.

Wir hörten auch keine Schritte. Ich wagte es und stieß die Tür auf.

Diesmal schoß niemand. Hatten sich die anderen vielleicht zurückgezogen?

Es fiel mir schwer, im Flur zu lauern. Am liebsten wäre ich vorgestürmt, doch die Vernunft gebot es, sich erst einmal zurückzuhalten.

Suko stand neben mir. Gegenüber schaute ich in das angespannte Gesicht von Jo Barracuda. Er hielt einen Revolver in der Hand. Allerdings seine normale Dienstwaffe, keine mit Silberkugeln geladene. Das war schlecht.

Ich machte ihn flüsternd darauf aufmerksam und warf ihm meine Beretta zu.

Er fing sie geschickt auf.

Über eine Minute hatte sich nichts getan. Wir hörten auch keine Geräusche, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß Dr. Tod und die Mitglieder seiner Mordliga so lange warten wollten. Dafür waren sie einfach nicht die Typen.

»Gebt mir Feuerschutz«, sagte ich zu meinen Begleitern, zog den Kopf in den Nacken, atmete noch einmal tief durch und stürmte dann vor. Mit dem Arm wuchtete ich die Tür vollends auf, dann hechtete ich in den Raum, berührte den Boden, rollte mich über die Schulter ab und stand.

Blitzschnell beschrieb ich einen Halbkreis.

Ich befand mich in einem leeren Flur. Links ging eine Tür ab und auch am Ende des Flurs.

»Kommt!« rief ich den beiden Freunden zu.

Suko und Jo erschienen. Ich hatte inzwischen die nahe Tür aufgedrückt und schaute in ein gelb gekacheltes, allerdings leeres Bad. Niemand hielt sich dort versteckt.

Der Chinese deckte mit schußbereiter Waffe den Weg zur anderen Tür hin ab.

Sie stand offen.

Leicht schwang sie hin und her, tickte einmal gegen die Wand und dann wieder zurück.

Ich trat sie auf.

Gegenüber lag das offene Fenster. Jetzt war mir klar, warum wir keinen gesehen hatten. Dr. Tod und LadyX hatten das Weite gesucht. Ich durchquerte den Raum, schaute aus dem Fenster in den Hinterhof und sah keine Spur von unseren Gegnern.

Sie waren schlauer gewesen. Die Chance, sie zu finden, war verschwindend gering, denn von hier bis in das Menschengewimmel des Theatre District war es nur ein Katzensprung. Dort konnten sie untertauchen.

»Was machen wir jetzt?« fragte Jo.

»Ruhig!« zischte ich.

Wir standen lauschend. Und jetzt hörten auch die anderen beiden die Schreie.

»Die können noch nicht weit sein«, sagte ich und startete ...

Es war mir zu umständlich, den normalen Weg zu gehen, deshalb sprang ich aus dem Fenster hinunter in den Hof. Zum Glück war es nicht sehr tief.

Das Schwert ließ ich während des Sprungs fallen, es landete dicht neben mir auf dem Boden. Ich kam federnd auf, glitt in die Hocke und schaute in die Runde.

Die Ausfahrt war gar nicht zu verfehlen. Gemeinsam mit Suko hetzte ich darauf zu. Jo Barracuda folgte nur wenige Schritte hinter uns. Soviel ich noch behalten habe, war es die 53. Straße West, in der wir landeten. Da der Broadway nur knappe siebzig Yards entfernt lag, war der Betrieb entsprechend. Und aus Richtung Broadway waren auch die Schreie aufgeklungen.

Wenig später hatte ich die Einmündung zum Broadway erreicht und rannte nach Norden, wo der Columbus Circle liegt.

Ich muß seltsam ausgesehen haben, weil ich mein Schwert in der Hand hielt, denn einige Passanten schauten mich verständnislos an. Andere wiederum nahmen an, daß ein neuer Film gedreht wurde. Das war mir lieb. Zudem wurde in New York jeden Tag irgendwo und irgend etwas gedreht.

Ich rannte jetzt an den Wolkenkratzern vorbei, wo die Automobilfirmen Lincoln und Mercury ihre Filialen hatten. Als ich mich auf der gleichen Höhe mit dem Mercury Building befand, da hörte ich die Schüsse.

Plötzlich war der Weg vor mir frei. Passanten warfen sich zu Boden, Autofahrer hupten, Reifen radierten über den Asphalt. Im Nu entstand ein Stau.

Und wieder jagte Lady X eine Garbe aus der Maschinenpistole. Diese Frau war eine wahre Bestie. Sie war für einen Moment stehengeblieben und schwenkte die Waffe noch, um die Streuwirkung zu erhöhen.

Suko und ich hechteten zu Boden. Hinter uns machte sich auch Jo Barracuda flach. Ich hörte sein Schimpfen.

LadyX drückte ab.

Im grellen Sonnenlicht sah ich die Mündungsflämmchen nicht, aber ich hörte die Einschläge. Sie hieben nicht nur gegen die Häuserwände auf der rechten Seite und tanzten über das Pflaster, sondern klatschten auch in stehende Wagen.

Ich verzog das Gesicht.

Schreie ertönten, Glas splitterte, und ich sah hinter der Scott den Samurai des Satans.

Dr. Tod hatte also auch Tokata mitgebracht. Er schlug sich mit seinem Schwert den Weg frei.

Noch eine letzte Garbe jagte die Frau in unsere Richtung, wobei ich mir nicht sicher war, ob sie uns auch erkannt hatte, denn alles war sehr, sehr schnell gegangen.

Dann machte Pamela Scott kehrt und jagte davon. Wir sprangen ebenfalls auf.

Der Weg war frei. Die Menschen hatten sich auf den Gehsteig geworfen. Ihre Körper bildeten eine Gasse, durch die wir laufen konnten. Verdammt, ich mußte einen von ihnen kriegen, denn sicherlich wußten alle drei, wo sich Xorron und die lebenden Leichen verborgen hielten.

Die Polizei war ebenfalls alarmiert worden. Das Wimmern der Sirenen erzeugte bei mir eine Gänsehaut.

Dann passierte es.

LadyX hatte nicht umsonst auf die Fahrzeuge gehalten. Dabei wollte sie weniger die Menschen treffen als die Autos. Und sie hatte es tatsächlich geschafft, durch eine Kugelgarbe einen Wagen in Brand zu setzen.

Ich sah die ersten Flammen über eine Motorhaube lecken und brüllte eine verzweifelte Warnung.

Da flog der Wagen in die Luft.

Die Feuersäule stieg himmelan. Um sie herum wallte ein schwarzer, beißender Rauch, der sie wie einen Mantel eindeckte. Glühende Blechtrümmer wirkten wie die Teile von geplatzten Raketen.

Wieder mußten wir zu Boden, und ein heißer Hauch traf uns wie ein Gruß aus der Hölle.

Der Detonationsdruck fegte Fensterscheiben aus den Rahmen. Menschen schrien, blitzschnell breitete sich die Angst aus. Es kam zu einer Panik, während fetter Qualm die Sicht vernebelte und die Flammen langsam zusammensanken.

Suko und mir war nichts passiert, doch als sich Jo auf die Beine quälte, sah ich Blut an seiner linken Schulter.

Er bemerkte meinen besorgten Blick und grinste. »Nur ein Kratzer. Streifschuß. Komm weiter!«

Die vergangene Zeit hatte LadyX, Tokata und Dr. Tod natürlich einen guten Vorsprung verschafft. Einholen würden wir die Verbrecher und Dämonen nicht mehr.

Trotzdem versuchten wir es.

Wir jagten den Broadway weiter hoch und stießen Passanten zur Seite, die sich wieder auf die Füße wagten, nachdem die erste Gefahr vorbei war.

Wir hatten einen freien Blick.

Nichts zu sehen.

»Verdammt, entwischt!« keuchte Jo.

Ich nickte. Sprechen konnte ich kaum noch, da ich Schwierigkeiten mit der Atmung hatte.

Mein Blick fiel auf einen Subway-Schacht. Eine Steintreppe führte nach unten, und im nächsten Augenblick vernahmen wir aus dem Schacht die Schreie.

Jetzt wußten wir, wo die Bande steckte.

Mir wurde fast schlecht bei dem Gedanken, was die drei da unten alles anrichten konnten. Meine Kehrtwendung veranlaßte auch Suko und Jo, sich umzudrehen. Wir rasten die Treppe hinunter.

Wir kamen nur bis zur Hälfte. Da quollen sie uns nämlich entgegen. Zahlreiche Menschen drängten sich aus dem Eingang nach oben. Panikerfüllt waren sie. Ich schaute in verzernte Gesichter, aus denen mir die Angst entgegenleuchtete, hörte die Schreie und stellte fest, daß sich Menschen kaum von Tieren unterscheiden, wenn sie sich auf der Flucht befinden.

Die Männer nahmen auf Frauen keinerlei Rücksicht. Da regierte die Kraft des Stärkeren. Einer stieß den anderen zur Seite, drückte ihn zu Boden, und Füße trampelten über die schreienden und wimmernden Frauen. Sogar Kinder sah ich.

Meine Wut explodierte.

Ich warf mich dem Mob entgegen, wobei Suko an meiner Seite blieb, und seine Arme arbeiten wie gewaltige Schaufelbagger. Ich sah verzernte Gesichter, Fäuste, die gegen mich stießen. Ich wurde getreten, aber ich kam heil unten an. Suko ebenfalls und

auch Jo Barracuda. Der allerdings mit schmerzverzerrtem Gesicht.
Sein Jackettärmel hatte sich mit Blut vollgesaugt.
Wir rannten durch die Sperren.
Dann ging es noch einmal eine breite Treppe hinab, bevor wir
den düsteren Bahnsteig erreichten.
Er bot ein Bild des Schreckens.
Tokata räumte auf.
Er schwang sein Schwert, zerschlug damit, was ihm im Wege
stand, und hielt den anderen beiden den Rücken frei, damit sie in
den Wagen einsteigen konnten.
Soeben fuhr eine U-Bahn ein.
Suko schoß.
Die Echos der Detonationen übertönten selbst die Schreie des
Samurais. Er wurde von einer Silberkugel getroffen und sackte
für einen Moment in die Knie. Aber unsere Schüsse hatten auch
LadyX aufmerksam werden lassen.
Sofort feuerte sie zurück.
Lange Garben tanzten aus der Mündung. Sie jagten über
den gefliesten Boden, sangen als Querschläger durch die Halle,
schlugen in die Wände und zerhämmerten die Glasscheiben eines
bisher noch heil gebliebenen Kiosks.
Ich rollte mich um die eigene Achse, fand hinter einer Säule
Deckung und blieb liegen.
Der Zug war da.
Donnern, Zischen und Brausen erfüllte die Luft. Zahlreiche
Passagiere würden aussteigen und der Bande genau in die Arme
laufen. Wie sollte ich die Menschen warnen?
Da griff Dr. Tod ein.
Und er besaß etwas, das ich gern gehabt hätte. Nicht nur meinen
Bumerang, sondern auch den Würfel des Unheils, einen geheim-
nisvollen Gegenstand, der sich manipulieren ließ und mit dem der
Besitzer Böses wie auch Gutes tun konnte. Es kam darauf an, wer
ihn in seinen Fingern hielt.
Zur Zeit gehörte er Dr. Tod.
Damit hatte er auch den schrecklichen Nebel produziert, der
den Menschen die Haut vom Körper löste und sie zu Skeletten
machte. Diesmal jedoch produzierte Dr. Tod keinen Nebel,

sondern benutzte den Würfel zur Flucht. Er, der bisher so völlig normal gelebt hatte und in New York untergetaucht war, griff zu magischen Mitteln.

Ein gewaltiger Sog entstand, dessen Ausläufer ich zwar noch spürte, aber von ihm nicht erfaßt wurde.

Dafür LadyX und Tokata.

Wie Puppen wurden sie auf Solo Morasso zugewirbelt, und plötzlich nahm der Sog die Gestalt eines farbigen Kreisels an, in dem die drei Mitglieder der Mordliga verschwanden.

Als die ersten Passagiere die U-Bahn verließen, war die gesamte Mordliga verschwunden, und wir hatten das Nachsehen.

Wieder einmal!

Abermals hatten wir den Beweis bekommen, wie harmlos die geweihten Silberkugeln waren, wenn es gegen eine Gestalt wie Tokata ging. Die anderen Waffen einzusetzen - zum Beispiel Sukos Stab -, dazu waren wir nicht gekommen.

Die Fahrgäste blieben überrascht stehen, als sie bemerkten, was auf diesem Bahnsteig geschehen war. Sie schauten in ein Chaos, einige drängten sogar wieder zurück in die Wagen, weil sie befürchteten, daß Rocker einen Angriff gestartet hatten.

Dann ertönte über Lautsprecher eine Stimme, daß die Gefahr gebannt sei, und die Menschen konnten aufatmen. Sehr schnell hasteten sie dem Ausgang zu. Der U-Bahn-Fahrer fuhr wieder an. Ratternd verschwand die Subway in der dunklen Röhre.

Suko, Jo und ich trafen zusammen. Der dunkelhäutige G-man mußte Schmerzen im Arm haben. Er konnte kaum noch reden, so fest biß er die Zähne aufeinander. Dabei hatten wir noch Glück im Unglück gehabt. Hier unten hatte es keine Toten gegeben, nur zwei Verletzte, die sich am Boden krümmten und stöhnten.

Schwere Tritte polterten die Stufen hinab. Cops kamen.

Schußbereit hielten sie die Waffen in den Händen. Wir hoben erst einmal die Arme. Jo nur den rechten.

Die Lage klärte sich schnell. Irgend jemand hatte auch einen Arzt und mehrere Sanitäter in den Schacht geschickt. Sie kümmerten sich um die Verletzten. Von den Cops erfuhren wir, daß es auf der Straße zwei Tote gegeben hatte und mehrere Verletzte. Dort war der Anschlag nicht so glimpflich abgelaufen.

Und wir hatten noch immer keine Spur von den Zombies oder den Ghouls. Die Wunde an Jos Schulter entpuppte sich in der Tat nur als Streifschuß. Der G-man bekam nach der Desinfizierung ein Pflaster darüber geklebt.

»Ist dieser Solo Morasso eigentlich unsterblich?« fragte mich der dunkelhäutige G-man.

»Ich hoffe nicht«, lautete meine Antwort.

»Manchmal kommt es mir so vor.«

»Da sagst du was.«

»Wo könnte er stecken?«

»Das ist schwer zu sagen, Jo. Da er den Würfel besitzt, kann er durch seine Kräfte in eine andere Dimension verschwinden. Du hast es ja selbst erlebt.«

»Dann ist das eine Art Zauberwürfel?«

»So kann man ihn auch nennen.«

Jo Barracuda schüttelte den Kopf. »Das begreife ich alles nicht. Wir haben es in New York auch schwer, gegen das Verbrechen anzugehen, aber hier arbeiten die Gangster mit normalen Mitteln, wenn ich das mal so ausdrücken darf. Doch bei euch wird Magie ins Spiel gebracht. Ist man da nicht wehrlos?«

»Fast«, erwiderte ich. »Es ist leider nicht möglich gewesen, nahe genug an sie heranzukommen, hätten wir vielleicht etwas ausrichten können. Ist dir aufgefallen, daß der Samurai nur einen Arm hat?«

»Ja.«

»Den Verlust des anderen verdankt er mir und verfolgt mich seitdem mit glühendem Haß.«

»Irgendwie verständlich.«

»Du sagst es.«

Wir hielten uns nicht länger in der Station auf, sondern gingen nach oben.

Hier sah es schlimm aus. Polizeikräfte hatten einen Teil des Broadway abgesperrt. Der Autoverkehr war völlig zum Erliegen gekommen, und noch immer trafen Streifenwagen ein. Auch die Feuerwehr war vertreten. Ein Schaumteppich wurde über das noch glühende Autowrack geblasen. Zum Glück hatte kein weiteres Fahrzeug Feuer gefangen. Der Fahrer des verbrannten

Wagens war nur noch eine verkohlte Leiche. Er war nicht rasch genug weggekommen.

Auch ein Opfer, das ich der Mordliga zur Last legte. Irgendwann würde ich Dr. Tod und Vasallen die Rechnung präsentieren.

Vorgenommen hatte ich mir dies fest, aber nicht ausführen können. Bisher waren die anderen immer schneller gewesen.

Jo hatte sich von uns getrennt. Er hockte in einem Streifenwagen und telefonierte. Suko und ich lehnten an der Hauswand. Noch immer hielt ich das Schwert in der Hand. Mit der freien zündete ich mir eine Zigarette an. Der Glimmstengel schmeckte wie altes Stroh. Nach zwei Zügen schleuderte ich ihn weg.

Die Sonne war verschwunden. Dafür hatte die Schwüle zugenommen, und die Dämmerung kam.

Ich schaute in den Himmel, von dem in diesen Straßenschluchten immer nur Ausschnitte zu sehen waren.

Sie wurden langsam grau.

»Denkst du das gleiche, was ich denke?« fragte der Chinese leise.

»Vielleicht.«

»Ich denke an die Zombies, die Dunkelheit, an die Nacht. Das ist ihr Metier, da kommen sie aus ihren Löchern, und sie werden ihre Opfer finden. Manhattan ist voll ...«

Nicht, daß man Suko als einen Pessimisten oder Schwarzseher bezeichnen konnte, denn mit diesen seinen Worten hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen.

Die Zombies würden kommen. Und mit ihnen die verfluchten Ghouls und auch Xorron, deren Herr und Meister. Wenn man sich das vor Augen hielt, konnte man selbst als Optimist schwermütig werden...

Über Generationen hinweg hatten sie in der feuchten kalten Erde gelegen und auf den Tag ihrer Befreiung gewartet. Der war nun eingetreten. Endlich waren sie frei.

Frei und trotzdem gefangen. Denn da gab es einen, der sich ihrer Hilfe bedienen wollte und ihnen die Befehle gab, was den Untoten und den Ghouls überhaupt nicht paßte.

In der Kanalisation hielten sie sich versteckt, abermals unter der Erde, aber nicht verflucht oder eingeeengt, sie konnten existieren und sich bewegen.

Bisher hatte Xorron sie noch zurückhalten können. Je mehr Zeit verging, desto unruhiger wurde die Armee des Schreckens. Sie wollten raus, an die Oberwelt, wo es mittlerweile Nacht wurde. Denn die Dunkelheit lockte sie. Ihre Unruhe steigerte sich, sie hielt es nicht mehr unter der Erde.

Die Zombies machten den Anfang. Langsam schraubten sie sich in die Höhe und wankten in einen Tunnel hinein, durch den ein stinkender Abwasserstrom floß.

Ein schauriges Bild hätte sich dem Betrachter geboten. An der Wand entlang schlichen die halbverwesten Gestalten, nur hin und wieder vom bläulich schimmernden Lampenschein getroffen, der auch Reflexe auf der Wasseroberfläche verursachte und kleine Wellenkämme hin und wieder aufblitzen ließ. Das Wasser war schaumig, eine widerliche Unratkloake, die sich durch das künstlich angelegte Kanalbett wälzte.

Der Weg an den Seiten war schmal, und so kam es, wie es kommen mußte. Ein Zombie kippte ins Wasser. Sofort überspülten ihn die dreckigen Wellen, die Kraft des Wassers riß ihn mit, und er ruderte wie ein Schwimmanfänger mit den Armen, die sporadisch aus der widerlichen Brühe auftauchten, bevor sie verschwanden.

Die anderen standen da und glotzten, wie ihr Artgenosse zurückgetrieben wurde.

Irgendwie gelang es ihm, sich an einer breiten Spalte im Gestein an der Seitenwand des Kanals festzuklammern. Das strömende Wasser riß dem Zombie zwar die Beine hoch, aber es schwemmte ihn nicht mehr fort. Er konnte hochklettern.

Ganz in der Nähe von Xorron. Der Dämon mit der silbrig schimmernden Haut schaute nur zu. Auch er spürte jetzt eine gewisse Unruhe. Es fiel ihm immer schwerer, sich an die Anordnungen von Solo Morasso zu halten. Deutlich spürte er den Trieb, der ihn voranpeitschen wollte.

Den Menschen und deren Blut entgegen!

Er brauchte die Opfer, sie waren für ihn Nektar.

Schon längst hätte Dr. Tod kommen müssen. Er war nicht erschienen und hatte die Ghouls im Stich gelassen. Und die schleimigen Wesen blieben nicht mehr sitzen. Wie auch die Zombies wurden sie von einem unheimlichen Drang gepackt sich Opfer zu suchen.

Eine fette Ratte huschte vorbei.

Der Zombie, der im Wasser gelegen hatte, griff zu. Es war ein Zufallstreffer, daß er das Tier zu packen kriegte. Von der Faust umschlossen, fiepte es ängstlich, nur der Kopf schaute hervor. Aus blicklosen Augen sahen die anderen Zombies zu, was ihr >Kollege< mit der Ratte anstellte.

Zuerst brach er ihr das Genick, und dann biß er in das Tier hinein. Ein Ghoul wollte es ihn entreißen, doch der Untote hieb seine Klaue in das schleimige Gesicht des widerlichen Dämons und schleuderte ihn in den Kanal.

Danach störte ihn niemand mehr ...

Die anderen drei Zombies waren weitergegangen. Das Wesen mit den Teufelshörnern stand ebenfalls auf. Seine Augen glühten rot. Eine lange Zunge huschte aus dem Mund, und es blieb in einer geduckten Haltung stehen.

Da war etwas.

Ein Geräusch!

Das Wesen hatte es genau gehört, drehte sich um und machte Xorron darauf aufmerksam.

Der stand auf. Er lauschte, und plötzlich verzog sich sein Gesicht. Gleichzeitig nahm das silbrige Schimmern zu.

Da war etwas.

Und ganz in der Nähe.

Menschen!

Drei Jahre war Jesus Imanuel Gonzales arbeitslos gewesen, und er hatte nicht gewußt, wie er seine vierköpfige Familie über die Runden bringen sollte, bis ein Sozialarbeiter ihm eine Stelle verschaffte. Als Arbeiter einer Reinigungsfirma, die auch die Abwässerkloaken von Manhattan kontrollierte.

Gonzales hatte sofort zugegriffen. Und er erinnerte sich auch an

das Sprichwort, daß Geld bekanntlich nicht stinkt. So war er mit Feuereifer an die Arbeit gegangen.

Gonzales galt bei seinen Kollegen als guter Mann. Er machte nicht blau, hatte immer einen Scherz auf den Lippen und stieg auch in die engsten und dreckigsten Schächte ein. Meist waren sie ja zu zweit. Ihm zur Seite stand ein Mann namens Samuel Renkov, ein bulgarischer Jude, der aus seiner Heimat geflohen war. Ihn nannten die Kollegen nur Anatevka, weil er fast bei jeder Arbeit Songs aus dem bekannten Musical schmetterte.

Und das Lied »Wenn ich einmal reich wär« war zu seinem persönlichen Hit geworden. Leider reichte das Geld gerade, um die Familie über die Runden zu bringen und sich hin und wieder einen Wodka leisten zu können.

Gonzales und Renkov waren im Laufe der Zeit zu einem Gespann zusammengewachsen, und sie wurden auch immer gemeinsam losgeschickt. Zudem arbeiteten sie in Schicht.

Einmal morgens, mittags und nachts, denn zu tun gab es immer etwas. Wenn der Vorarbeiter sie losschickte, dann sprach er immer von den beiden Kloaken-Direktoren.

Auch an diesem Abend - die Schicht hatte kaum begonnen - wurden Jesus Imanuel Gonzales und Samuel Renkov wieder zum Vorarbeiter geholt. Der hatte eine neue Aufgabe für die beiden.

»Da ist irgendein Schieber defekt«, erklärte er. »Steigt mal in die Unterwelt und schaut nach, was es da gibt. Aber nehmt Werkzeug mit. Ihr könnt ihn direkt reparieren.«

»Jawohl, Sir«, antwortete Renkov in seinem harten Dialekt.

»Und wo kann es sein?«

»Südlich vom Columbus Circle. Ihr werdet ihn schon finden.«

Der Vorarbeiter wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Seid froh über die Arbeit, hier oben ist es heißer.«

Gonzales grinste schief, wobei sein Schnäuzer anfang zu wackeln. »Aber da unten stinkt es mehr.«

»Das macht dir doch nichts aus. Du frißt soviel Knoblauch, daß du die Fäkalien nicht riechst.«

»Knoblauch ist gesund, Sir«, sagte Renkov. »Sollten Sie auch mal essen, dann hätten Sie weniger Magengeschwüre.«

»Haut ab!«

Die beiden setzten ihre gelben Helme auf und verschwanden. Die Werkzeugtaschen standen im Lager. Sie hängten sie sich über die Schulter und nahmen den großen Einstieg, um in die Unterwelt von Manhattan zu klettern.

An den Helmen waren Lampen befestigt, die sie einschalteten, sobald ihre Füße auf der Leiter Tritt gefaßt hatten. Nacheinander stiegen sie in die Tiefe.

An diesem Tag war der Gestank noch schlimmer als sonst. Vielleicht eine Folge der drückenden Luft draußen, so genau wußten das die beiden Männer nicht. Aber sie schimpften darüber. Dann standen sie nebeneinander. Im Schein der Lampen schauten sie auf eine schmutzige Karte und steckten dort den Weg ab, den sie nehmen mußten.

Gonzales fluchte in seiner Heimatsprache, weil sie durch enge Kanäle klettern mußten. »Das gibt wieder eine Schufterei!« schimpfte er.

»Wir lassen uns Zeit«, sagte Renkov.

»Dann geh du vor.«

Das tat der Bulgare auch. Zuerst konnten sie noch aufrecht gehen, doch an der ersten Kreuzung mußten sie nach links und gelangten in einen Gang, in dem es erbärmlich stank.

Aus einem Loch in der Wand schäumte braungraues Wasser und quirlte in den unterirdischen Fluß, wo es sich mit dem anderen Abwasser vermischte.

Die beiden Männer hielten sich dicht an der Wand. Es gab nur einen schmalen Laufsteg, der zudem sehr glitschig war und leicht zu einer Rutschfalle werden konnte. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, und einer der Männer hätte im Wasser gelegen.

Die Lichtpflanzen tanzten auf und nieder. Sie machten den Rhythmus der Bewegungen mit. Manchmal zuckten sie über die Wasserfläche und schufen blitzende Reflexe. In diesem Tunnel brannte nämlich kein Licht, die Männer mußten sich allein auf ihre Lampen verlassen.

Sie trugen hohe Stiefel, die mit ihren Schäften bis über die Knie reichten. Das war auch bitter nötig, denn auf einmal war der schmale Steg zu Ende. Einfach weggebrochen oder unterspült worden. Auf jeden Fall mußten sie in die Brüche.

Natürlich reichten die Schäfte in ihrer Länge nicht. Wasser spülte über und näßte ihre Hosenbeine. Beide schimpften um die Wette, als sie sich langsam und gegen die Strömung voranarbeiteten. Erst fünfzig Yards weiter konnten sie wieder aus der Brühe klettern. Und ausgerechnet da geschah es.

Renkovs Lampe erlosch.

Der Bulgare fluchte in seiner Heimatsprache, während er den Helm abnahm und die Lampe untersuchte.

»Was ist mit der Batterie?« fragte Gonzales.

»In Ordnung.«

»Kannst du es reparieren?«

»Vielleicht, aber das dauert zu lange.« Renkov hatte die Fassung aufgeschraubt.

»Dann nimm die Taschenlampe.«

»Ja.« Der Bulgare kramte in seiner Werkzeugtasche herum und holte die Ersatzleuchte hervor, die er sofort einschaltete. Ein breiter Lichtstrahl wies den Weg.

Bald wurde es besser. Sie brauchten nicht mehr gebückt zu gehen, sondern konnten sich aufrichten.

Und sie erreichten die nächste Kreuzung, wo ein breiterer Kanal floß und es auch Licht gab.

Diesmal ging Gonzales vor, und er blieb so abrupt stehen, daß Renkov gegen ihn stieß und ihn fast in den Kanal stieß.

»Verdammt«, schimpfte der Bulgare, »mach nicht so einen Mist!«

Gonzales schüttelte den Kopf. »Sei doch mal ruhig.« Er nahm sogar den Helm ab. »Hörst du nichts?«

»Ja, das Wasser rauscht wie eine Klospülung.«

»Das meine ich nicht. Da ist irgend etwas anderes. So komische Geräusche.«

Sam stieß seinen Kollegen an. »Komm, geh weiter, Dicker, wir müssen das Ding noch finden. Oder soll ich vorgehen?«

»Wenn du willst.«

Renkov drückte sich an seinem Kollegen vorbei. »Hat Schiß, der junge Mann, das hätte ich nicht gedacht.«

»Hier unten ist es ziemlich gefährlich. Und was ich gehört habe, das habe ich gehört.«

»Ja, ja, ich auch.« Renkov ging weiter. Geduckt schritt er voran.

In der rechten Hand hielt er die Lampe. Ihr Strahl tanzte hin und her, und er mündete in den Schein, den eine an der gewölbten Decke hängende Lampe verbreitete.

Sie hatten die unterirdische Kreuzung erreicht, wo einer der Hauptkanäle floß. Ihn mußten sie noch durchgehen, dann erreichten sie den Schieber.

Plötzlich blieb Renkov stehen. Diesmal wäre Gonzales fast gegen ihn gelaufen.

»Was ist?« flüsterte der Puertoricaner.

»Da hat sich was bewegt.«

»Hast du es genau gesehen?«

»Nein.«

»War vielleicht 'ne Ratte?«

»Möglich«, antwortete Renkov und leuchtete mit der Lampe einmal in die Runde.

Der Schein traf feuchtes, zum Teil verwittertes Gestein.

Schlupfwinkel und Geburtsstätte für Kriechtiere und Ratten. Ein Lebewesen sah der Bulgare jedoch nicht.

»Da ist nichts«, erklärte er und schritt vor. Er mußte sich schmal machen, um auf den anderen, wesentlich breiteren Steg zu gelangen, der parallel zum nächsten Kanal lief. Die Stützmauer sprang dabei an einer Seite ein wenig zu weit vor, deshalb konnte Renkov schlecht sehen, was sich im nächsten Schacht befand.

Aus dem Dunkel stieß die schleimige Klaue hervor.

Renkov wußte überhaupt nicht, wie ihm geschah. Plötzlich spürte er den Druck am Hals, und die Luft wurde ihm knapp. Die Klaue war ungemein kräftig, sie wickelte sich wie ein Band um die Kehle des Mannes, der noch einen gurgelnden Laut ausstieß, aber nicht gehört wurde, weil er vom Rauschen des Kanalwassers übertönt worden war.

Jesus Imanuel Gonzales war ahnungslos. Er schaute erst auf, als sein Kollege umkippte.

»Sam!« rief er.

Da war es schon zu spät. Nicht nur der Ghoul hatte Renkov gepackt, sondern auch die Zombies waren da. Der Ghoul hatte Renkov zu Boden gedrückt, so daß er auf dem Rücken lag und in die über ihm schwebenden bleichen Fratzen starrte.

Er glaubte, wahnsinnig zu werden.

Da waren die toten, bläulich schimmernden Gesichter, die weit aufgerissenen Mäuler und ein Wesen, das anstatt normaler Augen rotierende Feuerräder hatte.

Es beugte sich über ihn.

Renkov wollte schreien, da packte das Wesen zu und schleuderte ihn mitsamt dem Ghoul in den Abwasserkanal hinein.

Die dreckige Brühe schwappte über zwei Bestien und einem Menschen zusammen. Samuel Renkov hatte die Augen weit aufgerissen, ebenso wie den Mund, und das Kloakenwasser drang in beides hinein. Im ersten Augenblick glaubte er, einen bösen Traum zu erleben, doch als ihm die Wahrheit bewußt wurde, erlitt er einen Schock. Nun begriff er die gesamte Tragweite des Vorfalls. Sie wollten ihn töten!

Töten!

Das Wort hämmerte in seinem Gehirn, und Renkov reagierte wie ein in die Enge getriebenes Tier. Er mobilisierte seine gesamten Kräfte und stemmte sich gegen den Druck an.

Nach wie vor umklammerte der Ghoul seine Kehle, und das andere Wesen hielt seinen Arm fest. Die Lampe hatte Renkov längst verloren, aber einen Arm konnte er noch bewegen. Es war der rechte. Über seiner linken Schulter hing die Werkzeugtasche, und die hatte er seltsamerweise nicht verloren.

Während das Wasser an ihnen zerrte und über sie hinwegschäumte, schlug Sam den rechten Arm in einem Halbbogen auf seine linke Schulter zu. Er wollte versuchen, den Druck zu lockern, doch seine Hand rutschte ab und verschwand zufällig in der offenen Werkzeugtasche.

Die Finger umklammerten eine schwere Zange, mit der man auch Blech zerschneiden konnte.

In seiner Panik riß der Arbeiter die Zange hervor und schlug um sich.

Er traf auch. Dabei spürte er den Widerstand, und irgendwie lockerte sich der Griff, so daß er für einen Moment auftauchen konnte und mit dem Kopf über Wasser kam.

Es waren vielleicht nur zwei Sekunden, die jedoch reichten, um all das zu sehen, was ihn schließlich völlig am Boden zerstörte.

Sie hatten ihn eingekreist.

Er sah die schrecklichen Gestalten zu beiden Seiten des Kanals. Alptraumfiguren, wie er sie noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Er ging nicht ins Kino, wußte nichts über Zombies oder Voodoo-Zauber, aber eins war ihm klar: Die wollten ihn töten!

Zwei stürzten sich auf ihn.

Sie ließen sich einfach fallen. Vom Rand aus knallten sie wie Bretter nach unten und klatschten mit ihren kalten Totenkörpern auf Samuel Renkov.

Das Gewicht drückte ihn unter Wasser.

Er wollte noch einen Schrei ausstoßen, als ihm die Brüste in den Mund drang.

Und dann spürte er die Schmerzen. Sie waren überall. An der Schulter, den Hüften, an den Beinen.

Die Zombies hatten jetzt das, was sie wollten. Und das schmutzige Wasser wurde durch einen rötlichen Schimmer gefärbt.

Auch Xorron reagierte.

Er sah nicht ein, daß nur die anderen sich labten. Deshalb packte auch er zu.

Seine Kräfte waren ungeheuer. Er schleuderte die Zombies aus dem Wasser und trat die Ghouls zur Seite. Dann hatte er seinen Willen.

Das alles hatte auch Jesus Imanuel Gonzales gesehen. Er stand zum Glück so, daß die Zombies ihn nicht sahen, weil er durch eine vorspringende Mauer gedeckt wurde.

Aber er sah sie.

Und alles sehr genau!

Seine Lippen bewegten sich. Sie flüsterten Worte, die sich zu Gebeten vereinigten. Gonzales war nicht in New York aufgewachsen, sondern in der Karibik. Den Klang der Voodoo-Trommeln würde er nie in seinem Leben vergessen. Diese dumpfen, rhythmischen Laute holten die Toten aus den Gräbern, sie machten sie zu gierigen Zombies.

Das hier waren welche. Die bleichen, grausamen Gestalten.

Leere Blicke, stumpfe Augen, ja, so sahen die Zombies aus, und so waren sie von den Alten immer beschrieben worden.

Die schleimigen Wesen kannte er nicht. Aber auch sie waren gefährlich und stürzten sich ebenfalls in die Flut.

Gonzales hätte seinem Freund so gern geholfen, doch das war nicht möglich. Die Übermacht der Zombies war zu groß. Sie würden auch Gonzales zerreißen, und dann wußte niemand etwas von ihrer Existenz. Aber die Menschen sollten Bescheid wissen. Gonzales wollte sie warnen. Er mußte ihnen sagen, daß die Zombies unterwegs waren. Man konnte dann Gegenmaßnahmen ergreifen, eine andere Möglichkeit existierte nicht. Silberkugeln, Kopfschüsse...

Seine Gedanken stoppten.

Sam tauchte noch einmal auf, und er hielt eine Zange in der Hand, mit der er zuschlug.

Er traf auch.

»Sam!« Es war Gonzales' Fehler, daß er den Namen seines Kollegen geschrien hatte, aber er konnte nicht anders. Der Schrei war ihm so herausgerutscht.

Jetzt wußten die übrigen Zombies, daß sich noch ein Opfer in ihrer Nähe befand.

Sie drehten sich um.

Etwa zwei Sekunden starrte Gonzales in die blaßbläulichen Fratzen der Bestien. Es war ein Bild, das sich fest in sein Gehirn eingrub und das er wohl niemals vergessen würde. Dann griffen die Zombies zu.

Zum Glück waren ihre Bewegungen nicht so geschmeidig wie die eines normalen Menschen. Sie wirkten eher tapsig und recht unbeholfen. Gonzales zuckte zurück, und doch wurde er von den aufgedunsenen, bleichen Fingern getroffen.

Sie rutschten über seine Arbeitsjacke und hakten sich plötzlich zwischen den beiden untersten Knöpfen fest.

Gonzales erschrak bis ins Mark. Der Zombie zog ihn sofort zu sich heran, öffnete den Mund, und Gonzales sah die schrecklichen Zähne. Da wußte er, was ihm bevorstand.

Der zweite Untote wollte ebenfalls zupacken. Daß Gonzales sein rechtes Bein hob und der Bestie in den Leib trat, registrierte er kaum. Er sah die lebende Leiche nur kippen. Dann verschwand sie in den schmutzigen Fluten.

Der Arbeiter aber fiel gegen den ersten Zombie. Er spürte die weiche, teigige Körpermasse und bemerkte aus den Augenwinkeln, wie einer der schleimigen Ghouls aus dem Wasser kletterte und sein Bein umfassen wollte.

Da ließ der Zombie ihn los und fuhr zurück, als hätte er einen Stoß erhalten.

Aber Jesus Imanuel Gonzales hatte ihn nicht geschlagen. Die heftige Reaktion mußte einen anderen Grund gehabt haben.

Es war das kleine goldene Kreuz.

Der Arbeiter trug es um den Hals, ein Andenken seiner Mutter. Das Kreuz bestand aus Gold, ein Pfarrer hatte es geweiht, und dieses Kreuz hatte den Untoten vertrieben, weil es plötzlich freilag.

Gonzales bekam die Chance seines Lebens. Er überlegte gar nicht, sondern warf sich auf der Stelle herum und rannte weg. Noch nie war er so gerannt. Er ließ alles hinter sich, die Angst schüttelte ihn durch und peitschte ihn gleichzeitig voran. Es erwies sich als großer Vorteil, daß er die Strecke hier unten kannte. So verlief er sich nicht und taumelte dem Ausgang, entgegen.

Er schrie, weinte und keuchte in einem. Die Werkzeugtasche, die ihn behinderte, schleuderte er in den Kanal. Hin und wieder blitzte es vor seinen Augen auf. Durch seine ruckartigen Bewegungen wurde die Kette um seinen Hals hochgeschleudert, so daß er ab und zu das kleine goldene Kreuz sah, das ihn gerettet hatte.

Jesus Imanuel Gonzales erreichte den Aufstiegsschacht. Er sprang hoch, packte die Sprossen und rutschte ab, weil er zu hastig war. Erst der zweite Versuch brachte ihn auf die Metalleiter. Dabei schaute er sich um.

Die lebenden Leichen verfolgten ihn nicht.

Gonzales kletterte höher. Er zitterte und bebte. Das glaubt mir keiner! schrie es in ihm. Mein Gott, das glaubt mir keiner. Noch nie war ihm der Weg an die Oberwelt so lang vorgekommen wie in diesen Augenblicken.

Dann hatte er es geschafft!

Gestank, Angst und Grauen blieben hinter ihm zurück. Schwüle Luft drang beim nächsten Atemzug in seine Lungen.

Beide Hände legte er neben dem Ausstieg flach auf den Boden und stemmte sich hoch. Dies erforderte noch einmal seine gesamten Kräfte. Die Arme zitterten, fast knickten sie ein, und kriechend bewegte er sich die nächsten Yards voran.

Ja, er kroch wie ein verwundetes Tier über den Hof, wo der Einstieg lag.

Gonzales schluchzte auf. Erst beim zweiten Versuch gelang es ihm, auf die Beine zu kommen.

Schreiend stolperte er los, als säße ihm der Teufel persönlich im Nacken. Er schlug noch um sich, als die starken Arme einiger Kollegen ihn bereits festhielten ...

Xorron, seine Zombies und die Ghouls hatten sich das erste Opfer geteilt.

Sie waren die Sieger geblieben. Und dieses Ereignis hatte auch dazu beigetragen, ihren Entschluß zu festigen.

Nichts würde sie hier unten mehr halten. Sie waren so gut wie unbesiegbar. Nun hatte auch Xorron nichts mehr dagegen, daß sie die Unterwelt verließen. Sie würden hochsteigen in die Welt der Menschen und dort ihre nächsten Opfer finden.

Xorron führte die Gestalten an.

Hintereinander schritten sie, bildeten eine Reihe und schlichen so durch die Kanäle.

Selbst die fetten Wasserratten verzogen sich, als sie die grausamen Geschöpfe bemerkten. Sie spürten mit dem sicheren Instinkt der Tiere, daß durch diese Gänge der absolute Schrecken wanderte.

Sie kannten sich nicht aus. Auch Xorron nicht, durch dessen silberfarbene Haut das Knochengerüst schimmerte, aber er fand mit einem sicheren Instinkt genau den richtigen Weg. Den hätten die beiden Arbeiter auch nehmen müssen, nur gingen die Zombies nicht vor bis zum Schieber, sondern bogen vorher ab.

Sie fanden genau den Gang, der sie zu einem Ausstieg brachte.

Plötzlich stieß vor ihnen ein Schacht in die Höhe.

Selbst Untote wußten, welchen Weg sie nun zu gehen hatten.

Unbeholfen kletterten sie die eisernen, mit einer dicken Rost-

schicht versehenen Sprossen hoch.

Xorron machte den Anfang. Er führte sie und hielt erst inne, als der schwere Kanaldeckel ihn stoppte.

Im nächsten Moment bewies Xorron, welche Kräfte in ihm steckten. Er bückte sich und drückte mit Schultern und Nacken den Kanaldeckel hoch, der an seinen Rändern festgebacken war. Er platzte weg, und die Zombies wie auch die Ghouls hatten freie Bahn. Xorron reckte sich. Er streckte seinen Kopf aus der Öffnung und schaute sich um.

Seltsame Gegenstände standen in der Nähe. Autos. Sie waren auf einem Parkplatz wieder an die Oberwelt gestiegen.

Sie hörten auch etwas.

Musik!

Die Klänge drangen an ihre Ohren. Als Xorron den Kopf hob, sah er vor sich eine Hausfassade. Es war die Rückseite eines Theaters. Hinter einigen Fenstern brannte noch Licht. Schatten bewegten sich dort.

Menschen!

Xorron verließ den Ausstieg. Es war ein Zeichen. Von jetzt an würde sie niemand mehr aufhalten ...

Nach einer Dreiviertelstunde war die Sperre am Broadway aufgehoben worden.

Der Verkehr brauchte nicht mehr umgeleitet zu werden und konnte wieder fließen. Wobei das Wort fließen übertrieben war, denn nach wie vor bewegten sich die Fahrzeuge nur ruckweise voran.

Zusammen mit Jo Barracuda hockten Suko und ich im Dienstwagen des G-man. Ein Junge hatte uns etwas zu trinken und zu essen besorgt. Ich hatte einen Hamburger und trank Cola dazu. Diese Ladenkette gab es auch bei uns in London, und einen Unterschied merkte ich nicht.

Jo Barracuda achtete auf das Sprechgerät. Er stand mit der FBI-Zentrale in ständiger Verbindung, wo Abe Douglas saß und die Einsätze koordinierte.

Wir waren bewußt nicht wieder in das südliche Manhattan

gefahren, denn ich ging von folgender Überlegung aus: Dr. Tod und seine Bande hatten sich nicht umsonst hier in der Nähe des Broadways herumgetrieben. Wahrscheinlich lauerten hier auch die Zombies oder Ghouls, deren Anführer Xorron war.

Die Dunkelheit hatte inzwischen den Tag verdrängt. Und der Broadway war zu einem flirrenden, bunten Lichtermeer geworden. Was es da an Reklame gab, war schon unwahrscheinlich. Über den Eingängen der großen Theater leuchteten in großen Buchstaben die Titel der gespielten Musicals und Theaterstücke.

Es gab Bars, Kneipen, Sex-Shops und einen ungeheuren Betrieb. Halb Manhattan schien unterwegs zu sein. Die laue Nacht hatte sie alle angelockt.

Da liefen leicht bekleidete Mädchen herum, auch Dealer, dann vergnügungssüchtige Touristen und auch New Yorker, die in den Eingängen der Theater und Kinos verschwanden.

Ich hatte meinen Hamburger verspeist und auch den Becher geleert. Das Papier knüllte ich zusammen und warf es aus dem Fenster. Es fiel genau in einen Abfallkorb.

Wir parkten auf dem Gehsteig. Ein paarmal waren wir dumm angesprochen worden, dann jedoch sahen die Leute, daß es sich bei dem geparkten Wagen um ein Polizeifahrzeug handelte, und so hielten sie den Mund.

»Es tut sich nichts«, sagte Jo.

»Warte ab.«

»Kannst du dir vorstellen, wo sich die Zombies versteckt halten?« Diese Frage stellte Jo bereits zum zehnten Mal, und ebenso oft antwortete ich ihm mit einem Schulterzucken.

Suko sagte: »Bisher sind sie ja noch nicht erschienen. Und wo kann es ein besseres Versteck geben als in den Abwasserkanälen?« Darüber hatten wir auch schon gesprochen. Während ich ein wenig skeptisch war, ließ sich Suko von seiner Meinung nicht abbringen.

»Aber wir können nicht das Abwassernetz durchsuchen lassen«, sagte Jo. Er saß hinter dem Lenkrad.

Ich hatte neben ihm Platz genommen. Mein Blick glitt Richtung Süden. Dort sah ich die hellerleuchtete Fassade des Broadway

Theatre. Welches Musical dort lief, konnte ich nicht lesen. Die Schrift flimmerte zu sehr. Neben dem Theater ragte ein Hotel in die Höhe.

Es war etwas kühler geworden. Manchmal strich ein frischer Wind durch die Straßenschluchten, fuhr auch in den Wagen und streichelte unsere Gesichter.

Dieses verdammte Warten machte mich nervös. Ich spürte eine innere Unruhe wie selten zuvor. Man durfte erst gar nicht darüber nachdenken, was alles geschehen konnte, wenn die Zombies freie Bahn hatten. Es würde eine Massenpanik geben. In der South Bronx hatte man die Sache im Griff. Dort waren die Straßen leer, aber hier schäumte das Leben über.

Wir hingen unseren Gedanken nach. Ich sah Betrieb und registrierte ihn kaum. Mittlerweile hatte ich mich an die Menschenströme gewöhnt. Auch fühlte ich eine gewisse Müdigkeit. Das Wetter haute mich regelrecht um. Am liebsten hätte ich mich in eine Wanne mit kaltem Wasser gelegt und geschlafen. Am gesamten Körper gab es keine trockene Stelle. Man schwitzte im Sitzen.

Dann kam der Anruf.

Sofort war Jo Barracuda voll da und hob ab. Er lauschte. Ich schaute ihn von der Seite an und bemerkte, wie so etwas wie Spannung sein Gesicht überzog,

»Ja, Abe, ich habe verstanden. Wir kümmern uns darum.« Er legte auf.

»Was war los?« fragte ich.

Jo stieß schon den Wagenschlag auf. »Die Zombies sind gesehen worden!«

»Was?« fragte ich.

Und Suko schrie: »Wo?«

Er erzählte es uns, als wir neben dem Fahrzeug standen. »Nicht einmal weit von hier. Ein Kanalarbeiter ist mit ihnen zusammengetroffen. Sein Kollege ist tot, er selbst konnte fliehen.«

Endlich eine Spur!

Uns hielt nichts mehr. Gemeinsam liefen wir los. Wir waren schneller als die meisten Spaziergänger und konnten auch keine Rücksicht auf sie nehmen. Da der Vorfall ganz in der Nähe ge-

schehen war, verzichteten wir darauf, den Wagen zu nehmen. Die Stadt unterhielt in der Nähe des Columbus Circle ein Depot, dessen Besatzung für die Reinigung der unterirdischen Abwasserkanäle zuständig war. Sie hatten einen Teil des Broadway zu kontrollieren, und bei einem dieser Kontrollgänge war es geschehen.

Der G-man wußte, wo das Depot lag. Als wir den Raum betraten, wurden wir von einem Vorarbeiter empfangen.

»Wo ist der Zeuge?« fragte Jo und hielt seine FBI-Marke hoch.

»Im Nebenraum.«

Zwei Atemzüge später rissen wir schon die Tür auf und sahen einen bleichen Mann, der auf einem Feldbett lag. Er war mit seinen Nerven völlig am Ende.

Man hatte ihm etwas zu trinken gegeben. Ich roch seinen Atem, als ich neben ihm in die Knie ging.

Der Mann murmelte Gebete. Es war ein Mischling, ich nahm an, daß er aus der Karibik stammte. Er hatte seine Hände fest in das Laken gekrallt, das über ihm lag. Die Worte drangen zischend und flüsternd aus seinem Mund. Er sprach von Voodoo, lebenden Toten und auch von der allgemeinen Apokalypse.

»Was haben Sie gesehen?« fragte ich.

»Die lebenden Toten. Sie haben Sam gekriegt und ihn getötet ...«

»Wo waren sie?«

»Im Kanal.«

»Sind die Monster da geblieben?«

»Ich weiß es nicht, Mister. Aber der Weltuntergang ist nah. Das sind die Vorboten gewesen. Wenn die aus der Erde steigen und ihre Särge verlassen, dann flieht und betet ...« Er hustete. »Ich werde beten, Mister.«

Der Mann stand unter einem Schock, das war völlig klar. Nur - was sollte ich machen? Er würde mir kaum eine konkrete Antwort geben können.

»Wie viele waren es denn?« fragte Suko.

»Viele, sehr viele. Sie waren überall.«

Diesmal hatte ich das Gefühl, der gute Mann verwechselte einiges. »Mehr als zehn?«

»Kann sein.«

Damit war uns auch nicht geholfen. »Wo haben Sie genau die lebenden Toten getroffen?«

»Das habe ich gesagt. Geht jetzt, laßt mich allein, ich muß beten. Hört ihr nicht die Trommeln?«

Wir warfen uns die entsprechenden Blicke zu. Nichts zu machen. Dieser Mann gehörte in ein Krankenhaus.

Wir verließen den Raum. Der Vorarbeiter stand am Telefon und hielt den Hörer in der Hand. Er reichte ihn Jo Barracuda entgegen.

»Für Sie, G-man.«

Barracuda hörte zu. Ich nahm an, daß er mit Abe Douglas telefonierte, und täuschte mich nicht, wie Jo uns erzählte, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte.

»Sie riegeln das Gebiet ab«, sagte er.

»Vollständig?«

»Nein, John. Erst einen lockeren Ring, aber sie können sofort eingreifen, wenn wir Bescheid sagen. Es sind Scharfschützen mit dabei. Wir brauchen nur noch herauszufinden, wo sich die Zombies aufhalten.«

»Dann müßten wir in die Unterwelt steigen.«

Ich wandte mich an den Vorarbeiter. Der hatte schon einen Streckenplan zurechtgelegt und zeigte uns, welchen Weg die beiden Männer bei ihrem Einsatz genommen hatten.

»Hier irgendwo haben sie die Gestalten getroffen«, sagte er. Ich bedankte mich und steckte den Plan in meine Tasche. Dann machten wir uns auf den Weg.

Wir hätten gern den Vorarbeiter mitgenommen. Er wollte nicht, aus verständlichen Gründen.

Den Einstieg hatten wir schnell gefunden. Suko verschwand als erster im Loch. Jo Barracuda folgte, ich bildete den Schluß. Einen letzten Blick warf ich noch zum Himmel hoch. Er war nicht dunkel, sondern glühte im Widerschein zahlreicher Leuchtreklamen. Sämtliche Farben des Spektrums waren vertreten. Durch Häuserwände und Mauern gefiltert, drang der Straßenlärm nur noch als dumpfes Brausen an meine Ohren und war schließlich überhaupt nicht mehr zu hören, als auch ich in dem Schacht verschwunden war.

Lampen hatten wir mitgenommen. Suko stand bereits unten. Er leuchtete hoch.

Im hellen Schein sah ich die dicke Rostschicht auf den Sprossen. Allerdings nur an den Seiten, in der Mitte, wo die Füße sie berührten, waren sie blank.

Die letzten beiden Sprossen berührte ich nicht mehr, sondern sprang nach unten. An den Gestank würde ich mich wohl nie gewöhnen können. Der drehte einem den Magen um.

In den Londoner Abwässerkanälen roch es ähnlich. Da waren wohl alle Städte der Welt gleich.

Wir schauten auf den Plan und entschieden uns für einen schmalen, tunnelähnlichen Gang, der an einer Seite einen nur sehr schmalen Steg hatte.

Wir leuchteten hinein, weil dort keine Lampen unter der gewölbten Decke brannten.

Er war leer. Keine Spur von irgendwelchen Zombies oder gefährlichen Ghouls.

Wir behielten die Reihenfolge bei, und schon bald mußten wir in die Brühe, weil der Steg unterspült worden war. Obwohl das Wasser etwas kühlte, hätte jeder von uns gern darauf verzichtet, durch die schmutzigen Fluten zu waten.

Wir konnten auch bald wieder auf den Steg klettern. Dann erreichten wir eine Kreuzung, wo zwei Kanäle ineinanderflossen.

»Hier in der Nähe muß es den Arbeiter erwischt haben«, sagte Suko.

Wir nickten.

Es war auch heller geworden. Unter der Decke des breiten Kanals brannten Lampen. Das Wasser floß sehr schnell. Es quirlte, schmatzte und gurgelte an uns vorbei. Wir ließen die Lichtstrahlen über die schäumende Oberfläche wandern, und ein Lampenstrahl zuckte plötzlich hart zurück.

Jo Barracuda hatte so reagiert. »Meine Güte«, flüsterte er.

Wir sahen selbst, was ihn so entsetzt hatte.

Es waren Knochen! Da die Strömung so heftig war, blieben sie nicht auf dem Grund liegen, sondern wurden hochgeschleudert.

»Diese Bestien«, krächzte der dunkelhäutige G-man. »Diese verfluchten Zombies ...«

Ich legte Jo meine Hand auf die Schulter. »Denk nicht darüber nach. Der Mann hat es hinter sich. Wir müssen an die übrigen Menschen denken, die sich noch in Gefahr befinden.«

»Ja, John.«

Suko war schon weitergegangen. Wir suchten nach Spuren, doch im spärlichen Licht und wegen der Nässe war kaum etwas zu erkennen. Zudem nahmen wir auch keinen Modergeruch wahr, der Gestank des Abwassers übertünchte alles.

Das Schwert hatte ich natürlich mitgenommen. Es steckte jetzt an der linken Seite in einer Scheide. Unsere Schritte wurden länger und forscher. Je weiter wir gingen, um so mehr festigte sich unsere Überzeugung, daß sich die Zombies und Ghouls nicht mehr hier unten aufhielten.

Waren sie schon an der Oberfläche?

Suko, der noch immer an der Spitze ging, blieb auf einmal stehen. Der Grund war einfach. Wenig später streifte auch uns der Luftzug.

Er drang von oben her und fuhr kühl über unsere verschwitzten Gesichter.

Suko leuchtete in die Höhe. »Da sind sie raus«, sagte er.

Niemand widersprach.

Abermals kletterte der Chinese vor, und wir erreichten einen Hinterhof, der gleichzeitig als Parkplatz diente, wie an den abgestellten Fahrzeugen zu erkennen war.

»Wo sind wir hier?« fragte ich leise, während ich mich umschaute.

Jo überlegte kurz. »Das muß die Rückseite des Broadway Theatre sein«, meinte er.

Mein Blick glitt weiter. Neben dem Theater sah ich ein großes Haus. »Und das?«

»Ist ein Hotel.«

Ich spürte plötzlich den Klumpen im Magen. Theater und Hotel. In beiden befanden sich Hunderte von Menschen. Opfer für die Zombies und die Ghouls.

Unsere schlimmste Befürchtungen schienen sich in diesen schrecklichen Augenblicken zu erfüllen.

Wir hatten die Invasion nicht mehr stoppen können.

Ich schaute auf die Rückfassade des Theaters. Sie lag in einer nahezu trügerischen Ruhe vor mir. Keine Spur von den lebenden Leichen. Sie hatten sich irgendwo verkrochen. Oder waren sie noch gar nicht in das Gebäude eingedrungen und versteckten sich vielleicht irgendwo hier draußen?

Wir suchten zwischen den Wagen. Es war genügend Platz, so daß wir uns hindurchschlängeln konnten. Meine Hose klebte naß und stinkend an den Beinen. Ich roch widerlich.

Wir hatten Pech. Niemand von uns stolperte über einen Ghoul oder Zombie.

Achselzuckend trafen wir wieder zusammen. »Die haben sich in Luft aufgelöst«, erklärte Jo. »Oder ob sie doch nicht durch den Schacht aufgetaucht sind?«

»Was sollen sie in den Kanälen?« fragte ich und deutete auf die Gebäudewand. »Dahinter befindet sich all das, auf das die Ghouls so scharf sind.«

Da mußten mir die Freunde recht geben.

»Also ins Theater«, sagte Suko.

Ich nickte.

Dann hörten wir schon den Lärm, und wenig später zerplatzte eine Fensterscheibe im ersten Stock ...

Eigentlich konnte man Ross Cartwright als eine Kapazität auf dem Gebiet des Musicals bezeichnen. Er kannte fast alle Stücke. Bei den älteren wie Oklahoma oder Show Boat angefangen, bis hin zu den neuen Werken, deren Musik für Ross irgendwie unverständlich war. Da gab es kaum Melodien, sondern fast nur Rhythmus, und viel konnte er damit nicht anfangen.

Zum Glück lief momentan mal wieder ein altes Stück. »Sound of Music« hieß es, eine Familiengeschichte, die so richtig ans Herz ging. Und Cartwright freute sich auf jede Aufführung, denn er sah sie alle.

Er war für den technischen Ablauf verantwortlich, denn vom einfachen Bühnenarbeiter hatte er sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren hochgearbeitet bis zum Inspizienten.

Die Schauspieler und Sänger kannten ihn, sie mochten ihn auch,

und es gab keine Feier, zu der man ihn und seine als Garderobiere arbeitende Frau nicht einlud.

Das Theater war ausverkauft. Und das bei der Hitze.

Aber es waren eben viele Touristen in New York. Sie brachten den Theatern volle Kassen. Es war eben immer noch etwas Besonderes, ein Musical am Broadway zu erleben.

Und Cartwright war zufrieden. Er saß in seiner Inspizientenkammer, in der man kaum atmen konnte, so sehr stand die Luft. Vor sich schaute er auf das Pult mit den zahlreichen Knöpfen und Hebeln. Es war sein eigentlicher Arbeitsplatz. Er fand sich hier auch im Dunkeln zurecht und brauchte nicht das Streulicht der Wandlampe. Eine Tür führte zur Rückseite der großen Bühne, über eine Lautsprecheranlage war er mit den einzelnen Garderoben verbunden. Zu seinen Aufgaben gehörte es auch, die Sänger, Schauspieler und Tänzer zu ihren Auftritten zu rufen. Im Moment lief der zweite Akt. Er hatte erst vor drei Minuten begonnen, und die Personen, die darin mitspielten, befanden sich schon alle in Bereitschaft. Sie standen entweder auf der Bühne oder hielten sich dahinter auf.

Durch ein viereckiges Guckloch konnte der Inspizient auf die Bühne schauen. Das Guckloch war so raffiniert angelegt, daß er die gesamte Fläche beobachten konnte und sein Blick auch noch einen Teil des Zuschauerraums erfaßte.

Nur in Unterhemd und Leinenhose saß er da. Das graue Brusthaar quoll aus dem Hemdausschnitt. Sein Haar war stark gelichtet, und die Augen wollten auch so manches Mal nicht mehr mitmachen, deshalb brauchte er eine Brille.

Sein rundes Gesicht mit der etwas knorpeligen Nase, die ein wenig an die von Karl Maiden erinnerte, zeigte einen gutmütigen Ausdruck, doch heute fühlte er sich gar nicht wohl. Er hoffte darauf, daß die Vorstellung bald vorbei war.

Das Wetter war zu schlimm. Hinzu kam das alte Theater, das schon seine fünfzig Jahre auf dem Buckel hatte. Da gab es keine Klimaanlage, und die Schauspieler schwitzten ebenso wie die Zuschauer. Ausgleichende Gerechtigkeit.

Wie immer roch es nach Schweiß, Parfüm und anderen Sprays. Die typische Theaterluft, die durch die verwendeten Kosmetika

schwer geworden war und das Atmen zu einer Qual machte. Ross Cartwright sah ein, daß er in seiner Kammer nicht bleiben konnte. Er mußte mal raus und eine andere Luft schnappen. Es gab da einen jungen Bühnenarbeiter, der ihn immer ein wenig an seinen im Kindesalter verstorbenen Sohn erinnerte. Dieser junge Mann hatte soviel Verantwortungsbewußtsein, daß er ihn mal für eine halbe Stunde vertreten konnte, wenn nichts los war. Cartwright wußte auch, wo er ihn erreichen konnte. In der Werkstatt. Er rief durch: »Larry bitte zum Inspizienten. Larry bitte zum Inspizienten.«

Der zweimalige Ruf würde reichen. Wenn Larry ihn nicht selbst gehört hatte, würde man ihm Bescheid geben.

Schon bald klopfte es. Larry steckte grinsend seinen Kopf durch den Türspalt.

»Komm rein«, sagte Cartwright.

»Soll ich Sie ablösen?« fragte Larry leise und schloß die Tür.

»Ja, für etwa eine halbe Stunde. Ich muß mal eine andere Luft atmen. Wenn irgend etwas ist, kannst du mich bei meiner Frau in der Garderobe erreichen.«

»Geht klar.« Der junge Mann mit dem schwarzen Haar nahm auf dem Inspizientenstuhl Platz.

Cartwright verließ den kleinen Raum. Er war beruhigt, denn bei Larry wußte er seinen Job in guten Händen.

Das Areal hinter der Bühne war gewaltig. Hier standen alte Kulissen, und von hier aus konnte man auch auf den Schnürboden klettern. Lange Leitern führten an den rauen Wänden hoch, und über den Köpfen der Menschen schwebte der eiserne Vorhang.

Zwei Frauen sorgten dafür, daß auch sämtliche Requisiten bereitstanden, und die Schauspieler, die im Moment Pause hatten, hockten auf Klappstühlen beieinander, unterhielten sich flüsternd und schlürften kalte Getränke, während eine Maskenbildnerin die Leute laufend frisch einpuderte, denn durch den Schweiß zerrann die Schicht sehr leicht. Schminke wurde immer dick aufgetragen. Man winkte dem Inspizienten, doch Cartwright wollte sich nicht zu den Schauspielern setzen. Seine Frau hatte kalten Tee mitgebracht, der löschte jetzt am besten den Durst.

Er verließ den rückwärtigen Teil der Bühne und gelangte in den

Flur. Links ging es zum Hinterausgang. Dort befand sich auch die kleine Portierloge. Sie war verwaist. Sicher saß der Aufpasser wieder in der Kneipe und kippte Bier. Rechts führte eine kleine Treppe noch einmal zur Bühne hinunter, während dem Ausgang gegenüber das eigentliche Treppenhaus begann.

Die Stufen waren breit und hatten graue Gummistreifen an ihren Rändern, damit niemand ausrutschte.

Der Inspizient stieg die Treppe hoch. Er kannte sein Theater, kannte den Geruch, und nachdem er einige Stufen hinaufgegangen war, blieb er stehen. Sichtlich irritiert, was seinem Gesichtsausdruck anzusehen war.

Cartwright hatte einen Geruch wahrgenommen, den es in diesem Theater wirklich noch nie gegeben hatte oder vorgekommen war. Da roch es nach Friedhof, nach Verwesung ...

Er zog die Nase hoch.

Ja, er hatte sich nicht getäuscht. Und als er ein paar Stufen weiterging, wurde der Geruch sogar noch intensiver. So stark, daß es ihm fast den Magen umdrehte.

Das war direkt widerlich.

Die Garderoben lagen in der zweiten Etage. Darüber befanden sich zwar auch noch Stockwerke, allerdings wurden sie nicht mehr genutzt. Wohl als Abstellräume und Kleiderkammern. Auch alte Requisiten standen herum, die niemand wegräumen wollte, und es gab von dort aus auch einen Weg auf den hohen Schnürboden, von dem aus man auf die Bühne schauen konnte.

Er erreichte die zweite Etage. Vor sich sah er den durch Kugellampen erhellten Gang. Der Boden war mit PVC belegt, die rechts und links abzweigenden Türen weiß gestrichen.

Namensschilder hingen daran. Die Stars der Stücke hatten ihre eigenen Garderoben. Und am Ende des Ganges führte die größere Tür zum Ballettraum.

Sie stand spaltbreit offen.

Cartwright mußte fast bis hinten durchgehen, bevor er die Garderobe erreichte, wo seine Frau tätig war. Sie lag auf der linken Seite. Vom Fenster aus konnte man in den Hof schauen.

Es war still hier oben. Cartwright wollte soeben anklopfen, als er das Geräusch vernahm.

Es drang aus der Garderobe und war ein verzweifelter Wimmern und Schluchzen. Dann kippte etwas um, und der Mann hörte einen lauten Schrei.

Seine Frau!

Cartwright hielt nichts mehr. Er drosch die Klinke nach unten und riß mit einem Ruck die Tür auf.

Das Entsetzen nagelte ihn auf dem Fleck fest!

Martha, seine Frau, lag auf dem Boden, direkt neben dem umgekippten Tisch. Sie blutete aus einer Wunde an der Stirn. Der rote Lebenssaft rann wie ein dicker Faden über ihr Gesicht, rann am Hals entlang und hatte auch den Kragen des weißen Kittels gerötet.

Neben ihr kniete ein schleimiges Wesen, das bestialisch stank. Es hielt ein Stuhlbein in der Klaue, womit es auch zugeschlagen hatte. Und das zweite Wesen, es konnte direkt ein Zwillingbruder sein, hatte sich mit einer Schere bewaffnet.

»Martha!« Der Mann schrie den Namen seiner Frau und stürzte vor. Er rannte mit Riesenschritten auf sie zu und achtete nicht auf die Gefahr, in die er sich begab.

Der grüngelb schimmernde Ghoul wandte sich um. Es war der mit der Schere. Über sein Gesicht liefen dicke Tropfen, die Augen wirkten wie eingedrückte Steine in seinem Gesicht.

Er stach zu.

Die Schere hätte Ross Cartwright in die Brust getroffen, doch durch eine schnelle Bewegung des Inspizienten verfehlte sie ihr eigentliches Ziel und traf nur die linke Schulter, wo sie steckenblieb, denn der Ghoul hatte den Griff losgelassen.

Cartwright stöhnte auf und taumelte zur Seite. Der Schmerz war schlimm, er wühlte in seiner Schulter, als hätte man das Blut mit Säure angereichert.

Der Inspizient wankte nach rechts, bis er mit der Hüfte gegen einen der zahlreichen Schminktische stieß, dabei den Arm anwinkelte und Fläschchen, Dosen und Tuben zu Boden feuerte. Seine Finger fanden eine Schere, umklammerten sie, und er riß den rechten Arm hoch.

Der Ghoul war nahe genug. Voller Wut stieß Ross Cartwright die Schere in den Hals der schleimigen Bestie.

Er merkte kaum Widerstand und er mußte erkennen, daß dem Wesen dieser Stoß nichts ausgemacht hatte. Andere wären gestorben, nicht so der Ghoul.

Er stieß ein widerliches Schmatzen aus, grunzte und zog die Schere aus seinem Hals.

Dann stach er zu.

Seine Bewegungen waren zum Glück nicht so geschmeidig, deshalb gelang es dem Mann, auszuweichen. Dicht neben ihm wischte die gefährliche Waffe vorbei und hieb in den Spiegel. Der zersplitterte. Ein Spinnenmuster zeigte sich, ein Loch war entstanden, und auf der Fläche sah er das Gesicht des Ghouls seltsam verzerrt.

Er hörte einen dumpf klingenden Laut.

Wie ein Stromstoß stach es durch sein Gehirn. Dieser Laut, dieses Geräusch, das durfte nicht wahr sein.

Er warf einen Blick nach links.

Ja, es stimmte.

Der Ghoul, der neben seiner Frau kniete, hatte ein zweites Mal zugeschlagen!

Der Inspizient drehte fast durch. Er heulte auf und sah rot. Dabei vergaß er den zweiten Ghoul. Als Cartwright vorstürzte und den Mörder seiner Frau umbringen wollte, egal wie, da griff der andere ein. Und er war schnell.

Ross Cartwright fühlte sich von schleimigen, aber starken Händen gepackt und zur Seite geschleudert. Genau auf eine Lücke zwischen den Garderobentischen zu, wo sich das Fenster befand. Schon immer war wegen der zu tiefen Bank geklagt und geschimpft worden. Zu recht, wie sich nun bewies.

Die tiefe Fensterbank wurde dem Inspizienten zum Verhängnis. Er fiel noch dagegen, fand jedoch keinen Halt, und der Schwung trieb ihn gegen die Scheibe.

Sie brach. Kein Kreuzrahmen stoppte den Fall des Inspizienten. Mit einem gellenden Schrei auf den Lippen raste er der Tiefe entgegen...

Wir befanden uns praktisch schon auf dem Weg, als die Scheibe zerbrach und die Splitter in die Tiefe segelten.

Aber nicht nur sie.

Ein Körper folgte.

Haben Sie mal einen Menschen aufgefangen, der aus dem zweiten Stock fällt? Wahrscheinlich nicht. Und trotzdem versuchte es Suko. Er war der Stärkste von uns. Er jagte los und hatte schon seine Arme ausgestreckt, wobei er nicht an seine eigene Sicherheit dachte, denn er begab sich auch in Lebensgefahr, aber er kam um den Bruchteil einer Sekunde zu spät.

Dicht vor seinen Fingerspitzen wischte der Körper vorbei und prallte zu Boden.

Das Geräusch drang mir durch Mark und Bein. Für eine Sekunde schloß ich die Augen, und als ich sie wieder öffnete, kniete Suko neben dem Mann.

»Lebt er noch?«

»Nein.« Seine Stimme klang deprimiert.

Neben mir fluchte Jo Barracuda. »Wie viele Tote sollen wir denn noch hinnehmen?«

»Jetzt geht es erst los«, sagte ich. Mein Blick fiel nach oben. Er flog an der Hauswand hoch, und ich sah hinter der zerbrochenen Scheibe eine Bewegung.

Sie war etwas langsam, irgendwie tapsig, und ich wußte Bescheid. Dort lauerte ein Ghoul.

»Los!« schrie ich den beiden Freunden zu und rannte bereits.

Der Hintereingang war nicht verschlossen. Wir stürzten in das Theater, ich warf einen Blick nach rechts und sah die dort eingelassene kleine Portierloge.

Der Gang führte weiter. In das Treppenhaus gelangten wir zwangsläufig. Rasch rief ich mir die Etage ins Gedächtnis zurück, wo das Fenster zerbrochen war.

Die zweite!

Da mußten wir hoch.

Wie ein Schatten wischte Suko an mir vorbei. Jo Barracuda blieb an meiner Seite. Sein Gesicht war verzerrt. Den linken Arm bewegte er nicht, weil ihm der Streifschuß zu schaffen machte.

»Kannst du noch?« schrie ich.

»Ja, zum Henker!«

Er blieb zurück, während ich drei Stufen auf einmal nahm, um schneller hochzukommen.

Ein Gang. Unter der Decke brannten Kugellampen. Sie erleuchteten jeden Winkel. Hier gab es kein Versteck für unsere Gegner. Aber in den Zimmern.

Suko hatte schon die erste Tür aufgestoßen. Mit schußbereiter Beretta und schlagfertiger Dämonenpeitsche schaute er in das Zimmer.

Leer.

Wie das auf meiner Seite.

Jede Tür öffneten wir. Jo Barracuda beteiligte sich ebenfalls an der Suche. Er lief sogar an uns vorbei und rannte auf die große Tür am Ende des Ganges zu.

Ich drückte die auf der linken Seite auf. Wo war denn nur das zersplitterte Fenster, zum Teufel?

Hinter der nächsten Tür. Ich hatte sie kaum aufgestoßen, als ich schon den Durchzug spürte.

Und ich sah die beiden Ghouls. Hörte ihr Schmatzen und Schlürfen. Eine selten gekannte Wut überkam mich. Mein Gesicht verzerrte sich, als ich in die Garderobe stürmte.

Ich hatte Desteros Schwert. Schwarze Magie hatte es geprägt. Damit hatte Destero gekämpft und auch Dämonen, die ihm im Weg standen, getötet.

Nun gehörte es mir.

Die Ghouls drehten sich um. Die beiden Monster hatten natürlich gehört, wie ich in den Raum stürzte. Zwischen den Zähnen des ersten sah ich ein Stück Stoff von einem weißen Garderobenkittel.

Aus vollem Lauf schlug ich zu. Das Pfeifen der Klinge vermischte sich mit einem klatschenden Laut, als der Schädel des Ghouls zu Boden fiel. Dann war Suko da.

Er hämmerte mit der Dämonenpeitsche zu, und die drei Riemen rissen tiefe Furchen in den Körper des zweiten Ghouls. Sie würden ihn ebenso zerstören wie mein Hieb den anderen Dämon.

Der Ghoul wurde durch den halben Raum geschleudert und klatschte dabei gegen die Wand. Er schrie und röchelte, aber die

Magie zerstörte ihn, sie hatte ebensowenig Erbarmen, wie er mit dem Opfer gehabt hatte, denn die Frau am Boden war tot.

Der Kittel war zerrissen, das Gesicht voller Blut. Ich drückte ihr die Augen zu, während mich von beiden Seiten eine widerliche Pestwolke einhüllte.

Die Ghouls lösten sich auf. Dabei trockneten sie auch ein, so daß von ihnen kaum etwas zurückblieb.

Ich erhob mich.

Suko durchsuchte die Garderobe und zog die Türen einiger Einbauschränke auf.

Nein, kein weiterer Ghoul oder Zombie hielt sich darin verborgen. Wir konnten wieder gehen.

»Vielleicht hat Jo mehr Glück gehabt«, sagte Suko.

»Möglich.«

»Wo steckt er eigentlich?«

»Er ist doch ...« Ich stutzte. »Verflixt, das weiß ich nicht. Auf der Treppe war er noch dicht hinter mir, und dann ...« Ich dachte nach, kam allerdings zu keinem Resultat. »Keine Ahnung, Suko. Ich habe ihn nicht mehr gesehen.«

Wir gingen auf den Flur. Auch hier sahen wir keine Spur von dem dunkelhäutigen G-man.

Wir riefen seinen Namen. Eine Antwort erhielten wir nicht.

Plötzlich hatte ich ein komisches Gefühl. Das Verschwinden des Freundes und auch die Stille gefielen mir überhaupt nicht. Da lag einiges im Argen.

Ein paar Schritte weiter war der Gang zu Ende. Dort befand sich auch die größere Tür.

Suko deutete auf sie. »Schätze, wir sehen da mal nach.«

Der Meinung war ich auch.

Jo Barracuda hatte sich nicht damit aufgehalten, die einzelnen Räume zu durchsuchen. Er war weitergelaufen, auf das Ende des Ganges zu, und hatte die Tür zum Ballettraum aufgerissen.

Vor sich sah er einen großen, mit Parkettboden ausgelegten Raum. Jeweils an den Längswänden waren Stangen angebracht, an denen die Tänzer und Tänzerinnen übten. An einer Wand

hingen zahlreiche Spiegel. links stand ein Klavier. Es war abgedeckt worden. Der Tür schräg gegenüber führte eine Wendeltreppe in die obere Etage. Auf den Stufen schimmerte ein grüner Teppich.

Keine Spur von den Zombies oder Ghouls.

Auf Zehenspitzen schlich Jo in den Raum. Schußbereit hielt er die mit Silberkugeln geladene Beretta. Sein Gesicht glänzte, als hätte man es mit Öl eingerieben, der Mund stand offen, er atmete schnell und keuchend.

Jetzt, wo sich die erste Erregung etwas gelegt hatte, spürte er die Schmerzen wieder. Dieser verfluchte Streifschuß tat weh. Die Schulter hatte eine dicke Schramme abbekommen. Und wenn er den linken Arm zu heftig bewegte, stach es bis in die Fingerspitzen hinein.

Die Zombies waren hiergewesen.

Jo sah sie zwar nicht, er nahm sie jedoch wahr. Der Geruch war unverkennbar.

Friedhof - Moder - Grab ...

»Wo seid ihr?« flüsterte er. »Zeigt euch, ihr verdammten Biester, damit ich euch zur Hölle schicken kann.« Seit er den Tod des Mannes auf dem Parkplatz miterlebt hatte, war seine Wut noch gestiegen. Er würde jeden Zombie oder Ghoul sofort killen, der ihm vor die Mündung lief.

Immer mehr näherte er sich der Wendeltreppe. Eine Ahnung sagte ihm, daß sich die Zombies dort irgendwo versteckt hielten. Wahrscheinlich hatten sie sich sogar in die nächste Etage zurückgezogen. Allein wollte Jo da nicht hin, aber einen ersten Blick konnte er riskieren, um den anderen Bescheid zu geben.

Der G-man erreichte die Treppe. Er stellte seinen Fuß auf die erste Stufe, ging auch die zweite hoch und nahm die dritte. Dabei hielt er sich dicht an der Wand.

Er legte den Kopf in den Nacken und schaute nach oben. Dabei konnte er um eine Wendel herumblicken und glaubte auch, eine Bewegung gesehen zu haben. Leider war das nicht so genau zu erkennen, da es über ihm auf dem Schnürboden doch sehr dunkel war.

Er ging noch eine Stufe höher. Das war eine zuviel.

Plötzlich fiel etwas auf ihn. Sein Gesichtsfeld wurde durch einen schwarzen Gegenstand eingeengt. Jo erkannte nicht mehr, was es war, bekam dafür die Wirkung zu spüren.

Etwas krachte genau gegen sein Gesicht. Im ersten Moment spürte er gar nichts, dann kamen die Schmerzen, und mit voller Wucht schienen sie seinen Kopf zu zertrümmern. Etwas drang feucht aus seiner Nase, und der G-man sank langsam zusammen. Er wurde nicht bewußtlos. Über sein Sichtfeld allerdings hatte sich ein Schleier gelegt. Er hörte auch besser als er sah.

Und er vernahm die Schritte.

Tapsend näherten sie sich ihm. Sie kamen von oben, Stufe für Stufe ließen sie hinter sich, und der G-man glaubte, eine schreckliche Gestalt zu sehen, die silbrig flimmerte.

Vor ihm blieb die Gestalt stehen.

Eine Hand griff nach ihm. Er spürte die Kälte an seinem rechten Gelenk, die Waffe wurde ihm aus den Fingern gewunden. Dabei kippte er etwas nach links, stützte sich auf seinen verletzten Arm, und der Schmerz machte ihn fast wahnsinnig. Er stöhnte.

Hände griffen unter seine Achseln. Mit einem Ruck wurde der dunkelhäutige FBI-Agent hochgezogen und in die Finsternis des Schnürbodens geschleift.

Tief unter ihm lief das Musical, Musik und Gesang drangen bis zu ihm herauf. Der G-man glaubte zu träumen. War das schon das Ende? Hörte er die Himmelsmusik?

Flüsternde Stimmen. Von allen Seiten drangen sie auf ihn ein. Hände, kalt wie Eis, die ihn abtasteten, in sein Fleisch stachen, danach fühlten.

Plötzlich riß der Faden. Jo Barracuda konnte wieder klar sehen. Er hatte die Augen weit geöffnet und sah dicht vor sich ein silbrig schimmerndes Gesicht - und ein aufgerissenes Maul mit stählern wirkenden Zähnen.

Jos Mund öffnete sich zu einem gellenden Schrei.

Zu spät.

Xorron biß zu!

Eiskalt holte er sich sein erstes Opfer ...

Es gibt Vorahnungen. Da braucht man nicht einmal ein Medium oder sensitiv veranlagt zu sein, irgendwie macht es auch die Erfahrung. Wie bei mir.

Ich spürte, daß etwas nicht stimmte.

»Was ist mit dir?« fragte Suko.

Wie ich stand auch der Chinese einen Schritt vor der Tür. Es kribbelte auf meiner Haut. Das war der Schauer, der mir über den Körper lief.

»Jo?« flüsterte Suko. Sein Blick brannte.

»Vielleicht.« Ich packte mein Schwert so fest, daß die Knöchel hart hervortraten.

Es war eine verrückte Situation. Hinter der Tür lauerte sicherlich das Verderben, und von unten, wo sich die Bühne befand, vernahmen wir Musical-Melodien.

Ich dachte an die Menschen im Theater. Sie wußten nicht, was über ihren Köpfen lauerte, denn ein Schild an der Wand zeigte uns, daß wir, um zum Schnürboden zu gelangen, zuerst den Ballettsaal durchqueren mußten.

Zwei tote Ghouls hatten wir zurückgelassen. Wie viele existierten noch von ihnen? Und wie viele Zombies?

Wir wußten keine Antwort, und ich bereute es bereits, daß ich mir die Zeit genommen hatte und so lange vor der Tür stehen-geblieben war.

»Geh«, sagte Suko.

Ich stieß die Tür auf.

Das Kreuz hing jetzt vor meiner Brust. In der rechten Hand hielt ich das Schwert, der silberne Dolch steckte am Gürtel. So gerüstet, mußten wir es eigentlich schaffen, denn Suko trug ebenfalls schlagkräftige Waffen.

Der Chinese ließ mich vorgehen, und ich sah mich zuerst als Spiegelbild an der gegenüberliegenden Wand. Der Ballettsaal war leer. Auf dem Parkettboden sah ich graue Streifen. Die Handläufe der Griffstangen waren dunkel vom Schweiß.

Nach allen Seiten sichernd, betraten wir den Raum. Niemand hielt sich hier auf.

Und doch waren sie hiergewesen. Man roch es.

»Die Wendeltreppe«, hauchte Suko.

Da hatte er recht. Sie führte nach oben. Dort mußte es dann zum Schnürboden gehen. Licht sah ich nicht. Die letzten Stufen verliefen im Dunkeln.

Aber wir hörten Schritte.

Sie klangen über uns auf und befanden sich in Nähe der Wendeltreppe. Dann erreichten sie die Stufen, und ich hörte das Tappen, das auch von einem Teppich nicht unterdrückt werden konnte.

Jemand kam.

Zuerst sah ich die Schuhe. Schwarz, mit einer Staubschicht überzogen. Dann die Beine, verdeckt von einer hellen Hose.

So eine Hose hatte auch Jo Barracuda getragen. Mein Herz klopfte plötzlich schneller. Schweiß brach mir aus, neben mir hörte ich Suko scharf atmen.

Ihn quälten dieselben Gedanken wie mich. Normal lief diese Person nicht die Treppe hinab. So wie sie ging, konnte sie nur ein Zombie, eine lebende Leiche sein.

Jo Barracuda ein Zombie?

Er ging weiter vor. Jetzt sahen wir es deutlich. Kein Zweifel bestand mehr. Es war Jo, der da mit langsamen Schritten die Stufen hinunterstieg.

Noch eine Kehre.

Jetzt hatte er die Treppe hinter sich gelassen.

Fünf Schritte vielleicht trennten uns. Wir schauten ihn an, er schaute uns an.

Und dann hatte ich das Gefühl, mich würde der Schlag treffen!

Am liebsten wäre ich im Boden versunken, denn Jo Barracuda, unser Freund, bot ein Zerrbild des Schreckens. Die Zombies hatten ihn in ihren Klauen gehabt und selbst zu einem lebenden Leichnam gemacht. Die Apokalypse war eingetreten, und sie traf uns mit der Wucht eines Vorschlaghammers.

Bis zur Schulter sah der dunkelhäutige Jo Barracuda völlig normal aus. Was dann folgte, war so schlimm, daß ich am liebsten die Augen geschlossen hätte. Es half nichts, ich mußte mich mit den Tatsachen abfinden.

Die Zombies hatten ihn getötet. Er war in den Hals gebissen worden. Normalerweise wäre er gestorben, doch durch einen Zombie-Biß lebte er als Untoter weiter. Er war selbst zu einer lebenden Leiche, zu einem Zombie, geworden.

Und das machte die Sache so schlimm.

Mehr möchte ich nicht beschreiben. Es war schlimm genug, was wir zu sehen bekamen, und es war auch klar, wie wir reagieren mußten.

Jo Barracuda durfte nicht mehr weiterexistieren. Wir mußten ihn töten.

Verdammt auch. Ich schluckte hart, weil es mir heiß die Kehle hochstieg. Jo war zu einem Freund geworden. Er hatte uns in Florida geholfen, als wir gegen die Besatzung des Vampir-Schiffs kämpften. Er hatte uns in New York zur Seite gestanden, wir hatten uns auf ihn verlassen können, und er hatte auch hier und jetzt gegen die Mächte der Finsternis antreten wollen.

»Jo«, sagte ich.

Er hörte mich nicht oder wollte mich nicht hören. Er ging weiter, und ich sah seine blutbesudelte Kleidung. Die Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft, die Augen waren verdreht.

Suko begriff, was in mir vorging, deshalb fragte er: »Soll ich es machen, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, damit muß ich fertigwerden. Ich werde Jo den Frieden geben.« Meine Stimme klang krächzend.

»All right.« Der Chinese trat zurück, behielt uns aber im Auge, um eingreifen zu können, falls es nötig war.

Welche Waffe sollte ich nehmen? Eine Silberkugel wollte ich nicht verschwenden, deshalb nahm ich das Kreuz.

Ich streifte es über den Kopf. Mit dem Schwert konnte ich einfach nicht arbeiten. Ich würde es nicht übers Herz bringen, Jo den Kopf abzuschlagen.

Er kam näher.

Dabei ging er wie von Fäden gehalten. Mal bewegte er den linken Arm höher, dann den rechten. Dann wieder kippte er etwas auf die Seite, fing sich wieder und ging weiter.

Er griff nach mir. Seine Hand hatte sich geöffnet, die Finger schlossen sich - und genau um das Kreuz.

Etwas schien durch seinen untoten Körper zu fließen. Einem Stromstoß gleich zuckte er in die Höhe, sein Mund öffnete sich, ein schreckliches Röcheln drang hervor, und wo das Kreuz die Hand berührt hatte, vernahm ich ein Zischen.

Dort verbrannte Fleisch.

Er fiel. Ich fing ihn auch nicht auf. Es knallte, als er mit seinem vollen Körpergewicht auf den Parkettboden stürzte. Auf dem Rücken blieb er liegen. Endgültig tot und auch erlöst. Jo Barracuda würde ein christliches Begräbnis bekommen und nicht mehr als Untoter weiterexistieren.

Wir stiegen über ihn hinweg. In meinen Augen brannte es, mein Herz schlug doppelt so schnell, die Kehle war zu, so daß ich kein Wort hervorbrachte.

Suko merkte, was mit mir los war, und er legte mir die Hand auf die Schulter. »Laß es, John, keine Vorwürfe. Du hast so handeln müssen.«

»Ich weiß. Nur ist es für mich schlimm, daß es soweit gekommen ist.«

Ich wischte mir über die Augen und auch über die Stirn. Wir standen nahe der Treppe. Beide warfen wir einen Blick in die Höhe.

Dort oben in der Dunkelheit lauerten die Zombies und Ghouls, dessen war ich mir sicher. Und wir hörten auch die Musik, die wie ferne Sphärenklänge an unsere Ohren drang.

»Moment noch«, sagte Suko, bückte sich und durchsuchte Jo Barracuda.

»Was ist denn?«

Suko schüttelte den Kopf. »Verflixt, er hatte doch deine Beretta. Du hast sie ihm gegeben, nicht?«

»Ja.«

»Aber jetzt ist sie nicht mehr da.«

»Wir müssen also damit rechnen, daß die Zombies oder Ghouls meine Waffe besitzen.«

»Das wollte ich damit sagen.«

»Okay, richten wir uns darauf ein«, erwiderte ich und setzte meinen Fuß auf die erste Stufe ...

In Dr. Tod tobten zwei verschiedene Welten.

Zum einen jubelte er darüber, daß es ihm endlich gelungen war, Xorron zu erwecken, zum anderen dachte er an John Sinclair und daran, daß dieser Hundesohn abermals in seine Pläne gefunkt hatte. Er und der Chinese befanden sich in Manhattan. In der U-Bahn-Station hatten sie sich gegenübergestanden, und wenn der Würfel nicht gewesen wäre, hätte Sinclair vielleicht einen halben Sieg erringen können.

So aber hatte er das Nachsehen gehabt.

Trotzdem paßte Solo Morasso die Situation nicht. Da Sinclair Bescheid wußte, würde er sicherlich auch mit der einheimischen Polizei zusammenarbeiten. Die Polizisten würden aufpassen, einen Ring um das gefährdete Gebiet ziehen und sicherlich nach Xorron und seiner Meute suchen.

Um die Zombies und Ghouls war es nicht tragisch. Die hatte Xorron gewissermaßen als kleine Beigabe mitgebracht. Dr. Tod ging es nur um seine Person. Xorron war für ihn wichtig. Vor zwei Tagen noch hatte ihm ein Mitglied der Mordliga gefehlt.

Nun war sie vollständig!

Xorron befand sich in einem Versteck. Zwar unter der Erde, aber doch nicht unsichtbar. Wenn die Bullen schlau waren und nachdachten, würden sie sicherlich auch irgendwann einmal die Kanalisation durchsuchen. Vor allen Dingen, wo dieser Sinclair dabei war. Er kannte die Gepflogenheiten der lebenden Leichen, er wußte auch von ihrem ungeheuren Drang nach Blut und Menschen.

Und dieser Drang war der große Unsicherheitsfaktor in Solo Morassos Rechnung.

Er stufte sich als einen Realisten ein. Wenn er genauer darüber nachdachte, war es eigentlich ein Unding, daß sich Xorron und seine Untoten weiterhin versteckt halten würden. Das ging wider ihre dämonische Natur. Sie hatten lange genug in der feuchten, kühlen Erde gelegen. Zu lange eigentlich, und sie würden sich auch nicht mehr in den Abwässerkanälen aufhalten.

Xorron mochte vielleicht nicht intelligent sein, aber er besaß Instinkt, und dieser Instinkt würde ihn leiten, damit er den Weg nach draußen fand.

Ghouls und Zombies in Manhattan. In einer fremden Stadt, in einer auch für sie fremden Umwelt. Sie würden ihrer Gier und ihrem Drang nachgeben, aber es konnte durchaus sein, daß sie wie die anderen Untoten in der South Bronx in die Falle liefen.

Wie konnte man dem begegnen?

Solo Morasso, Tokata und Lady X hielten sich in einer Zwischen-dimension auf. Der Würfel hatte sie dorthin katapultiert. Sie waren in ihrem Stützpunkt gelandet, von dem keiner der Gegner wußte, wo er lag.

Das war bis heute Dr. Tod's Geheimnis. Dieser Hort war gut geschützt. Dorthin zog er sich zurück, wenn er neue, gefährliche Pläne schmiedete. Da hatte er auch über Xorrans mögliche Rückkehr nachgedacht, bevor er für einige Wochen nach New York ging.

»Was ist mit dir?« fragte die Scott.

»Kannst du dir das nicht denken?«

LadyX lachte.

»Ja, wir haben uns feige zurückgezogen. Du hättest Tokata auf Sinclair ansetzen sollen. Er hätte ihn sicherlich in zwei Hälften geschlagen.«

Dr. Tod schüttelte den Kopf. »Nein, Xorron war in diesem Fall wichtiger.«

»Und jetzt?«

»Ich denke darüber nach, wo er sein könnte.«

Da lachte LadyX. »Du glaubst also nicht daran, daß er sich weiterhin in der Kanalisation aufhält?«

»Das würde mich sehr wundern.«

»Frag doch den Würfel.«

Solo Morasso nickte. Sein Blick schweifte in die Ferne. Dabei schien es, als würde er direkt in ein schwarzes Loch starren. Sie befanden sich hier in einer Welt, wo es weder oben noch unten noch rechts und links gab.

Nur die Kälte des Weltalls.

Unwillkürlich dachte er an Asmodina, der er zwar seine Existenz zu verdanken hatte, die aber dennoch seine Feindin war. Sie hatte sich bisher aus dem Spiel herausgehalten, was Morasso wunderte. Denn die Teufelstochter hatte auch gewußt, wo sich

Xorron aufhielt, allerdings nichts gesagt. Sie wollte Morasso einen Streich spielen. Und bestimmt hatte sie auch ihre Finger im Spiel gehabt, damit andere Dämonen nichts verrieten.

Nun war die Mordliga vollständig, und Dr. Tod wollte zusehen, daß es auch so blieb. Deshalb mußte er danach trachten, Xorron zu finden, bevor irgend etwas geschah.

»Ja«, sagte er, »ich werde den Würfel befragen.«

Dr. Tod nahm ihn in die Hand. Bisher wußte er nicht, woher der Würfel genau stammte. Er hatte ihn jedoch als willkommenen Hilfe und Geschenk gern entgegengenommen, vor allen Dingen, weil er so manipulierbar war. Durch ihn konnten Wünsche realisiert werden, und er besaß Eigenschaften, die manche vielleicht mit dem Wort Zauberei umschrieben hätten.

Er sah ziemlich harmlos aus. Kaum jemand, der ihn nicht kannte, wäre auf den Gedanken gekommen, ihn mit Schwarzer Magie in Verbindung zu bringen.

Weißlich blau schimmernd. Gar nicht mal groß und mit abgerundeten Kanten. Was sich innerhalb der Kanten befand, was da manchmal Schlieren zog und wallte, wußte auch Dr. Tod nicht. Und er würde sich hüten, den Würfel zu zerstören.

Mit beiden Händen umfaßte er den Quader. Seine Finger waren dabei an den Spitzen gekrümmt, so daß sie eine Kante umfassen konnten.

Er schaute auf die oberste Seite, konzentrierte seine Gedanken auf den Würfel und ging mit ihm eine Verbindung ein.

LadyX und Tokata hielten sich zurück. Sie sagten kein Wort, sondern ließen Morasso in Ruhe.

Dr. Tod hatte das Gefühl, in eine weißlichblaue bodenlose Tiefe zu blicken. Er sah keinen Grund, der Würfel selbst schien zu zerfließen, und es kostete ihn eine übermenschliche Anstrengung, seine Gedanken in einer Linie zu halten und dafür zu sorgen, daß sie nicht abglitten.

Xorron!

Er konzentrierte sich auf Xorron.

Die Verbindung mußte hergestellt werden! Der Würfel sollte reagieren.

Und er enttäuschte Solo Morasso nicht.

Verschwommen nur, aber dennoch zu erkennen, entstanden Bilder. Sie sahen erst aus wie bei einer schlechten Filmkopie, verschwommen, verwaschen, dann wurden sie deutlicher.

Konturen schälten sich hervor, zwar an den Seiten noch undeutlich, aber es war zu erkennen, daß es sich dabei um Lebewesen handelte, die eine menschliche Form hatten.

»Xorron!« flüsterte Solo Morasso.

»Siehst du ihn?« fragte LadyX.

»Sei still!«

Er konzentrierte sich noch stärker. Und nun sah er das Bild auch deutlicher. Je genauer und schärfer seine Gedanken wurden, um so klarer schälte sich das Bild hervor.

Xorron und seine Meute hatten die Kanalisation in der Tat verlassen. Sie befanden sich nicht mehr in den unterirdischen Gängen, sondern über der Erde. Dr. Tod hatte eigentlich damit gerechnet, sie in den Straßen Manhattans zu sehen, doch er hatte sich getäuscht. Die lebenden Leichen und die Ghouls waren in ein Gebäude eingedrungen.

In ein Gebäude mit zahlreichen Menschen.

Opfer für sie ...

Dann verschwamm das Bild, bevor Dr. Tod noch Genaueres erfahren konnte.

Irgendeine starke Magie mußte die Verbindung gestört haben. Eigentlich kam da nicht viel in Frage. Vielleicht das Kreuz dieses verdammten Geisterjägers. Morasso war sicher, daß sich Sinclair in der Nähe aufhielt. Er konnte gar nicht anders reagieren.

»Weißt du, wo sie sind?« fragte LadyX.

»Nicht mehr in der Kanalisation.«

Die Pupillen der ehemaligen Terroristin wurden noch dunkler.

»Interessant«, murmelte sie.

»Gar nicht, verdammt. Xorron und seine Diener sind in ein Haus eingedrungen. Ich weiß allerdings nicht, wo das genau ist.«

»Hat der Würfel versagt?«

»So kann man es auch nennen. Eine starke Gegenmagie hat uns gestört.«

»Sinclair!« LadyX zog sofort die richtigen Schlüsse.

»Eben!«

»Und jetzt?«

Dr. Tod's Gesicht verzog sich, als würde er unter Schmerzen leiden. »Ich habe da ein verflucht ungutes Gefühl. Sinclair ist stark und besitzt gute Waffen. Er wird sich den Zombies stellen. Ihm macht es nichts aus, auch wenn sie in der Übermacht sind. Deshalb müssen wir etwas unternehmen.«

»Nur - was?«

»Ich will Xorron.« Dr. Tod schaute die Scott an. »Xorron ist für mich am wichtigsten. Die anderen sind nur Beigaben, auf die können wir verzichten. Deshalb müssen wir Xorron rausholen. Koste es, was es wolle.«

»Aber wie?«

Dr. Tod runzelte die Stirn. Er dachte an die magischen Möglichkeiten, die ihm zur Verfügung standen. Es waren einige. Allerdings drängte die Zeit, und Sinclair, der Geisterjäger, war wie ein Bluthund. Wenn der erst mal eine Fährte aufgenommen hatte, dann ließ er sich davon nicht mehr abbringen ...

Jo Barracuda blieb zurück.

Ich hatte ihn erlöst. Er war nun wirklich gestorben, lag auf dem Rücken, und ich hatte ihm noch die Augen geschlossen, denn sein anklagender Blick war mir durch und durch gegangen. In meinem Innern loderte der Zorn. Ich war mit Gefühlen aufgeputscht wie ein frisch aufgeladener Akkumulator. Meine Lippen hatte ich fest aufeinandergepreßt, mir brannten die Augen. Ich hatte mich der Tränen nicht geschämt, als ich den Freund erlösen mußte.

Jetzt sollten die anderen büßen.

Suko ahnte, was mit mir geschehen war. Er stieß mich leicht an, und ich drehte mich um.

»John«, sagte er beschwörend. »Ich weiß, was in dir vorgeht, aber bleib ruhig.«

»Okay, Partner, ich werde mich zusammenreißen.«

Suko hatte ja so recht. Es war nicht gut, wenn man emotionsgeladen in die Auseinandersetzung ging. Man mußte cool bleiben, um im Ernstfall kalt und richtig reagieren zu können.

Ich hatte die Führung übernommen und hielt mich wie Suko dicht an der Wand, als wir die mit Teppichstücken belegten Stufen der Wendeltreppe hochschritten.

Wenn wir den Kopf in den Nacken legten, schauten wir in die Dunkelheit des Schnürbodens.

Da mußten sie stecken.

Wir sahen und hörten nichts von ihnen. Sie verhielten sich völlig still - lauerten.

Aber sie waren da.

Und auch die Menschen, die tief unter ihnen im Theater hockten und sich ein vergnügliches Musical anschauten. Wenn die Zombies durchdrehten und sie sich als Opfer aussuchten, konnte man für nichts garantieren. Allein aus diesem Grund durften wir keine Zeit verlieren.

Zudem wollte ich Xorron!

Bisher hatte ich ihn noch nicht zu Gesicht bekommen, aber wenn es meinem Erzfeind Dr. Tod gelungen war, seine Mordliga zu vervollständigen, war das für mich eine Niederlage. Nun war Xorron frei, und ich wollte dafür sorgen, daß er sofort vernichtet wurde. Noch eine Kehre.

Wir hielten den Atem an.

Dadurch konnten wir den Gesang und die Musik deutlicher vernehmen. Wir hörten aber auch andere Geräusche, die entstanden, wenn jemand gegen Metallteile stieß.

Sie bewegten sich also.

Ich duckte mich und schlich die restlichen Stufen hoch, um einen ersten Blick auf den Schnürboden werfen zu können.

Er war wirklich gewaltig. Ich war überrascht, denn mit diesen Ausmaßen hatte ich nicht gerechnet.

Nur undeutlich sah ich all die Stangen, Eisenleitern und Scheinwerferschienen. Sie bildeten ein regelrechtes Gewirr, das kreuz und quer durcheinanderlief. Man ging hier nicht auf Plattformen, sondern auf einem starken und stabilen Drahtgeflecht, das in seiner Länge und Breite den gesamten Boden umspannte.

Die Beleuchtungsbrücke lag tiefer. Ich kannte mich etwas in diesen Theatern aus und wußte, daß sich die Beleuchter auf

breiten Stegen bewegten. Zwischen den einzelnen Stegen befand sich eine Distanz von ungefähr zwei Yards. Es war noch genügend Platz für die aufgehängten Kulissen vorhanden sowie für den eisernen Vorhang. Früher mußten Bühnenarbeiter die Kulissen mit der Hand in Bewegung setzen. Heute übernahm diese Arbeit ein Elektromotor.

Ich hatte mich flach hingelegt, als ich meine Blicke schweifen ließ. Es hatte keinen Sinn, wie ein Wilder vorzustürmen, ohne sich zuvor halbwegs mit den Örtlichkeiten vertraut zu machen.

Wir befanden uns im Moment in einer miesen Position. Aus dem Ballettsaal hochsteigendes Licht traf uns und ließ auch Schatten entstehen. Die Zombies konnten uns erkennen, während wir Schwierigkeiten hatten, sie zu entdecken.

Dennoch sahen wir sie.

Sie bewegten sich, und wir rochen auch die Nähe der Ghouls, denn ein pestilenzartiger Hauch wehte uns wie eine Fahne entgegen.

Ein dumpf klingendes Brausen ertönte. Es hatte seinen Ursprung unten im Zuschauerraum und stieg bis in den Theaterhimmel hinein. Es war der Applaus der Zuschauer, mit dem eine große Szene beendet wurde. Die Menschen freuten sich, während sie nicht ahnten, was sich über ihren Köpfen zusammenbraute.

Ich schob mich vorsichtig nach vorn. Die Finger meiner linken Hand fanden das Gitter und stießen in die Löcher hinein, wo sie sich festklammerten.

Suko glitt an mir vorbei. Als er zur Ruhe kam, war der Beifall unten verrauscht. Hinter uns befand sich die Wand. Ich warf einen Blick über die Schulter und erkannte eine lange Eisenleiter, die in die Tiefe führte.

Man brauchte also nicht zu springen.

Der Geruch traf uns urplötzlich. Keiner von uns hatte die Nähe des Ghouls bemerkt. Erst als er rechts neben mir erschien, wurde ich aufmerksam.

Seine schleimige Gestalt schillerte irgendwie. Sie erinnerte mich an Pudding. Durch das Gewicht wurde der Schleim durch die Löcher nach unten gedrückt.

Mit dem Schwert stieß ich zu. Es war eine Reflexbewegung, ich dachte nicht darüber nach. Die Klinge drückte in den aufgeschwemmten Körper der Bestie.

Der Ghoul zuckte.

Schwarze Magie gegen Schwarze Magie. Das Schwert jedoch war mit einer stärkeren aufgeladen, und der Ghoul verging, wobei dicke Tropfen durch das Drahtgeflecht geschoben wurden und dem Bühnenboden entgegenfielen.

Die Schauspieler würden sich wundern.

Zum Glück war der Ghoul lautlos gestorben. Die anderen schienen von seinem Tod nichts mitbekommen zu haben. Ich bewegte mich weiter. Dann spürte ich Sukos Berührung. Ich drehte den Kopf und verfolgte den Finger meines Partners, als er einen Halbkreis schlug. Suko hatte vor, die Gegner in die Zange zu nehmen.

Damit war ich einverstanden, also trennten wir uns, nachdem wir das Siegeszeichen - ein V für Victory - gebildet hatten.

Es war nicht leicht und beileibe nicht angenehm, auf dem Drahtgeflecht zu kriechen. Das Zeug schnitt durch die Kleidung in die Haut hinein. Mittlerweile begann es zu drücken und auch zu schmerzen. Blaue Flecke würden zurückbleiben.

Deshalb blieb ich nicht mehr liegen, sondern erhob mich, wobei ich leicht geduckt stehenblieb.

Von Suko sah ich nichts mehr. Meine Augen bohrten sich in die Dunkelheit, die plötzlich von einem Scheinwerferblitz für einen Moment erhellt wurde.

Einer der Beleuchter unter uns hatte das Licht geschwenkt und auch diesen oberen Schnürboden getroffen.

Ich sah die Wesen.

Sie hielten sich weiter vor mir auf und hatten sich tiefer zurückgezogen. Leider war das Licht zu schnell weg, so daß ich nicht hatte zählen können, mit wie vielen Gegnern wir es nun zu tun bekamen. Der Widerschein der Bühnenbeleuchtung reichte ebenfalls nicht aus, aber ich hatte ihn gesehen.

Eine silbrig glänzende Gestalt, die sich von den anderen sehr stark abhob.

Das mußte Xorron gewesen sein!

Im ersten Moment zeigte ich mich überrascht, denn so hatte ich mir den Herrn der Zombies und Ghouls nicht vorgestellt. Eher monsterartig, so wie Vampiro-del-mar. Aber was ich da gesehen hatte, erinnerte mich an ein Wesen von einem anderen Stern.

Hatten die anderen mich auch entdeckt?

Ja, das mußten sie, denn am schwankenden Untergrund bemerkte ich, daß sie in meine Richtung liefen.

Das Drahtgeflecht vibrierte, es zitterte regelrecht, und ich sah vor mir plötzlich ein rötlich schimmerndes Augenpaar.

War es ein Zombie oder ein Ghoul?

Nein, ein anderer Dämon. Nicht sehr groß, er reichte mir nicht bis zur Schulter, aber er strömte einen beißenden Geruch aus, der mich an Schwefel erinnerte.

Ein Gruß aus der Hölle!

Dann gellte ein Warnpfeiff auf. Suko hatte ihn ausgestoßen.

Im nächsten Augenblick griffen die Wesen an, und für uns begann die Hölle ...

Auf dem Bauch kriechend hatte Suko einen Bogen geschlagen, um so nahe wie möglich an die Gegner heranzukommen. Da ihn die Dämonenpeitsche bei diesen Bewegungen zu sehr hinderte, hatte er sie weggesteckt und hielt nur die Beretta in der rechten Hand. Nicht zum erstenmal stand Suko den Untoten gegenüber, er wußte genau, wie gefährlich sie waren und daß sie ohne Erbarmen töteten. Jo Barracuda, der dunkelhäutige G-man, war das beste Beispiel, denn die Menschen, die sie umbrachten, wurden danach ebenfalls zu gefährlichen Zombies, die man nur durch einen Kopfschuß oder ein Silberkugelgeschoß töten konnte.

Aber auch da gab es Unterschiede. Manche Untote waren mit normalen Kugeln nicht zu töten, denn es kam immer darauf an, wer diese Wesen erschaffen hatte.

Bei diesen Zombies hier reichten die Bleigeschosse. In der South Bronx war es schließlich vorexerziert worden.

Ghouls hingegen schluckten Bleigeschosse, als würde man Erbsen gegen sie schleudern. Für sie benötigte man wirklich geweihte Silberkugeln.

Diese Gedanken streiften Suko durch den Kopf, als er sich auf dem Drahtgeflecht voranbewegte.

Drei Ghouls hatten sie erledigt.

Der Chinese wußte nicht, wie viele noch auf der Lauer lagen und vor allen Dingen wo.

Links von ihm befand sich die rohe Ziegelsteinwand. Das Drahtgeflecht reichte bis dicht daran, aber an einigen Stellen waren viereckige Ausschnitte hineingefräst worden, durch die die Eisenleitern hinunter in die Hefe stießen.

Suko zählte zwei.

Wenn ihm nur nicht die schmutzige Dunkelheit so zu schaffen gemacht hätte. So mußte sich Suko mehr auf seinen Instinkt und Tastsinn verlassen als auf die Sehkraft seiner Augen.

Suko gelangte an eine Schiene, die eine Querverstrebung vor ihm bildete.

Er wollte sie soeben überklettern, als von unten her der kurze Widerschein eines Scheinwerfers durch sein Gesicht strich. Aber nicht nur durch das Gesicht, sondern auch über die gesamte Fläche, und der Chinese sah für einen Moment die Gestalten weiter vorn am Stützgitter der Brüstung.

Dann verlosch das Licht.

Im selben Moment klatschte die feuchte Pranke eines Ghouls in Sukos Gesicht. Der Chinese zuckte zwar noch zurück und fiel dabei nach hinten, trotzdem hatte er das Gefühl, einen Säureguß gegen die Haut bekommen zu haben.

Er schlug auf das Drahtgeflecht und piff für seinen Freund John Sinclair eine Warnung.

Dann griff der Ghoul an.

Er richtete sich auf, streckte sich und nahm eine birnenförmige Gestalt an. Die Arme hatte er erhoben, das Maul aufgerissen, und Suko sah eine Eisenstange in der rechten Klaue.

Die Ghouls töteten erst, dann machten sie sich über ihre Opfer her. Der Chinese rollte sich zweimal um die eigene Achse. Er gewann so Distanz, und der Ghoul traf nicht ihn, die Eisenstange knallte neben ihm auf das Gitter.

Da hielt Suko bereits die Beretta in der Hand. Er drückte die Mündung in die teigige Masse und schoß.

Die Kugel wurde im Körper gestoppt. Dort blitzte es auf, und dann platzte der Ghoul förmlich auseinander. Dicke Tropfen klatschten nach allen Seiten weg. Suko hielt sich den rechten Arm schützend vor sein Gesicht. Er wollte nicht getroffen werden. Trotzdem sah er, wie der widerliche Dämon verging.

Aus - das war der vierte gewesen!

Suko kam auf die Knie und hörte auch einen Schrei. John mußte ihn angestoßen haben.

Einen Moment später - Suko wollte seinem Freund zu Hilfe eilen - griff ein Zombie ein.

Er hatte tatsächlich flach am Boden gelegen, kam jetzt hoch, und seine kalten Arme umklammerten Sukos Beine.

Der Chinese wollte noch treten. Leider gelang es ihm nicht, sich aus dem Griff zu befreien. Zudem verlor er das Gleichgewicht, fiel nach hinten und schlug hart mit dem Kopf auf.

Suko hörte zahlreiche Engel singen. Er konnte verdammt viel einstecken, mehr als ein Durchschnittsbürger, der etwas über den Schädel bekam, und deshalb wurde er auch nicht bewußtlos. Zwar legte sich ein Schleier über seine Augen, doch Suko kämpfte dagegen an. Er biß die Zähne so hart aufeinander, daß es knirschte. Es gelang ihm tatsächlich, bei Bewußtsein zu bleiben.

Aber er war schwer gehandikapt. Suko hätte gern seinen Stab gezogen, nur war dies ein Ding der Unmöglichkeit. Der harte Aufprall hatte eine Lähmung verursacht. Der Chinese brachte den Arm nicht hoch.

Der Zombie jedoch hielt ihn nach wie vor umklammert. Er gab dem Chinesen keine Chance, sondern zog ihn weiter.

Die Klauen zerrten an seinen Hosenbeinen, und der Untote schmatzte und schleckte, während er Suko herumrollte, dessen Hüften packte und den Nacken freihaben wollte.

Alarm!

Trotz seines Handikaps merkte der Chinese, was dieser Zombie mit ihm vorhatte. Und er wurde auch wieder an Jo Barracuda erinnert. Seinen Hals hatte man zerbissen.

Suko zog ein Bein an. Er trat schräg zu und traf auch die Schulter der lebenden Leiche. Dadurch verschaffte er sich ein wenig Luft, aber der Zombie griff sofort wieder zu.

Er stieß Suko gegen die Brust. Damit glaubte er wohl, gewonnen zu haben, denn er stürzte sich auf den Chinesen. Doch er kannte Suko nicht, der gab so leicht nicht auf.

Er zog beide Beine an und stieß sie wieder von sich.

Schmerzen verspürte der Untote nicht, als er über Suko hinwegkatapultiert wurde und gegen die Wand klatschte. Es sah aus, als hätte man eine Puppe dagegen geschleudert. Steif und ungelenk fiel der Zombie auch wieder nach unten.

Suko sprang auf ihn zu. Seine Reflexe gehorchten ihm wieder. Er konnte sich normal bewegen, auch wenn er noch den dumpfen Druck im Hinterkopf spürte.

Aber sein Instinkt hatte ihn verlassen. Er warnte ihn nicht, und Suko übersah in seinem Angriffsschwung das viereckige Loch vor der Leiter. Er trat ins Leere.

Ein überraschter Schrei.

Während sich der Zombie wieder aufrichtete, fiel Suko in die Tiefe ...

Jeder Mensch - und da bildete Suko keine Ausnahme - reagiert panikerfüllt, wenn ihm der Boden so plötzlich unter den Füßen weggezogen wird.

Doch Suko fing sich schnell.

Es war der Schmerz, der ihm bewußt machte, daß er sich auf einer Reise in den Tod befand.

Mit der linken Schulter wuchtete er gegen eine Sprosse und glaubte, einen Schlag mit dem Hammer bekommen zu haben. Nur mühsam konnte er einen Schrei unterdrücken.

Wie ein Blitzstrahl kam ihm im selben Augenblick die Erkenntnis. Die Sprossen konnten sein Leben retten.

Er griff zu.

Rechts und links - wahllos ...

Einmal rutschte er ab, faßte ein zweites Mal nach, hing für einen Moment fest, spürte einen reißenden Schmerz im Oberarm, griff wieder zu, rutschte abermals ab und nahm jetzt auch noch die andere Hand zu Hilfe.

Es klappte.

Doch unter welchen Bedingungen!

Der Chinese hatte das Gefühl, jemand würde ihm beide Arme aus den Gelenken reißen. Fast schossen ihm die Tränen aus den Augen. Da mußte einer mit einem Messer in seine Sehnen schneiden, so weh tat es.

Aber er ließ nicht los, und seine tastenden Füße fanden auf den untersten Sprossen Halt. Nur seine Beretta hatte er verloren. Sie mußte irgendwo hinter der Bühne aufgeprallt sein.

Suko hielt fest.

Schwer ging sein Atem. Stoßweise drang er über die Lippen, dick lag der Schweiß auf seiner Stirn, und er zitterte von den Zehen bis zu den Haarspitzen.

Aber er hatte es geschafft.

Suko hob den Kopf. Er mußte ihn dabei in den Nacken legen, um nach oben zu schauen.

Dort hörte er Geräusche.

Kampfgeräusche.

John allein gegen die Zombies!

Konnte das überhaupt gutgehen?

Der Chinese entschloß sich gedankenschnell. Er mußte wieder hoch, um dem Partner Hilfestellung zu geben.

Suko hatte sich halb gedreht und auch schon seinen rechten Fuß eine Sprosse höher gesetzt, als er innehielt. Seine Augen wurden groß, denn was er da sah, das hatten er und John unter allen Umständen vermeiden wollen...

Ich sah diesen seltsamen Dämon dicht vor mir. So dicht, daß ich ihn mit der Hand hätte greifen können.

Ich hütete mich, dies zu tun, und konzentrierte mich nur auf sein rotes Augenpaar.

Sie rollten in den Höhlen und kamen mir wie winzige Feuerräder vor. Und plötzlich war die gesamte Gestalt erleuchtet. Ein rötlicher Schimmer hatte sich über sie gelegt.

Jetzt sah ich ihn genauer und zögerte zu schießen, weil mir so eine Gestalt noch nie begegnet war.

Durch das Rot sah ich auch die bräunliche Haut. Sie wirkte wohl

viel dunkler, als sie in Wirklichkeit war. Der Dämon hatte Hörner auf dem Kopf, sie wuchsen ihm aus der Stirn, und das Gesicht erinnerte mich entfernt an das eines Ziegenbocks.

So mußte Asmodis aussehen - oder wenigstens ungefähr so.

Aber der hier war nur ein Gift, Galle und Feuer spuckendes kleines Teufelchen, befreit, weil Xorron ebenfalls freigekommen war. Feuer spie er in der Tat. Er öffnete sein Maul und wollte mir die Flammen ins Gesicht pusten.

Da stieß ich mit dem Dolch zu. Ich hatte ihn blitzschnell aus der Scheide gerissen und traf mit der Klinge das weit aufgerissene Maul.

Der Dämon zuckte zurück. Die Flamme erstickte in seinem Rachen. Er schlug mit den überlangen Armen um sich, ich sah die scharfen Krallen, und damit zerfetzte er sich sogar noch die Haut, aus der eine bräunliche Flüssigkeit sickerte, die entgegen aller Erdanziehung an seinem Körper hochstieg und ihn auflöste.

Den Teufel gab es nicht mehr.

Das hatte ich geschafft. Etwas wie Befriedigung machte sich in mir breit.

Als vorhin der Strahl aufgeblitzt war, hatte ich mir gemerkt, wo die Zombies zu finden waren. Sie standen am Rand des Schnürbodens, wo ihn ein Gitter zur Bühne hin abgrenzte. Dort mußte ich hin, wenn ich sie packen wollte. Vielleicht hatten sie auch vor, auf die Beleuchterbühne zu springen, was bei den arbeitenden Männern dort eine Panik ausgelöst hätte. Bisher jedenfalls hatten sie noch nichts bemerkt.

Da fiel ein Schuß.

Beretta, das erkannte ich sofort am Klang. Suko mußte geschossen haben.

Ich stand für einen Moment still und hörte unter mir Stimmen.

Auch die Männer dort hatten den Knall vernommen, und ich hoffte, daß sie nichts unternehmen und nachschauen würden.

Einer sagte ziemlich laut: »Wird wohl eine Birne geplatzt sein. Wir wechseln sie nach der Vorstellung aus.«

Mir fiel eine Zentnerlast vom Herzen. Die Beleuchter hätten gegen die Ungeheuer keine Chance gehabt, soviel stand fest.

Ich wußte nicht, ob Xorron, der silbern schimmernde Dämon,

den nachgemachten Teufel vorgeschickt hatte oder ob er von allein gekommen war. Auf jeden Fall mußte ich die anderen finden und ausschalten.

Die Entfernung war zwar nicht weit, jedoch mit zahlreichen Stolperfallen bestückt. Da liefen Schienen und Streben quer, ich mußte über sie steigen und wunderte mich, daß ich so einfach an die Zombies herankam.

Deutlich sah ich Xorrorns Gestalt, denn wo er und seine lebenden Leichen standen, war es etwas heller.

Drei Sekunden ließ ich mir Zeit. Xorrorns Anblick prägte sich mir unauslöschlich ins Gedächtnis ein. Nur konnte ich keine Gesichtszüge erkennen, vielleicht war ich auch nur zu weit weg. Ich glaubte jedoch, unter dieser Haut etwas schimmern zu sehen. Xorron sollte nicht überleben, Xorron durfte nicht überleben. Vernichtete ich ihn, dann war auch die verfluchte Mordliga geschwächt. Jetzt hätte ich gern meine Beretta gehabt, aber dafür hielt ich das Schwert. Vorhin hatte ich es nicht eingesetzt, jetzt wollte ich damit gegen Xorron vorgehen.

Ich weiß nicht, ob er mich sah, damals war es mir egal, sonderbar. Ich wunderte mich merkwürdigerweise auch nicht über die Bewegungslosigkeit der vier Dämonen, und auch mein sechster Sinn schlug keinen Alarm.

Irgendwie dachte, ich in diesem schmutzigen Dunkel des Schnürbodens verkehrt, und das rächte sich.

Ich hatte das Schwert zum Stoß erhoben, um Xorron damit anzugreifen, als sich das Geflecht unter meinen Füßen bewegte.

Da kam jemand.

Sofort zuckte ich nach links herum und sah einen Untoten.

Schrecklich wirkte er. Sein bleiches Gesicht kam mir vor wie ein Ballon. Die Nase war gebrochen, er mußte irgendwo gegen-gelaufen sein. Ich hörte auch unter mir einen leisen Schrei und daß jemand gegen irgendwelche Eisenstreben schlug, aber ich brachte die Ereignisse nicht in die korrekte Reihenfolge.

Schon passierte es. Durch mein zu langes Zögern konnte der Zombie zuschnappen. Und zwar packte er meinen linken Arm, umklammerte ihn und riß ihn hoch. Dabei riß er sein Maul auf, und ich wußte genau, was er vorhatte.

Mein Stich mit dem Schwert traf ihn in der Körpermitte. Plötzlich klappte der Mund zu. Röchelnde Laute drangen daraus hervor, die Klammer seiner Hände öffnete sich, und er taumelte zurück. Ich brauchte ihm nicht zu folgen und seinen Kopf abzuschlagen, die starke Magie des Schwertes reichte aus. Er brach zusammen.

Dieses Geräusch wurde von seinen Artgenossen gehört.

Während sich einer umwandte und auf mich zukam, sah ich mit Schrecken, was die anderen vorhatten.

Sie kletterten auf das Geländer.

Und Xorron machte den Anfang.

Vielleicht hätte ich sie mit Silberkugeln noch erwischen können, so aber stießen sie sich ab und sprangen in die Tiefe, der Bühne entgegen, wo soeben das Finale des zweiten Akts begann ...

Man wunderte sich zwar, daß sich Ross Cartwright nicht in seiner Inspizientenbude aufhielt, aber das wurde nicht tragisch genommen. Jeder Mitwirkende wußte auf die Minute genau, wann er aufzutreten hatte, dafür spielte man das Stück bereits zu lange, als daß Fehler hätten vorkommen können.

Die Tänzer hatten sich versammelt. Sie standen hinter der Bühne und hüpfen auf der Stelle.

Die Maskenbildnerin legte noch letzte Hand an. Und auch die Kinder, die in diesem Stück mitspielten, wurden gepudert.

Auf der Bühne wurde der Dialog weitergesprochen. Noch einige Sätze, dann begann das Finale.

Man machte sich bereit.

So etwas wie eine knisternde Spannung hatte sich über die Mitwirkenden hinter der Bühne gelegt. Das bezeichnete man eben als Theaterfieber. Da konnte man den Auftritt schon hundertmal hinter sich haben, die Spannung war trotzdem da.

Ein junger Mann führte die Tänzergruppe an. Er war ziemlich klein, dünn, aber trotzdem muskulös und hielt sich stets aufrecht. Sein Haar war sehr kurz geschnitten, die Augen blickten scharf und klar, und seine Nasenflügel waren immer etwas gebläht.

»Jetzt!« rief er und startete.

Schwungvoll katapultierte er sich aus der dritten Gasse auf die Bühne hinaus.

Gleichzeitig setzte die Musik ein. Schmissige Melodien erklangen. Die beiden Hauptpersonen traten etwas zurück, damit die Tänzer Platz hatten, denn ihnen folgten noch einige Kinder, die zu singen und zu tanzen anfangen.

Sound of Music - ein herrliches Stück, das in den nächsten Sekunden zum Sound of Horror werden sollte.

Soeben hatten die Zombies weit über dem Schnürboden das Gitter überklettert.

Gleichzeitig gaben die Beleuchter mehr Licht. Die Scheinwerfer wurden gedreht, eine helle Flut fiel auf die Bühne, die jedoch durch einen Schatten unterbrochen wurde.

Zuerst fiel Xorron.

Und in seinem Schlagschatten rasten die beiden anderen Zombies dem Bühnenboden entgegen.

Dumpf schlugen sie auf!

Ich wußte nicht, wo Suko war, ich dachte auch nicht mehr an mich, sondern nur an die nahe Zukunft. Die Zombies hatten es geschafft. Sie würden sich zwischen die Zuschauer werfen und mit einem grauenhaften Blutbad beginnen.

Es war uns nicht gelungen, sie zu stoppen. Aber wir mußten versuchen zu retten, was noch zu retten war. Zuvor mußte ich freie Bahn haben, was schwierig sein würde, denn vor mir stand eine lebende Leiche.

Sie wollte meinen Tod.

Zombies sind oft langsam.

Ich war es nicht. Mein Streich mit dem Schwert wurde in Halshöhe geführt. Das Zombie-Gesicht änderte seinen Ausdruck. War es aus Angst?

Dann stand plötzlich ein Torso vor mir, während rechts von ihm der Kopf zu Boden polterte.

Eine Sekunde stand ich still.

Dann kippte mir der kopflose Körper entgegen. Ich schleuderte ihn zur Seite und hörte im selben Moment die ersten Schreie.

Etwas dünn drangen sie zu mir hoch, dafür vernahm ich die Stimmen der Beleuchter um so deutlicher.

»Verdammt, da ist was passiert!«

»Los, runter!«

»Volles Licht!«

Auch ich mußte nach unten. Springen konnte ich nicht, ich hätte mir sämtliche Knochen gebrochen. So war ich gezwungen, den normalen Weg zu nehmen.

Also über die Leiter.

Ich jagte quer über den Schnürboden, stolperte, fing mich, sah das viereckige Loch und auch die Leiter.

Jetzt waren die Schreie lauter geworden. Besonders die der Frauen stachen spitz hervor. Auf der Bühne und vielleicht auch im Zuschauerraum mußte es zu einer Panik gekommen sein.

Ich steckte das Schwert nicht weg, sondern hielt mich nur mit der linken Hand fest, als ich nach unten kletterte. Es war mehr ein Fallen und Rutschen als ein normales Klettern. Oft stieß ich gegen das Metall, doch darauf durfte ich keine Rücksicht nehmen.

Nur weiter, immer weiter, noch retten, was zu retten war.

Aus den Augenwinkeln bemerkte ich drei Männer. Das waren die Beleuchter, denn in ihrer Höhe befand ich mich.

»Verschwinden Sie!« schrie ich sie an, aber sie blieben tatsächlich stehen, so sehr hatte sie meine Stimme erschreckt.

Wo war Suko?

Zwei Sprossen verfehlte ich, schlug dafür mit dem Gesicht gegen Eisen, und aus meiner Nase rann Blut. Ich hatte keine Zeit, mich darum zu kümmern, näherte mich immer mehr dem Bühnenboden, fiel und rutschte weiter und vernahm plötzlich den Schuß.

Die Beretta!

Suko war da.

Ich legte noch mehr zu. Und dann, als vielleicht noch sechs Stufen zu überwinden waren, sprang ich ...

Zuerst reagierte niemand der Mitwirkenden. Schauspieler, Sänger, Tänzer und auch die Kinder standen so starr, als wären sie auf dem Bühnenboden festgeleimt worden.

Die Musik spielte weiter, der Dirigent hatte noch nicht bemerkt, was geschehen war.

Dafür einige Zuschauer. Sie sprangen auf, und wie auch die Schauspieler sahen sie ebenfalls die schaurigen Gestalten im grellen Licht der Scheinwerfer.

Voll trafen die Kegel den großen Ausschnitt der Bühne. In ihrem Licht sahen die Untoten noch bleicher, noch verwester und auch noch schrecklicher aus. Einer hatte noch seine Haare. Als dunkle Strähnen fielen sie zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Schultern. Dreckkrumen hatten sich in ihnen verfangen und sie zu einem verfilzten Gebilde verdreht. Die Gesichter der beiden waren eingefallen, als hätte jemand mit einer Hand dagegen gedrückt und auch die Augen tiefer in die Höhlen gestoßen. Die Lippen waren geöffnet. Ein Hauch von Moder wehte den Akteuren entgegen.

Die letzten Zombies rahmten Xorron ein. Rechts und links standen sie neben ihm wie Leibwächter. Der silbern schimmernde Dämon überragte sie um Haupteslänge. Jetzt sah man sein Gerippe unter dieser Haut noch deutlicher, und durch das grelle Licht war auch zu erkennen, daß die Außenhaut mehr einen Stich ins Gräuliche bekommen hatte. So hell wie das eigentliche Metall Silber schimmerte sie nicht.

In seinem Gesicht klaffte das Maul auf.

Zähne wurden sichtbar.

Reißzähne ...

Diese Bewegung war wie ein Startzeichen. Die Musik verstummte plötzlich, der Dirigent drehte sich um, und sein Gesicht nahm einen erstaunten Ausdruck an.

Er wollte nicht glauben, was er sah, bis eine Schauspielerin gellend anfang zu schreien.

Auf einmal kam Bewegung in die Menschen auf der Bühne. Schrei folgte auf Schrei. Im Nu war das Durcheinander perfekt, und dieses hatten sie nicht proben können. Jeder stand jedem im Weg. Man schob und schubste, drängte zurück, zwei Kinder fielen

hin, und die Zombies sowie Xorron hatten ihre Opfer.

Der rechts neben Xorron stehende lebende Leichnam bückte sich und griff nach einem Kind. Das kleine Mädchen war ihm fast vor die Füße gerollt.

Das sah auch der erste Tänzer. Er wußte, was es bedeutete.

Wenn der Zombie dieses Kind in die Klauen bekam, würde er es töten, denn mit erschreckender Deutlichkeit wußte der Mann, was das für Wesen waren. Nicht umsonst hatte er die zahlreichen Horror-Filme gesehen, die auf der Zombie-Welle schwammen, aber die Wirklichkeit sah noch schlimmer aus.

Dies war kein Film, hier wurde auch kein Schauspiel aufgeführt, das hier war kalte, brutale Realität.

Der Mann stieß sich ab.

Er war gelenkig und gehörte nicht umsonst zu den besten Solotänzern des Broadway.

In der Luft streckte er seinen Körper, machte einen Spagat und rammte dem Untoten seinen Fuß voll ins Gesicht, der den Aufprall nicht abfangen konnte und deshalb zurückgeschleudert wurde, so daß er mit dem Rücken auf den mit einem dünnen Teppich bespannten Bühnenboden krachte.

Sofort packte der Tänzer das Kind und schleuderte es zur Seite.

»Lauf weg!« schrie er dem Mädchen zu und bemerkte aus den Augenwinkeln, daß der Silberne einen Schauspieler hochgerissen hatte. Der Mann schrie, er hatte die Augen weit aufgerissen und sah das Gebiß dicht vor sich.

Keine Chance mehr.

Da fiel der zweite lebende Leichnam den Tänzer an. Der Mann war von Xorrorns Anblick fast gelähmt worden, so daß er vergaß, an seine eigene Sicherheit zu denken, was sich nun bitter rächte. Der Zombie riß ihn kurzerhand um und umschlang seinen Körper mit den beiden kalten Totenarmen.

In diesem Augenblick erreichte Suko die Bühne.

Zwei Sekunden benötigte er, um die Eindrücke in sich aufzunehmen. Es war schlimm.

Im Zuschauerraum hatte es eine Panik gegeben. Die Menschen waren von ihren Plätzen aufgesprungen und rannten in die Gänge rechts und links der Sitzreihen, wo es natürlich viel zu schmal war

und sie sich gegenseitig behinderten, so daß es zu einem regelrechten Stau kam.

Da wurden Frauen zu Boden gerissen, nur die Stärkeren fanden den Weg zu den Türen. Man trampelte kurzerhand über die am Boden Liegenden hinweg.

Auch die Musiker hatte nichts mehr gehalten. Sie hatten es eigentlich am besten und konnten durch den unter der Bühne verlaufenden Tunnel verschwinden. Ihre Instrumente nahmen sie erst gar nicht mit, sie ließen sie auf den Stühlen liegen.

Am schlimmsten war es auf der Bühne. Dort wirbelten die drei Zombies, denn sie holten sich hier ihre Opfer. Suko sah eine am Boden liegende Gestalt. Das Kostüm war blutgetränkt. Xorron hatte sich den Mann geholt.

Ein weiterer Zombie hatte sich über einen Tänzer geworfen, der zuvor ein Kind befreit hatte.

Der Zombie wollte zubeißen.

Da feuerte Suko.

Er hatte sich sogar Zeit zum Zielen genommen, das silberne Geschoß drang in den Schädel der lebenden Leiche ein und vernichtete den Zombie. Einer weniger.

Suko schwenkte die Waffe. Er suchte auch den zweiten Zombie, als er den Schrei des Mädchens vernahm.

Xorron hielt es mit beiden Händen gepackt. Und obwohl es ein Kind war, dachte er nicht daran, es aus seinen Klauen zu lassen. Er wollte das Opfer.

In Suko vereiste etwas. Sein Gesicht wurde plötzlich starr, es schien einzufrieren, und da griff er zum letzten Mittel, weil er sich keinen anderen Rat wußte. Er holte den Stab hervor.

Dann schrie er das bewußte Wort!

Der Aufprall war wirklich gewaltig. Ich merkte ihn bis unter die Kopfhaut. Der Teppich dämpfte nur wenig, ich wurde nach vorn katapultiert und stieß mit einer Tänzerin zusammen, der ich genau gegen die Beine fiel.

Sie hatte flüchten wollen und fiel zu Boden, weil sie aus dem Laufrhythmus gebracht worden war.

Ich kam allerdings auch nicht hoch, denn plötzlich hörte ich ein sehr bekanntes Wort.

Suko hatte es geschrien, und augenblicklich erstarrte jegliches Leben in der unmittelbaren Umgebung. Niemand konnte sich bewegen. Bis auf einen, den Träger des Stabes und der Person, die das Wort gerufen hatte.

Das war Suko.

Er schnellte vor.

Fünf Sekunden blieben ihm. Eine verdammt kurze Zeitspanne, aber sie mußte reichen, um das Kind aus den Klauen des Dämons zu befreien.

Plötzlich weiteten sich Sukos Augen entsetzt. Nicht nur er konnte sich bewegen, sondern auch Xorron!

Ja, er war nicht erstarrt, wenn er auch nur unendlich langsam seine Arme hob, in denen er das Kind hielt. Suko hatte nicht die Zeit, über dieses unerklärliche Phänomen nachzudenken, er mußte dem Unhold das Kind entreißen.

Mit beiden Händen griff er zu.

Und er schaffte es tatsächlich, Xorron die sicher geglaubte Beute wieder zu nehmen.

Dann war die Zeit um.

Die Menschen bewegten sich, und ich mit ihnen. Ich war ins Straucheln geraten, fing mich jedoch und kam wieder auf die Füße.

Xorron stieß ein Wutgeheul aus, weil er sich um sein Opfer betrogen sah.

Ich wirbelte herum.

Suko stand in Xorrorns Nähe und hieb mit der Dämonenpeitsche zu. Ich hatte noch das Schwert. Während die Riemen gegen die grausilbern schimmernde Haut klatschten, wollte ich Xorron mit dem Schwert attackieren.

Da war noch der zweite Untote. Und er schleuderte mir eine Frau entgegen.

Ich sah den Körper und hatte den Arm ausgestreckt. In der Bewegung ließ ich mich kurzerhand zu Boden fallen. Denn nur so rettete ich das Leben der Schauspielerin, sie wäre sonst von meiner Schwertklinge durchbohrt worden.

Dafür fiel sie über mich. Ich verlor wieder Zeit und kam in dem ungeheuren Chaos nicht an Xorron heran.

Suko jedoch stand vor ihm.

Er hatte waagerecht geschlagen und alles in den Hieb hineingelegt. Die drei Riemen der Peitsche pfften durch die Luft und wickelten sich mit ungeheurer Geschwindigkeit um den Hals des Dämons.

Für einen Moment stand Xorron starr. Auch Suko vergaß den Trubel um sich herum. Er war ziemlich fassungslos, denn damit hätte er selbst nicht gerechnet.

Sollte er Xorron tatsächlich geschafft haben?

Wenn ja, wäre nicht nur für ihn ein Wunschtraum in Erfüllung gegangen, sondern für das gesamte Sinclair-Team.

Es blieb ein Traum.

Xorron war zu mächtig. Die Peitsche schaffte ihn nicht, sie verletzte ihn nur, und Suko sah dort, wo sie sich um den Hals gewickelt hatte, grüngrauen Dampf aufsteigen. Doch Xorron war nicht erledigt. Das bewies er im nächsten Augenblick.

Suko hielt den Peitschenstiel mit der rechten Hand fest. Er hatte zwangsläufig ziemlich vorn fassen müssen, so daß noch Platz war, den Xorron ausnutzte.

Hart klammerte er seine Klaue um den Stiel.

Dann ein Ruck.

So schnell und so stark, daß selbst Suko nichts dagegen tun konnte. Er hielt die Peitsche aber fest und wurde gegen Xorron geworfen.

Plötzlich klaffte ein Loch in Xorrns Gesicht, und die Zähne blitzten wie polierter Stahl.

Suko riß seinen Arm als Abwehrbewegung hoch. Dabei zuckte er zurück. Er befand sich noch in der Bewegung, als er von Xorron einen Hieb kassierte, der ihm das Fliegen beibrachte.

Der Chinese flog zurück, als wäre er von einem Katapult geschleudert worden.

Fangen konnte er sich nicht mehr. Da war die Bühne plötzlich zu Ende. Dicht neben dem Souffleurkasten trat Suko ins Leere. Er verschwand im Orchestergraben, wo er zwischen die Stühle fiel und dabei einige zu Bruch schlug.

Er bekam nicht mehr mit, wie Xorron sich die Dämonenpeitsche vom Hals wickelte und sie voller Wut wegschleuderte. Als Erinnerung blieben drei dunkle Streifen an seinem Hals zurück. Das alles hatte sich innerhalb einer kurzen Zeitspanne abgespielt. Ich war nicht dazu gekommen, einzugreifen, denn noch existierte eine der lebenden Leichen.

Wie es im Zuschauerraum zuing, darum konnte ich mich nicht kümmern. Ich hörte nur die Schreie der Menschen. Die meisten Besucher stauten sich noch vor den viel zu schmalen Ausgängen, denn an die Notausgänge dachte niemand.

Dann krachten zwei Schüsse.

Eine Kugel fuhr dicht an mir vorbei und traf einen Tänzer in den linken Arm. Der Mann zuckte zusammen, preßte seine Hand auf die Wunde und warf sich zu Boden.

Die nächste Kugel hieb in den Boden, wo sie keinen Schaden anrichtete.

Beim ersten Schuß hatte ich noch überlegt, beim zweiten war ich mir sicher.

Da hatte jemand mit einer Beretta geschossen.

Ein Zombie!

Er hielt meine Pistole in der Hand. Er mußte es gewesen sein, der Jo Barracuda die Waffe abgenommen hatte.

Im Moment war der Untote wichtiger als Xorron. Er wußte zwar nicht recht, wie er die Waffe halten sollte, aber er konnte damit schießen, das hatte er ja bewiesen.

Ich duckte mich, umfaßte den Schwertgriff mit beiden Händen und schlug zu.

Der Zombie verlor den rechten Arm. Er fiel zu Boden, und die Hand umklammerte noch immer die Waffe. Es war ein makabres Bild, und ich schüttelte mich.

Aber er war noch nicht erledigt.

Langsam drehte er sich und suchte seinen neuen Gegner, der ihn so fertiggemacht hatte.

Ich legte all meine Wut in den Schlag, denn wahrscheinlich hatte diese Bestie unseren Freund Jo Barracuda auf dem Gewissen. Und diesmal schlug ich ihm den Kopf von den Schultern.

Dumpf polterte er zu Boden.

Noch immer befanden sich Menschen auf der Bühne. Ich wußte nicht, was sie fühlten, aber für sie mußte es die absolute Hölle sein, das Grauen in brutaler Perfektion. Das war kein Kino, sie konnten nicht aufstehen und hinausgehen, sondern mußten durchhalten bis zum bitteren Ende.

Um Suko konnte ich mich nicht kümmern. Ich stand allein gegen Xorron.

Und verdammt, Freunde, ich wollte ihn haben.

Mein Gesicht war verzerrt. Der Schweiß lief mir in Strömen darüber. Die letzten Minuten hatten mich regelrecht abgestumpft, ich war zu einer Kampfmaschine geworden.

Xorron!

Wo steckte er?

Er stand noch auf der Bühne, hatte die Arme erhoben und hielt eine zappelnde Frau fest, die er töten wollte wie ein Raubtier im Dschungel.

Ich startete.

Genau einen Schritt kam ich weit. Da packte eine Hand meinen linken Knöchel und zog daran. Sie hielt eisern fest, ich wollte trotzdem weiter, rutschte mit dem anderen Fuß auf dem glatten Teppich aus und fiel hin.

Noch im Liegen packte ich den silbernen Dolch und schleuderte ihn auf Xorron zu, der jedoch auswich, so daß meine Waffe im Orchestergraben verschwand.

Dann warf ich mich herum. Der Gegner hatte meinen Knöchel wieder freigegeben, und als ich auf dem Rücken lag, konnte ich ihn zum erstenmal sehen.

Es war eine lebende Leiche. Aber eine, die erst vor wenigen Minuten gestorben war. Ihr Gesicht schwamm in Blut.

Dann fiel mir der Zombie entgegen.

Ich kantete das Schwert hoch.

Der Zombie konnte seinen Fall nicht mehr stoppen. Die Klinge glitt in und durch seinen Körper.

Ich sah zu, daß er nicht auf mich fiel, rollte mich zur Seite.

Immer noch stand ich Xorron nicht gegenüber, und er hatte sich die wehrlose Frau geholt.

Im selben Augenblick hörte ich eine Stimme.

»Xorron!«

Das Organ war laut, wie Donnerhall pflanzte sich der Ruf bei dieser besonderen Akustik fort - und Xorron gehorchte. Er ließ die unverletzte Frau fallen, wobei er sich umdrehte und in den Zuschauerraum starrte.

Dort standen sie.

LadyX, Tokata und Dr. Tod!

Sie wollten ihn holen, eingliedern in ihre Mordliga, und Solo Morasso hatte auch seinen Namen gerufen.

Dr. Tod stand im Gang. Tokata und LadyX hatten ihm den Weg geebnet.

Soviel ich in diesen kurzen Augenblicken sehen konnte, hatte es keine Leichen gegeben, aber die Menschen waren wie Puppen zwischen die Sitzreihen geschleudert worden.

Selbst Schreie waren nicht mehr zu hören. Die Menschen waren stumm vor Grauen.

Xorron gehorchte.

Er lief auf die Rampe zu, während ich mein Schwert hob, um es ihm in den Rücken zu schleudern. Bei einem Menschen hätte ich so etwas nie gekonnt, aber bei Xorron war es etwas anderes, er mußte vernichtet werden.

Noch rechtzeitig sah ich es vor der Mündung aufblitzen.

LadyX, die ehemalige Terroristin, feuerte. Sie jagte eine Garbe auf die Bühne und nahm keine Rücksicht, daß sich außer mir noch mehr Personen darauf befanden.

Ich hechtete mit einem gewaltigen Sprung zur Seite und fiel dabei in den Vorhang hinein, dicht neben die Bude des Inspizienten. Sofort kam ich wieder auf die Knie, und da war die Scott schon einige Schritte vorgelaufen und hatte die Waffe geschwenkt.

Wieder schoß sie.

Vielleicht hätte sie mich getroffen, mit großer Wahrscheinlichkeit sogar, aber da war noch Xorron. Und er rettete mir praktisch das Leben, denn sein Sprung brachte ihn genau in die Garbe der Maschinenpistole. Von seinem Körper prallten

die Kugeln ab und wirbelten als Querschläger davon.
Vor Wut brüllte LadyX auf. Noch lauter als die Garbe aus ihrer Killerwaffe.

Ich nutzte die Zeitspanne und brachte mich mit einem Schwung in den Orchestergraben in Sicherheit, wo ich auch Suko zwischen den Stuhltrümmern liegen sah. Ich stolperte ebenfalls, und wie im Krampf hielt ich mein Schwert fest.

Am Ende des Grabens befand sich eine kleine Holztreppe, die auf die Bühne führte.

Da wollte ich wieder hoch.

Ich fegte Stühle und Notenständer zur Seite, erreichte die Treppe und rechnete damit, daß auch LadyX an der Rampe auftauchen würde.

Ich hatte mich verrechnet.

Sie blieb ebenso zurück wie Tokata und Dr. Tod. Für sie zählte nur Xorron.

Und die Flucht.

Ich sah noch den rasenden Wirbel, der sie plötzlich einhüllte. Solo Morasso hielt wieder den Würfel mit beiden Händen umklammert. Seine Kräfte manipulierte er und nutzte sie voll aus. Die Gestalten verschwanden.

Ich stand auf der Bühne, hörte ein letztes höhnisches Lachen. Es war erfüllt von einem widerlichen Triumph, und meine rechte Hand mit dem Schwert sank langsam nach unten.

Wie bei einem Verlierer ...

Denn der war ich schließlich auch. Suko und mir war es nicht gelungen, das Entstehen der Mordliga zu verhindern. Xorron war hinzugekommen und hatte damit Dr. Tods Machtposition gefestigt wie nie zuvor.

Nun konnte er anfangen.

Und davor, Freunde, hatte ich Angst ...

Schon bald wimmelte es von Polizei. Nicht nur G-men waren vertreten, sondern auch Cops in ihren blauen Uniformen. Mit Abe Douglas ging ich nach oben.

Dort lagen die beiden Leichen.

Das Ehepaar Cartwright war fast in derselben Minute gestorben. Abe wurde blaß. Und noch blasser wurde er, als er den toten Kollegen sah.

»Mein Gott«, flüsterte er, wobei ich die Gänsehaut auf seinem Gesicht sah, »wer hat das getan?«

»Ich, Abe. Es mußte sein ...« Ich berichtete ihm, was ich erlebt hatte, und der G-man schüttelte immer wieder den Kopf.

»Diese Nacht«, sagte er, »war wohl die schlimmste, die New York je erlebt hat - oder?«

Ich nickte.

Wir gingen wieder auf die Bühne. Es hatte zahlreiche Verletzte gegeben, doch zum Glück nur einen Toten, der auf das Konto der Zombies ging. Suko war auch wieder erwacht. Als ich ihm berichtete, da nickte er gedankenschwer, wobei er sich den Kopf hielt, weil plötzlich Schmerzen auftraten.

»Wir können uns also auf etwas gefaßt machen«, meinte er.

»Ja, aber nicht nur wir.«

»Wie meinst du das?«

»Dr. Tod ist jetzt mächtig. Asmodina muß sich in acht nehmen. Vielleicht bereut sie es inzwischen, seine Seele aus den Dimensionen des Schreckens geholt zu haben, denn ihr Diener ist er nicht mehr, sondern ihr Feind. So jedenfalls sehe ich es.«

Suko stimmte mir zu. »Du meinst also, daß es einen Kampf zwischen Asmodina und der Mordliga geben wird?«

»Möglich.«

»Und wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte, so heißt es doch, nicht wahr?«

»Ja. Und ich hoffe, daß dieses Sprichwort in Erfüllung geht. Wenigstens einmal ...«

Bis das eintrat und ob es überhaupt eintrat, da sollte noch viel Wasser die Themse hinunterfließen.

Zwei Tage hielten wir uns noch in New York auf. Ich wollte bei Jos Begräbnis dabei sein. Und niemand der hartgesottenen G-men schämte sich seiner Tränen.

Auch ich nicht...

MANNEQUINS MIT MÖRDERAUGEN

»Mrs. Brenda Jones?« fragte die schwarzhaarige junge Frau.
»Ja, die bin ich.« Brenda Jones lächelte. »Was wünschen Sie?«
»Ihren Tod«, erwiderte die Besucherin, öffnete blitzschnell den Mantel, riß die Maschinenpistole hoch und feuerte.
Brenda Jones brach zusammen.
Pamela Scott, auch LadyX genannt, ließ die Waffe wieder verschwinden und lachte. »So«, sagte sie kalt, »die Schau kann beginnen ...«

Als die schönsten Mädchen der Welt wurden die vier Girls von ihren Fans bezeichnet.

Das war sicher übertrieben, doch sie sahen wirklich toll aus, und sie waren von der Presse nicht nur hochgejubelt, sondern auch mit dem Flair des Geheimnisvollen versehen worden.

Kaum einer hatte sie bisher in natura gesehen, was natürlich Anlaß zu den gewagtesten Spekulationen gab, und die Managerin der vier Frauen tat ihr übriges dazu bei, das Geheimnis zu wahren. Man sagte nicht viel, man tat so gut wie nichts. Und gerade so etwas steigerte die Neugierde und die Publicity auf eine nie gekannte Art und Weise.

In den Redaktionen der großen Illustrierten und Klatschblätter rauchten sich die Chefredakteure die Haare. Konferenzen wurden einberufen, man knobelte, suchte, dachte nach, schlug vor, verwarf die Vorschläge wieder, und alles nur, um für die entsprechenden Reporter den Weg zu einem Exklusiv-Interview zu finden.

Dreh- und Angelpunkt war Brenda Jones. Diese Frau, die nur Hüte mit Schleiern trug, um das Gesicht zu bedecken, mußte dazu überredet werden, die vier Mädchen zu einem Interview zu bewegen. Und zwar vor ihrem großen Auftritt.

Der Auftritt, das war eine lange geplante und sorgfältig vorbereitete Sache. Denn ein großer Modezar hatte die Mädchen als Mannequins verpflichtet, damit sie seine Kollektionen perfekt an den Mann beziehungsweise den Käufer brachten.

In Paris wurde Mode gemacht, und irgendwo in dieser Stadt trieben sich auch die vier Mädchen herum.

Auch die Franzosen hatten ihre Starreporter. Besonders Jacques Deverell zählte zur absoluten Spitze. Er arbeitete frei, und wenn nichts mehr lief, dann holte man ihn.

Er hatte die Fotos von Prominenten geschossen, hatte Prinzessinnen heimlich und >oben ohne< geknipst, was ihm manchmal ein fürstliches Honorar gebracht hatte. Aus diesem Grunde konnte sich Jacques Deverell auch die elegante Stadtwohnung mitten im Zentrum von Paris leisten, wo die Mieten horrenden Höhen erreicht hatten.

Deverell war schlau. Er hatte sich an dem gesamten Rummel nicht beteiligt, sondern sich völlig zurückgehalten. Wenn die Verleger oder deren Chefredakteure etwas von ihm wollten, dann würden sie anrufen. Und der Anruf kam.

Sogar von einer renommierten großen Zeitung, keinem Skandalblatt, aber er kam ungünstig, denn Deverell, ein großer Frauenheld, war gerade dabei, sich mit zwei Gespielinnen zu amüsieren, und deshalb nicht erpicht darauf, irgendwelche beruflichen Aufgaben zu übernehmen. Aus diesem Grunde gab er dem Verleger erst einmal einen Korb und wandte sich wieder den beiden Betthäuschen zu, die er in Montmartre aufgegabelt hatte, wo sie versuchten, den alten Kram ihrer Großmütter als Antiquitäten zu verkaufen.

Drei Stunden später, als der Pernod trübe im Glas schwamm und Deverell entspannt war, meldete sich wieder das Telefon.

Derselbe Verleger war an der Strippe.

»Mon ami!« rief Jacques fast enthusiastisch. »Was gibt es denn? Wo brennt es?«

Der Verleger, ein schon älterer Mann mit Bauch und Glatze, hatte eine heiße Redaktionskonferenz hinter sich und war dementsprechend aufgeputscht. »Was es gibt?« rief er. »Das wissen Sie doch genau!«

»Ich kann nur raten. Soll ich Caroline von Monaco entführen?«

»Mann, hören Sie auf mit Ihren Scherzen!«

»Ich meine, die fehlt mir noch in meiner Sammlung. Sie bekämen auch eine Exklusiv-Story.«

»Es geht nicht um eine, sondern um vier.«

»Oh, Sie trauen mir aber viel zu. Mit zweien nehme ich es ja

noch auf«, sagte Deverell und warf seinen beiden Betthäschen eine Kußhand zu, »aber gleich vier, das ist ein wenig viel, finden Sie nicht auch, Chef?«

»Sie sollen ja nicht mit ihnen ins Bett gehen.«

Deverell strich über seinen Oberlippenbart, den er jeden Morgen stutzte. »Schade, was soll ich dann sonst mit vier Frauen? Sie nur interviewen?«

»Zum Beispiel.«

»Und was sollte mich daran reizen?«

»Die Aufgabe. Denn bisher hat es noch keiner geschafft, die vier zum Reden zu bringen.«

»Sie meinen sicherlich die Mannequins, hinter denen Gott und die Welt her ist.«

»Ja, die meine ich.«

»Das ist natürlich nicht einfach.«

Der Verleger lachte. »Was glauben Sie, wie viele mir das schon gesagt haben. Aber ich habe nur erwidert, wenn es einer schafft, dann Jacques Deverell. Compris?«

»Nur nicht soviel Blumen, Chef, die verwelken mir zu schnell.«

»Nehmen Sie den Job an?«

»Ich weiß noch nicht so recht.«

»Das wäre doch die Chance. Diese vier fehlen Ihnen in Ihrer Sammlung, Jacques.«

Deverell überlegte. Die Aufgabe würde ihn schon reizen. Vor allen Dingen konnte er den Kollegen zeigen, wo es langging, denn die hatten sich verzweifelt bemüht und nichts erreicht. Natürlich war er interessiert, aber er unternahm nie von sich aus den Anlauf, die Initiative mußte von den anderen ausgehen.

»Haben Sie sich entschieden?«

»Was will der Figaro denn mit so einer Geschichte, Chef? Ihr seid doch seriös.«

»Es geht um Leser und damit um Käufer. Frankreich hat einen neuen Präsidenten, der einen anderen Kurs fährt. Auch wir müssen uns ein wenig umstellen, und diese Geschichte käme uns gerade recht. Ihnen doch sicherlich auch, Jacques?«

»Was springt denn für mich dabei heraus?«

»Wieviele wollen Sie?«

»Hunderttausend.«

»Abgemacht.«

»Aber Dollar, Chef.«

Das war ein Hammer. Jacques wußte es, grinste und wartete ab. Er zündete sich eine Schwarze an, denn es dauerte seine Zeit, bis sich der Verleger gefangen hatte. Ein paarmal schnappte er nach Luft und produzierte dabei seltsame Töne in der Leitung.

»Sind Sie noch dran, Chef?«

»Ja, zum Henker.«

»Was sagen Sie zu meinem Vorschlag?«

»Nein!«

»Pech für Sie, Chef. Dann müssen Sie sich einen anderen Reporter suchen.«

»Das werde ich auch, verdammt!«

Deverell grinste. »Wirklich?«

»Mann, Sie machen mich rasend, wirklich.«

»Hunderttausend sind doch für Sie ein Pappenstiel. Und wenn Sie an die Leser denken, dann ...«

»Die Hälfte.«

»Dafür hebe ich nicht einmal eine Arschbacke in die Höhe«, erwiderte Deverell so schnodderig, wie es seine Art war. Er grinste den beiden Schönen zu, die auf seinem großen Bett hockten und nur mit Modeschmuckketten bekleidet waren.

»Sechzigtausend, Jacques!«

»Ihr letztes Wort?«

»Ja.«

»Und meins ist Fünfundsiebzig. Sie können ja noch einmal anrufen, Chef, wenn Sie es sich überlegt haben.« Damit legte Jacques Deverell auf. Er löschte die Zigarette im Ascher und reckte sich, wobei sein seidener Hausmantel auseinander klaffte.

»Wieder zu neuen Taten bereit?« erkundigten sich die beiden Mädchen, und ihre Augen strahlten.

»Möglich.«

»Aber diesmal wird es ...«

Da klingelte das Telefon wieder. Jacques grinste. Das hatte er sich gedacht. Dieser alte Fuchs war nicht abzuschütteln. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte er auch durch.

»Ihr entschuldigt mich«, sagte Deverell und hob ab.
 »Ungern«, lautete die Antwort.
 »Sie Halsabschneider!« schimpfte der Verleger. »Sie verdammter Wucherer, Sie geldgierige Hyäne, Sie ...«
 »Haben Sie sich entschieden, Chef?« erkundigte sich Deverell mit sanfter Stimme und strich dabei über sein rabenschwarzes Haar, das nach der neuesten Mode geschnitten war.
 »Ja, ich habe mich entschieden.«
 »Und?«
 »Ich nehme an, Jacques. Sie bekommen das Geld, wenn Sie Erfolg haben.«
 »Das versteht sich, Chef. Ich bin ja nicht wie andere. Ich liefere die Ware und kassiere dann erst meinen kargen Lohn.«
 »Werden Sie nicht zynisch.«
 »Bon, Meister. Sie hören wieder von mir.«
 »Wann?«
 »Die Modenschau findet statt am ...«
 »In vier Tagen genau.«
 »Da ist noch viel Zeit«, erwiderte der Reporter. »In zwei Tagen wissen Sie mehr. Halten Sie die erste Seite auf jeden Fall frei, und pfeifen Sie mal auf die Politik. Ist sowieso immer das gleiche. Ich liefere Ihnen die Story, und Sie holen schon mal das Geld aus Ihrem Keller. Alles klar.«
 »Ja. Und beeilen Sie sich, Jacques.«
 »Sehr wohl, Chef.« Deverell lächelte und legte auf. Dann drehte er sich um, erhob sich von seinem Sitzkissen, öffnete den Gürtel und ließ seinen Hausmantel von den Schultern rutschen. Die beiden Mädchen lächelten und wußten Bescheid.
 »Alles hat im Leben seine Zeit«, dozierte der Reporter. »Nur das eine nicht.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er schon zwischen den beiden lag.
 An die vier anderen Girls dachte Jacques Deverell nicht mehr. Er lebte immer nur für den Augenblick.
 Jacques Deverell war eben ein ganz besonderer Mann. Und das in jeder Beziehung ...

Wenn der Teufel die Schönheit erfunden hatte, dann gehörten die vier Mädchen zu seinen Günstlingen, denn er hatte sie mit allen Attributen ausgestattet, die Männer in den Wahnsinn treiben könnte.

Vier Mädchen, vier Namen, viermal geballte Schönheit und geballter Sex.

Aber auch viermal Gefahr, nur daß niemand etwas davon ahnte.

Violetta Valeri! Welch ein Name, welch eine Frau. Schlank, biegsamen Körper, schwarzhaarig, mit feurigen Augen, sinnlichen Lippen und einem Lächeln, das Eis schmelzen ließ.

Corinna Camacho. Rothaarig, wild, ein Vollblutweib. Mit schwellenden Formen, grünen Augen und trägen Bewegungen, die irgendwann jedoch explodieren konnten, und dann wurde aus diesem Girl ein zweibeiniges Raubtier.

Angie Hall. Verspielt, katzenhaft, schnurrend. Ein schmales Gesicht, dunkle Locken, die es umrahmten, verträumte Augen, lange Kleider im Asien-Look.

Blieb noch Karin Bergmann, die Deutsche. Gründlich, in allen Dingen. Blond, sehr kühl wirkend, Eisschrank, immer auf der Suche nach Männern, die sie die großen Auftauer nannte. Wer es einmal geschafft hatte, dem konnte Karin alles bringen, den Himmel als auch die Hölle.

Ein Quartett, wie es sich nur selten auf der Welt zusammenfand. Mannequins der Superklasse, von allen Modehäusern gefragt und bestellt, aber immer darauf achtend, nicht zu oft an die Öffentlichkeit zu treten. Und jetzt schon gar nicht, wo die allgemeine Hysterie nach ihnen ausgebrochen war.

Sie hatten ein gutes Versteck gefunden. Das Landhaus lag im Wald, versteckt hinter Ulmen und Birken, die bereits ihr erstes Laub verloren, das bunt wie ein Teppich den Waldboden bedeckte.

Es war ein altes Gebäude, etwas verschachtelt gebaut, mit hohen Fenstern. Es lag in einer Oase der Ruhe, doch es war nicht von der Welt abgeschnitten. Dafür sorgten Telefon, Fernschreiber und andere Einrichtungen.

Sie fühlten sich im Haus wohl. Hier wurden die vier nicht

gestört, hier konnten sie sich auf das vorbereiten, was ihnen noch alles bevorstand.

Und das sollte eine Menge sein, wie man ihnen gesagt hatte.

Und zwar nicht von Brenda Jones, sondern von einer Frau, die ihre Stelle eingenommen hatte.

Waren die vier Mannequins schön, so brauchte sich ihre neue Managerin auch nicht zu verstecken.

Sie nannte sich Pamela Scott. Ein Name, den sie nicht gern hörte, deshalb wurde sie von den vier Modepuppen auch nur bei ihrem Kampf- oder Spitznamen genannt: LadyX.

Sie hatte das Kommando übernommen, denn sie wollte etwas Bestimmtes von ihnen. Sie hatte mit den Mädchen einiges vor. Sie wollte deren Fähigkeiten nicht nur wecken, sondern in gewisse Bahnen lenken, denn es stimmte, daß sich der Teufel bei den vier Frauen besonders viel Mühe gegeben hatte.

Äußerlich waren sie makellos, doch innerlich besaßen sie eine Seele, die man guten Gewissens als rabenschwarz bezeichnen konnte, falls sie überhaupt so etwas hatten.

LadyX hatte sich diese vier Mädchen nicht umsonst ausgesucht, denn mit ihnen hatte sie etwas Besonderes vor. Sie wollte das erwecken, was in ihnen schlummerte, und die vier hatten nur allzu bereitwillig zugestimmt. Man brauchte ihnen nur Geld und Karriere zu versprechen, dann war alles klar.

Und an diesem Abend sollte das in Erfüllung gehen, was LadyX den großen Traum genannt hatte.

Als LadyX zu den vieren kam, trug sie wie immer ihre Standardkleidung.

Eine weiche, matt glänzende Lederhose, dazu die Jacke aus Leder und darunter eine rote Bluse. Die Jacke wurde in der Taille von einem breiten Gürtel gehalten, der allerdings nicht nur als Zierde diente, sondern durchaus praktische Funktionen hatte. Er hielt das Lieblingsspielzeug der Lady - die Maschinenpistole. Sie war der Bräutigam dieser Frau, und damit konnte sie fantastisch umgehen.

An der Tür blieb sie stehen. Die Augen kniff sie leicht zusammen, als ihre Blicke durch den großen Raum flogen, in dem sich die vier Mädchen aufhielten.

Jede ging einer anderen Beschäftigung nach.

Violetta Valeri hockte auf einem Sitzkissen, hatte die Beine angezogen und bearbeitete mit einer Nagelfeile ihre Fingernägel. Das weiche Licht einer Lampe traf sie und warf Reflexe auf ihr Haar. Corinna Camacho hörte Musik. Die Kopfhörer verschwanden in ihrer roten Haarflut. Sie hielt die Augen geschlossen, stand breitbeinig auf dem blauen flauschigen Teppich, hatte die Hände in die Hüften gestützt und wiegte sich im Takt der Musik, die nur sie hören konnte.

Angie Hall las in einem Buch. Der Inhalt beschäftigte sich mit den erotischen Fantasien einer Achtzehnjährigen und war von Angie selbst verfaßt worden, als sie noch einen anderen Beruf ausübte als den des Mannequins.

Karin Bergmann trank. Bacardi war ihr Lieblingsgetränk. Sie konnte ihn literweise in sich hineinschütten, mal mit Cola gemixt, mal mit einem anderen Beigetränk.

Die Mädchen schauten auf, als Lady X den Raum betrat. Und Corinna nahm ihren Kopfhörer ab, wobei sie gleichzeitig an dem Gerät die Musik leiser drehte.

Lady X nickte zufrieden. Sie schob ihre Unterlippe ein wenig vor. »Wir haben uns lange genug unterhalten«, sagte sie. »Jetzt wird es Zeit, daß wir endlich Taten folgen lassen. Ich habe euch gefragt, und ihr seid mit dem einverstanden, was ich von euch gefordert habe. Ab sofort gehört ihr nicht nur mir, sondern auch ihm.«

Die Mädchen nickten.

»Ist noch irgend etwas unklar?« wollte Lady X wissen. »Will jemand aussteigen?«

»Nein!« Violetta Valeri sprach für alle.

Die Scott lachte. »Das hätte ich auch keinem von euch geraten, denn wer aussteigt, der hat sein Leben verwirkt. Dir werdet ab heute nur noch einem dienen. Nämlich dem Teufel und damit auch seinen Dienern, von denen ich eine der ersten bin.«

Die Mannequins nickten. Sie hatten einmal A gesagt, jetzt mußten sie auch B sagen.

Lady X lächelte. Ihre Worte waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Der Plan, den Solo Morasso ausgeheckt hatte, schien aus-

gezeichnet anzulaufen. Es war ein wirklich gigantischer Plan, der dennoch nur ein Teilsrück eines Ganzen werden sollte.

»Dann kommt mit«, sagte Lady X. »In diesem Raum braucht ihr euch nicht mehr länger aufzuhalten.«

Die Mädchen standen auf, sofern sie gegessen hatten. Sie warfen sich schnelle Blicke zu, und in jedem Augenpaar stand die Neugierde zu lesen, die die vier Mannequins erfaßt hatte. Etwas Neues sollte in ihr Leben treten. Sie würden das Alte abschütteln wie ein Hund die Wassertropfen, und einen Pakt mit der Hölle eingehen, der ihnen ein völlig anderes Leben bescherte.

Nicht mehr lange, dann würden sie über den Laufsteg schreiten und sich der Öffentlichkeit präsentieren, und dann sollte die Welt den Atem anhalten.

Vorbereitet war alles. Lady X hatte dafür gesorgt. Nicht umsonst stand hinter ihr eine schlagkräftige Organisation, die sogar von der Mafia gefürchtet wurde.

Es war die Mordliga!

Und Anführer war kein geringerer als Solo Morasso, alias Dr. Tod, der im Hintergrund seine Fäden zog und alles so lenkte, damit es genau in seine Pläne paßte.

Lange genug hatte er gebraucht, um die Mordliga zu vervollständigen. Außer ihm umfaßte sie sechs gefährliche Mitglieder. Und jedes Mitglied bedeutete eine Gefahr für sich.

Da war einmal Marvin Mondo, der Monstermacher. Ein genialer Wissenschaftler mit dem Geist des Teufels. Ein Tüftler der Hölle, der aus Menschen Maschinen machte und sie an der langen Leine laufen ließ.

Dann natürlich Lady X, die ehemalige Terroristin. Pamela Scott hieß sie. Ein Mensch ohne Gefühl und mit einem Herz aus Stein. Lupina war die zweite Frau in der Runde. Wobei Frau ein wenig übertrieben war, denn sie war das klassische Beispiel aus Schönheit und Bestie.

Tokata, den Samurai des Satans, konnte man mit ruhigem Gewissen als eine Ausgeburt der Hölle bezeichnen. Er hatte lange Zeit in unheiliger Vulkanerde Japans gelegen, war erwacht und in den Kreis um Dr. Tod eingekehrt.

Eine Ausgeburt der Hölle war auch Vampiro-del-mar, das blut-

saugende Supermonster, der Uralt-Vampir, der die Zeiten auf dem Meeresgrund verbracht hatte und erst von Solo Morasso erweckt worden war.

Es folgte ein Monstrum, das sich Herr der Zombies und Ghouls nannte. Sein Name: Xorron! Ihn hatte Dr. Tod am längsten gesucht und ihn schließlich in New York, im Central Park, gefunden. Dort hatte er so lange gewartet, bis seine Stunde gekommen war.

Sie alle, Dr. Tod eingeschlossen, hatten sich zusammengefunden, um irgendwann einmal mit Hilfe der Hölle die Herrschaft über die Welt an sich zu reißen.

Es gab da allerdings noch ein Problem. Morassos ungeheuren Machthunger. Er selbst war nur durch Asmodinas Fürsprache entstanden. Der Spuk hatte seine Seele erst nicht freigeben wollen, doch auf Drängen der Teufelstochter hin war es dann doch geschehen.

Dr. Tod war zu einer Mischung aus Mensch und Dämon geworden. Von beiden hatte er nur das Schlechteste angenommen, aus dem ehemaligen Zauberlehrling war ein Meister geworden, und er fühlte sich inzwischen stark genug, um Asmodina Paroli bieten zu können.

Das hieß im Klartext: Er wollte sie töten!

Ein paarmal hatte er versucht, sie in die Knie zu zwingen, doch die Teufelstochter hatte sich letzten Endes als stärker erwiesen. Aber durch Rückschläge ließ sich Dr. Tod nicht aus der Fassung bringen. Er lernte nur.

Immer wieder zog er sich in seine Festung zurück und dachte nach. Niemand wußte, wo diese Festung lag, selbst Asmodina hatte sie noch nicht entdeckt, und in diesem unheiligen Refugium des Schreckens schmiedete Solo Morasso neue Pläne.

Diesmal hatte er sich wieder einen gigantischen Plan ausgedacht, der Asmodina dem Sturz näher bringen sollte, vorausgesetzt, sie fiel darauf rein und durchschaute ihn nicht sofort. Das waren Gedanken, die LadyX durch den Kopf gingen und von denen die Mädchen nichts ahnten.

Sie folgten ihr blind. LadyX hatte es geschafft, sie mit Worten restlos zu überzeugen, was gar nicht schwer gewesen war, denn die Girls besaßen ein Kapital.

Ihre Schönheit!

Um die zu behalten, waren sie bereit, jeden Preis zu bezahlen. Sie wollten und würden auch einen Pakt mit der Hölle eingehen, wie LadyX ihn vorgeschlagen hatte.

Sie lächelte böse, als sie daran dachte, denn keines der Mädchen ahnte, was sie wirklich erwartete. Sie dachten wohl an viel Hokuspokus, eine geheimnisvolle Beschwörung oder ähnliches, aber sie würden sich wundern.

Eine Treppe führte in die großen Kellergewölbe des Hauses. Das Haus stammte noch aus dem letzten Jahrhundert, war inzwischen renoviert worden und entsprach nun den heutigen Wohnbedingungen. LadyX hatte es von einem Makler gemietet und sich mit den Mädchen hierher zurückgezogen, während in Europa die Werbekampagne bereits lief.

Das würde die Modenschau des Teufels werden, da war sich die Scott sicher.

Die Mädchen waren bisher noch nie in diesem Gewölbe gewesen und schauten sich deshalb ängstlich um, als sie die steile Treppe nach unten stiegen und sie von Gänsehaut erzeugender Kühle empfangen wurden.

Das Licht reichte gerade noch aus, um nicht zu stolpern. Wenn der Makler das Haus verkaufen wollte, dann durfte er seine Interessenten nicht in den Keller führen, vorausgesetzt, es machte ihnen nichts aus, im Dreck und zwischen den Spinnweben umherzuwandern, die von der Decke hingen und auch an den Wänden klebten. Auf dem Boden lag der Staub fingerdick. Jeder Schritt hinterließ Abdrücke, und Lady X, die vorging, blieb schließlich an einer Tür stehen, die schwarz lackiert war.

Sie hatte eine Messingklinke. Eigentlich paßte diese Tür überhaupt nicht in das Gewölbe.

Lady X öffnete sie, wobei sie zur Seite trat, um den vier Mädchen den Vortritt zu lassen.

»Bitte sehr«, sagte sie.

Die Mannequins überschritten die Schwelle.

Ihre Augen wurden groß, weil sie versuchten, mit den Blicken die Dunkelheit zu durchdringen.

Sie sahen nichts.

Nur die Füße versanken in einem weichen Teppich, der ebenfalls nicht in diesen Keller paßte.

»Geht bis zur Mitte des Raumes«, wies Lady X die Mädchen an, drückte die Tür zu und schloß sie ab. Wegen der Dunkelheit konnte niemand das satanische Lächeln sehen, das auf ihrem Gesicht lag, als sie sich mit dem Rücken gegen die Tür lehnte, die Maschinenpistole von ihrem Gürtel hakte und sie locker in der Hand behielt.

Die Scott ließ die Mannequins noch etwas schmoren. Sie sollten die unheilschwangere Atmosphäre, die in diesem Keller herrschte, voll in sich aufnehmen.

Und die Mädchen spürten das.

Vielleicht bereuten sie sogar den Entschluß, sich in die Fänge der LadyX begeben zu haben, nur wagte es niemand, dies offen auszusprechen. Sie faßten sich nur gegenseitig an. Wie Tiere, die sich in die Enge gedrängt fühlten.

»Meine Güte, was ist das nur?« flüsterte Angie Hall und schüttelte sich.

»Sei still!« zischte die Camacho.

»Seid ihr bereit?« Die metallisch klingende Stimme der LadyX unterbrach das Geflüster.

»Ja!« Die Antwort gab Karin Bergmann. Sie hatte sich am besten von allen zusammengerissen und versuchte, mit ihren Blicken weiterhin die Dunkelheit zu durchdringen.

Und sie glaubte auch, in den Ecken dieses Gewölbes Schatten zu erkennen, was allerdings auf einer Einbildung beruhen konnte, denn ihre Nerven waren ebenfalls angespannt.

Keine von ihnen sah, daß sich LadyX bewegte. Ihr Arm glitt in die Höhe, die Finger fuhren tastend an der rauhen Wand entlang, dann hatte sie gefunden, was sie suchte. Den Lichtschalter.

Sie legte ihn um.

Vier Spotlights gleichzeitig strahlten auf. Sie ergossen ihr Licht in vier verschiedene Richtungen, leuchteten die Ecken des Gewölbes aus und trafen dort vier stehende Personen.

Keine Menschen, sondern Monster.

LadyX hatte in diesem Keller den Großteil der Mordliga versammelt!

Zuerst geschah nichts. Die Mannequins waren zu überrascht, um reagieren zu können. Sie sahen zwar, daß sie auf einem blutroten Teppich standen, doch in die Ecken schauten sie noch nicht.

Violetta Valeri war die erste, die das Monster entdeckte. Sie sah Vampiro-del-mar!

Das Mädchen schrie auf, denn die Gestalt war wirklich eine Ausgeburt an Häßlichkeit. Lumpen bedeckten den Körper, der grünlich schimmerte und dessen Haut an einigen Stellen ausgerissen war. Das Gesicht zeigte sich als eine verwüstete Kraterlandschaft, war mit Geschwüren und Eiterbeulen bedeckt, und aus dem Oberkiefer ragten zwei lange, gebogene Vampirzähne hervor.

Lupina stand Vampiro-del-mar gegenüber. Schönheit und Bestie, die perfekte Mischung. Sie hatte den Körper eines Werwolfs und das Gesicht einer Frau. Es wurde von langen, blonden Haaren umrahmt, die sogar die Schulter berührten und sich dabei sträubten, als stünden sie unter Strom.

Auch Xorron war vertreten. Eine unheimliche Gestalt. Weißlich schimmernd, fast durchsichtig, mit gefährlichen Zähnen und mit dem blanken Kopf fast bis an die Decke reichend.

Blieb Tokata. Einarmig war der Samurai des Satans. Er hatte nur noch den rechten Arm, der linke war ihm durch den magischen Bumerang abgeschlagen worden. Ein teuflisches Wesen mit einer Maske vor dem Gesicht, so daß von seinen Zügen so gut wie nichts zu erkennen war. Er trug eine gepanzerte Lederkleidung und hielt sein aus der Hölle stammendes Samurai-Schwert in der rechten Hand.

Vier Gestalten, viermal das absolute Grauen.

Die Mädchen duckten sich, als hätten sie Schläge erhalten. Ihre Angst wurde gewaltig, sie begannen zu zittern, und allmählich dämmerte es ihnen, auf was sie sich eingelassen hatten. Das war kein Spaß mehr, das war der Vorhof zur Hölle.

Sie schauten sich um, suchten nach einem Fluchtweg, und sie taten dies, als hätten sie sich abgesprochen.

An der Tür stand LadyX.

Beinahe lässig hielt sie ihre Maschinenpistole in der Hand, deren

Mündung auf die vier Mannequins zeigte. »Ich kann verstehen, daß ihr überrascht seid«, erklärte sie. »Ich habe euch auch gefragt und gewarnt. Ihr wolltet den Weg gehen, wolltet die ewige Schönheit haben und bekommt sie auch. Allerdings müßt ihr einen gewissen Preis zahlen, denn im Leben ist nichts umsonst. Wer sich jetzt noch weigern sollte, für den gibt es nur eine Alternative: den Tod. Nur damit das klar ist.«

Die vier schwiegen.

»Habt ihr verstanden?« fragte Pamela Scott.

»Ja«, antwortete Karin Bergmann für alle. »Wir haben dich verstanden.«

»Und?« Lauernd klang die Frage. Lady X war sich nämlich selbst nicht sicher, ob die vier Frauen ihren Befehlen folgen würden.

»Wir bleiben!«

Da lächelte die Scott. »Fein«, sagte sie, »das wollte ich nur wissen. Ich sehe also, ich habe in euch gute Partner gefunden und mich nicht getäuscht. Paris wird sich freuen, euch zu empfangen, das könnt ihr mir glauben.« Sie kam einen Schritt vor und ließ ihre Blicke schweifen. »Was jetzt folgt, wird vielleicht etwas unangenehm sein, aber es ist leider notwendig.« Sie drehte den Kopf und warf Vampiro-del-mar einen Blick zu. »Fang an!«

Darauf hatte der uralte Blutsauger gewartet. Er wußte nicht, was er lieber getan hätte. Sein mächtiger Körper zuckte, er duckte sich zusammen und löste sich aus seiner Ecke.

Noch weiter öffnete er sein Maul, die Zähne schienen zu wachsen, und während ihn die anderen Mitglieder der Mordliga gespannt beobachteten, suchte er sich ein Mädchen aus.

Violetta Valeri!

Das schwarzhaarige Girl ahnte, was ihm bevorstand, und es klammerte sich an Corinna fest.

Die stand wie ein Eiszapfen am Nordpol. Unbeweglich. Da traf sie der Hieb des Vampirs, schleuderte sie zu Boden, und dann hatte der Blutsauger freie Bahn.

Wie eine Ramme stieß sein Arm vor. Die Krallenfinger fanden das Ziel.

Violetta wurde von Panik geschüttelt, als der Vampir sie zu sich

heranzog. Das Mädchen nahm den Blut- und Verwesungsgeruch wahr, der das Monster umgab, riß den Mund auf und schrie. Man ließ sie schreien, und Lady X hatte ihren Spaß. Sie lächelte spöttisch.

Mit der anderen Hand packte Vampiro-del-mar das lange Haar des Mädchens. Er zog daran und bog ihren Kopf weit zurück. So wollte es der Blutsauger haben.

Er stieß seinen Schädel vor, und die beiden langen Vampirzähne fanden ihr Ziel.

Das Schreien brach ab.

Fasziniert beobachtete Lady X den Vorgang, wobei ihre Augen glänzten. Die drei übrigen Mädchen wagten kaum zu atmen, die nackte Furcht hielt sie umklammert.

Violetta sackte in die Knie. Ihre Beine gaben nach, sie konnte sich nicht halten, und Vampiro-del-mar trank ihren Lebenssaft.

Jeder vernahm die dabei entstehenden Geräusche. Angie Hall schüttelte sich und hielt sich die Ohren zu, was Lady X nur ein kaltes Lachen entlockte. Auch Angie würde an die Reihe kommen.

Nach einer Weile ließ der Vampir sein Opfer los. Er stützte es nicht ab, und Violetta Valeri fiel zu Boden. Der dicke Teppich dämpfte ihren Fall. Auf dem Rücken blieb sie liegen, bewegungslos, blutleer und bleich im Gesicht.

Vampiro-del-mar richtete sich auf. Auf seinen Lippen schimmerte es rot, und an seinem Kinn rann ebenfalls ein roter Streifen nach unten. Er hatte seine schreckliche Gier vorerst befriedigt. Die Scott nickte zufrieden. Dann drehte sie sich um und sprach Lupina an.

»Jetzt bist du an der Reihe!«

Die Raubtieraugen der Werwölfin leuchteten auf. Sie griff jedoch nicht sofort an, sondern verwandelte sich. Das blonde Haar wurde auf einmal spröde, nahm eine andere Farbe an, dunkelte nach, und auch aus dem Gesicht sprossen Haare, die sich zu einem Fell verdichteten. Das Gesicht wurde länger, der Mund verwandelte sich in eine Schnauze, die Zähne zu einem reißenden Wolfsgebiß.

Lupina war bereit.

Sie duckte sich. Ihre Hände waren zu Krallen geworden, die Nägel spitz, sie standen wie winzige Messer vor, und als sie das

Maul aufriß, schimmerte gelblichweiß ein mörderisches Gebiß. Von ihrem Dasein als Mensch-Bestie war wirklich nichts mehr übriggeblieben.

Lupina war eine Werwölfin, eine blutgierige Bestie, die ihr Opfer wollte.

Und hier hieß das Opfer Corinna Camacho!

Auch Lupinas Gang verriet, daß aus ihr eine echte Werwölfin geworden war. Sie bewegte sich geschmeidig, die Bewegungen waren flüssig, gingen ineinander über.

Corinna warf sich herum, rannte weg und dachte nicht mehr daran, daß die Scott an der Tür stand und die Maschinenpistole in den Händen hielt.

Sie schoß nicht, nein, Kugeln wollte sie sparen. LadyX konnte Corinna auch so stoppen.

Eiskalt schlug sie zu.

Der Ansatz des Schlages war kaum zu erkennen gewesen, nur die Wirkung sah jeder. Der MPi-Lauf traf Corinna hart, die sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zurückgeworfen wurde. Sie wäre zu Boden gefallen, wenn Lupina sie nicht aufgefangen hätte, da sie sich dicht hinter ihr befand.

Klauen hielten das Mädchen fest.

Die rothaarige Corinna riß den Mund auf und wollte schreien. Ein Schlag mit der Pranke knallte gegen ihre Lippen, riß sie auf, und dann wuchtete Lupina ihr Opfer zu Boden. Sie knurrte und fauchte, deckte mit ihrem Körper das Mädchen ab, von dem nur noch die rote Haarpracht zu sehen war.

Lupina, die Königin der Wölfe, besaß einen Bazillus, der auch bei den Opfern wirken sollte. Durch den Biß der Wölfin wurden die Opfer ebenfalls zu Werwölfen, die nachts den Mond anheulten und sich verwandelten.

LadyX war zufrieden, Lupina ebenfalls. Als sie sich aufrichtete, sah sie schrecklich aus.

»Der nächste!« schrie LadyX.

Darauf hatte Xorron gewartet. Wie ein Roboter kam er vor. Sein Maul hatte er aufgerissen. Hinter der durchsichtigen hellen Haut schimmerten die feinen Adern, und Karin Bergmann wußte, daß sie das Opfer dieses Monsters werden sollte.

Die Angst wurde so stark, daß Karin nicht mehr an sich halten konnte, in die Knie sank und ohnmächtig wurde.

Xorron blieb vor ihr stehen, bückte sich und hob sie dann hoch. Er legte sie auf seine ausgestreckten Arme, trug sie weg und verzog sich mit seinem Opfer in die Ecke jenes Raumes, wo er zuvor gestanden hatte.

Dort tötete er Karin Bergmann.

Blieb noch eine.

Angie Hall.

Auch sie wußte, was ihr bevorstand, und ein Monster hatte sich bisher nicht von seinem Platz gelöst.

Tokata, der Samurai des Satans!

Jetzt war seine Stunde gekommen. Hinter der Maske drang ein undefinierbares Geräusch hervor. Der linke Armstumpf zuckte, und mit der rechten Hand zog er seine Waffe.

Ein schleifendes Geräusch unterbrach die atemlose Stille, als die Klinge aus der Scheide fuhr.

Tokata war bereit.

Angie Hall verging fast vor Angst. Ihr Gesicht war eine festgefrorene Maske. Sie zitterte und bereute jetzt schon, sich mit einem weiblichen Satan wie Lady X eingelassen zu haben.

Ein Zurück gab es nicht mehr, das war vorbei.

Sie mußte sich stellen.

Tokata kam.

Trotz seiner gewaltigen Gestalt dosierte er die Schrittfolge. Er ging langsam, wollte jeden Zentimeter auskosten, und allein dies bewies, daß er ein Monster ohne jegliches Gefühl war. Kalt, brutal, erbarmungslos.

Waagerecht und dabei einen Halbkreis bildend, pfiß das Schwert durch die Luft. Plötzlich klaffte das Kleid des Mädchens seitlich auf. Unwillkürlich senkte Angie den Blick, ließ Tokata dabei aus den Augen, und der Samurai des Satans sprang vor.

Mit dem Schwert.

Mit höchster Präzision traf es sein Ziel.

Angie stieß einen Wehlaut aus, hob den Kopf und schaute das Monster schon aus brechenden Augen an. Als sie dann zu Boden fiel, war sie bereits tot.

Tokata trat zurück, wischte die Klinge ab und ließ sein Schwert wieder verschwinden. Er nickte zufrieden.

Und LadyX lachte. Sie hatte erreicht, was sie wollte. Vier tote Mädchen lagen auf dem Boden.

Aber waren sie wirklich tot?

Da regte sich die erste. Es war Violetta Valeri. Sie rollte sich auf die Seite, schüttelte den Kopf, als hätte sie über etwas nachgedacht, und stemmte sich langsam hoch. Schwankend blieb sie stehen, schaute sich um, und ihr Mund öffnete sich.

Jeder sah die beiden spitzen Eckzähne, als Violetta weit die Lippen zurückschob.

Sie war zu einem Vampir geworden.

Schon bewegte sich die nächste. Das war Corinna Camacho. Verändert hatte sie sich nicht, noch immer umrahmte die rote Haarflut ihr Gesicht, doch als sie ihren Mund öffnete, drangen keine Worte daraus hervor, sondern ein schauriges Heulen, das sich an den kahlen Wänden des Kellers brach.

Corinna Camacho war eingegangen in den Kreis der Werwölfe! Noch lagen zwei Tote auf dem Boden. Sie konnten sich nicht erheben, denn sie waren >normal< umgebracht worden. Aber es gab Methoden, damit sie wieder zum Leben erwachten.

Voodoo, so hieß die eine.

Und auf die wollte sich LadyX stützen. Deshalb befahl sie Xorron, den Herrn der Zombies, zu sich.

»Bring sie wieder zum Leben!«

Xorron nickte.

Er wollte die Herzen der Leichen!

»Wir fliegen nach Paris«, sagte Suko zu mir, nachdem er von Glenda Perkins in mein Büro gelassen worden war. Er grinste mich über meinen Schreibtisch hinweg an.

»Wer sagt das?«

»Die Frauen!«

»Wieso?«

»Shao, Jane und Sheila haben beschlossen, nach Paris zu fliegen.«

Ich grinste schief. »Wollen die einen draufmachen?«

»Weiß ich nicht. Shao sagte mir nur etwas von einer Modenschau, die sie unbedingt besuchen wollen. Bill bleibt bei Johnny, und die drei ziehen los. Sie fliegen sogar mit einem Privatjet, der Sheilas Firma gehört.«

»Auch das noch«, stöhnte ich. Ich war gerade von einem Auftrag in den Bergen von Wales zurückgekehrt, ein Fehlalarm, und war ein paar Tage lang nicht zu erreichen gewesen.

Suko grinste schlitzhörig. »Leider habe ich schon zugesagt, daß wir ihnen morgen folgen. Wenn du etwas ändern willst ...«

»Nein, nein.«

»Außerdem hast du noch genügend Urlaub zu bekommen«, hielt Suko mir entgegen.

»Und wie.«

»Also steht einem kleinen Abstecher nach Paris nichts im Wege.«

»Meinetwegen.« Warum eigentlich nicht, dachte ich. Ich hatte ein paar enttäuschende Tage hinter mir, daß mir Paris guttun würde.

»Dann bleibt es dabei?« fragte Suko.

»Immer.«

Yves La Salle hatte im Leben schon einiges mitgemacht. Er war in Afrika geflogen und hatte sich als Söldner verdingt. Dann ging er nach Asien und flog für eine Gesellschaft Dschungelfracht. Daß er Rauschgift transportierte, wußte er nicht. Erst als ihn Männer von der Konkurrenz fast zum Krüppel schossen, wußte er, was die Glocke geschlagen hatte. Mit viel Glück kämpfte er sich aus dem tiefen Urwald Borneos frei und ging wieder nach Frankreich, wo er einen Partner aus alten Zeiten traf, der durch eine Erbschaft zu Geld gekommen war.

Bei viel Pastis und anderen harten Sachen beschlossen die Männer, ihre Zukunft gemeinsam zu gestalten. Außer Fliegen hatten sie nichts gelernt. Sie gründeten eine Fluggesellschaft, die den schönen Namen AIRTEX trug. Die ersten beiden Jahre waren hart. Dann kam eine bessere Zeit, in der es viele Aufträge gab. Vor allen Dingen Privatkunden ließen sich mal von einer Stadt zur

anderen fliegen *und* wollten oft nur vor ihren Freunden damit protzen. Den beiden Partnern war es egal. Hauptsache, die Kasse klingelte.

Eines Tages stiegen die Ölpreise. AIRTEX geriet in eine schwere Existenzkrise. La Salles Partner überlebte es nicht. Er starb an einem Herzinfarkt.

La Salle hatte jedoch geschworen, das Geschäft so lange weiterzuführen, wie es eben ging. Er schränkte seinen Lebensstandard ein und hielt sich soeben über Wasser. Hin und wieder bekam er ein paar Aufträge, dann konnte er aufatmen, aber meist hockte er auf einem Nebefeld des Flughafens Orly herum und langweilte sich.

Natürlich war die Unterwelt an ihn herangetreten, doch La Salle ließ sich auf nichts mehr ein. Er hatte die Nase voll. Borneo reichte ihm völlig, die Methoden der Gangster waren ihm einfach zu rau. Lieber aß er ein Stück Weißbrot weniger.

Und doch hatte er auch Glück. Dabei hätte er nie gedacht, daß ihm Särge einmal Glück bringen würden.

Eine Frau war zu ihm gekommen. Nein, keine Frau, ein Rasseweib, wirklich. Schwarze Haare, ganz in schwarzes Leder gekleidet und mit einem Gesicht, das schon dem eines Engels glich. Aber nur beim ersten Hinschauen. Als La Salle die Frau genauer ansah, da sah er die gletscherkalten Augen und wußte, daß sie sich nicht so einfach vernaschen lassen würde. Die ging über Leichen.

Sie brauchte nur wenige Sätze, um ihm den Auftrag darzulegen. Vier Särge sollten aus einem Nest in der Provence nach Paris geschafft werden.

Zuerst war La Salle ja komisch zumute gewesen, und er hatte den Job auch ablehnen wollen, dann dachte er an sein Geschäft und die leeren Kassen.

Nachdem ihm die Frau versichert hatte, daß nichts Krummes an dem Auftrag war, stimmte er zu.

Er nahm den Job an und bekam glänzende Augen, als ihm die Frau 1000 Dollar Vorschuß gab. Noch einmal soviel sollte er nach Erledigung des Auftrags erhalten.

Das war ein Geschäft.

Es lief auch alles glatt. Er flog mit seiner zweimotorigen Piper los, landete auf einer holprigen Grasbahn, lud die Särge ein und hatte auch nichts dagegen, daß die Frau mitflog.

Nur hockte sie sich nicht auf den Sitz des Co-Piloten, sondern blieb hinten im kleinen Frachtraum, wo auch die vier Särge standen. Wenn sie da sitzen wollte, mußte sie schon auf einer der Totenkisten Platz nehmen, was La Salle aber egal war.

Kurz vor Orly nahm er wieder Kontakt mit dem Tower auf. Er mußte auf einem Nebefeld landen, weil er Fracht geladen hatte, die gelöscht werden sollte.

Das Wetter war gut. Leichter Dunst im Norden, ansonsten ein klarer Herbsthimmel.

Die beiden Pariser Flughäfen Orly und Charles de Gaulle wurden von zahlreichen Maschinen angefliegen. La Salle mußte achtgeben, daß er nicht den Kurs der landenden Riesenvögel kreuzte, deshalb lauschte er besonders auf die Durchsagen der Flugsicherung.

Man gab ihm >grünes Licht<.

In der Ferne konnte er bereits den Flughafen mit seinen zahlreichen Gebäuden erkennen, als die schmale Tür aufgezogen wurde und Mademoiselle Scott die Kanzel betrat.

»Wir landen gleich«, sagte sie.

»Ja.«

»Und?«

La Salle grinste. Sein sonnenbraunes Gesicht wurde dabei zu einem Faltenteppich. »So wie es aussieht, bekommen wir keinen Ärger. Das Wetter ist ausgezeichnet, kaum Wind, fast ideale Landebedingungen. Ich wollte, ich hätte es früher immer so gut gehabt. Mann, das wäre was gewesen. Aber so ...«

Lady X nickte und schaute durch die Cockpitscheibe nach unten.

La Salle ging bereits in den Sinkflug über. Er warf der Frau einen schrägen Blick zu. »Also ich an Ihrer Stelle würde mich anschnallen. Bei der Landung stehenzubleiben, ist noch keinem bekommen. Sie könnten sonst durch die Scheibe ...«

»Gut.« Lady X nahm widerspruchslos auf dem Sitz des Co-Piloten Platz. Hier hatte La Salle das Sagen, und sie hütete sich, ihm zu widersprechen.

»Sie wissen ja, daß wir auf einem Nebefeld landen.«

»Das ist mir klar.«

»Und wie geht der Abtransport der Särge über die Bühne?«
wollte er wissen.

»Das ist meine Sache. Sie sind nur fürs Fliegen bezahlt worden.«

»Man kann ja mal fragen.«

Die Frau warf ihm daraufhin einen so eisigen Blick zu, daß La Salle eingeschüchtert schwieg. Danach wurde er vom Tower gerufen und bekam die Positionen für die Landung durchgesagt. Er bestätigte sie, indem er sie wiederholte. Er grinste dabei.

»Was ist los?« fragte die Frau.

»Mit Ihnen scheine ich einen Glückstreffer gelandet zu haben«, erklärte La Salle. »Wir können ohne Schwierigkeiten runter. Alles frei, man hat uns bereits die Landeerlaubnis erteilt.«

»So muß das auch sein.« Dann schwieg die Scott, denn sie schaute zu, wie La Salle die Maschine in eine weit geschwungene Linkskurve lenkte und sie dann über die linke Tragfläche leicht abschmieren ließ.

Das waren so seine Kunststücke. Wären die Särge nicht festgeschnallt gewesen, hätte man es poltern gehört. So aber rutschte die Ladung um keinen Zentimeter.

Andere Mitflieger erschreckten sich zumeist über das Manöver. Lady X jedoch verzog keine Miene. Mit steinernem Gesicht hockte sie auf dem Sitz und schaute stur nach vorn.

La Salle nickte bewundernd. Die Perle hatte wirklich etwas drauf, gab er zu.

Schnell kam der Boden näher. Wenigstens hatte Lady X als Laie das Gefühl. Schon erschienen unten die ersten Fahnen der Landebahnmarkierung. Wenig später wurden sie von Lampen abgelöst, und dann setzte La Salle auf.

Für ihn war es eine glatte Landung. Für die Scott weniger, denn die Piper holperte, schwankte mal nach links, dann nach rechts. La Salle behielt sie im Griff. Er war ein hervorragender Flieger und besaß auch große Erfahrung. Diese Landung hier umschrieb er mit den Worten glatt und sicher.

Die Piper beruhigte sich auch wieder und rollte langsam aus.

La Salle mußte dabei in eine Kurve. Die mündete auf den

Betonplatten eines Vorfeldes, das mit Hallen und Hangars bestückt war. Dort befand sich die Inlandfrachtabfertigung. Da wurden Containerwagen ebenso wie Trucks und Gabelstapler abgefertigt.

»Müssen wir dahin?« fragte Lady X, der die Sache überhaupt nicht gefiel.

»Ja, leider.«

»Das paßt mir nicht.«

Der Flieger grinste schief. »Fragen Sie mich mal. Aber Gesetz ist Gesetz, was wollen Sie machen?«

»Wird die Ladung kontrolliert?« wollte Pamela Scott wissen.

»Sie haben doch nicht etwa ein schlechtes Gewissen?«

»Unsinn.«

»Natürlich wird man die Ladung kontrollieren.« Yves La Salle klopfte auf seine Fliegerjacke. »Da habe ich die Papiere. Sie sind völlig in Ordnung. Ich glaube kaum, daß man die Särge öffnen wird.«

»Es wäre auch kein schöner Anblick für die Leute«, erwiderte Lady X.

»Nein, Tote sind nie gut. Und vier auf einmal schon gar nicht. Was soll's? Wir haben den Leichentransport gut auf die Landebahn bekommen, und alles andere juckt mich nicht mehr.« Die Maschine stand inzwischen, und er öffnete den Ausstieg.

»Vielen Dank«, sagte Lady X.

La Salle winkte ab. »Sie brauchen sich nicht zu bedanken, war eine meiner leichtesten Übungen. Wenn Sie wieder mal was zu fliegen haben, fragen Sie mich.« Seine Augen wurden groß, denn die Frau hielt die zweite Hälfte der Bezahlung bereits in der Hand.

»Ich bedanke mich«, sagte der Pilot und nahm das Geld an sich.

»Da kommen Sie schon.«

»Wen meinen Sie?«

»Die Männer in den gelben Overalls, die wollen abräumen, ausladen, wie Sie es nennen. Wir können uns keinen Aufenthalt erlauben, da ist alles wohl organisiert.«

Der Mann hatte die Tür schon aufgestoßen. Frischer Wind drang in die Maschine.

La Salle sprang auf die Betonplatten. Ein Mann vom Inlandzoll war ebenfalls vertreten. Er grüßte und sprach mit La Salle. Die beiden kannten sich.

LadyX hörte, wie der Mann vom Zoll bleich wurde, als er vernahm, daß vier Särge auf einmal geladen worden waren.

»Wie das?«

»Ein Unfall, glaube ich.«

Der Zöllner warf LadyX einen scharfen Blick zu. Dabei blitzte es in seinen Augen. Er wäre kein Mann gewesen, wenn ihn der Anblick unberührt gelassen hätte.

»Ist was?« fragte die Scott und lächelte.

»Madame?« Der Zöllner kam näher und war leicht rot geworden.

»Nicht Madame, sondern Mademoiselle«, erklärte die Scott. »Ich habe vier Särge geladen, das stimmt. Es sind tatsächlich Tote darin, Sie haben ja die Papiere gesehen.«

»Natürlich, Madame.«

»Soll ich die Särge öffnen lassen?« fragte die Scott.

Der Zöllner befand sich in einer Zwickmühle. »Vielleicht einen, wenn Sie so freundlich sein wollen.«

»Bitte, ich habe nichts dagegen.«

Die Totenkisten mußten erst einmal ausgeladen werden. Dann nahm der Gabelstapler sie in Empfang und stellte sie ein paar Schritte zur Seite.

»Warten Sie solange«, wies der Zöllner den Mann an. Der Beamte stand vor den Särgen und konnte sich nicht entscheiden, welchen er öffnen wollte.

Er nahm den, der ganz links außen stand. Da die Särge alle gleich aussahen, wußte selbst LadyX nicht, wer nun in welchem Sarg lag. Sogar La Salle war neugierig geworden und blieb stehen, wobei er den Hals streckte, um den beiden Arbeitern über die Schultern zu sehen, die den Sarg öffneten und dabei behutsam zu Werke gingen, weil sie nichts beschädigen wollten.

Der Zöllner stand daneben und hatte die Augendeckel gesenkt. Der Wind fuhr als Bö über den Flugplatz und wühlte die Haare der Anwesenden hoch. Nicht weit entfernt sackte bereits die nächste Maschine in die Tiefe.

»Geschafft«, sagte einer der Männer. »Der Deckel ist lose.«
 »Dann heben Sie ihn an!« forderte der Mann vom Zoll.
 Das tat der Arbeiter auch. Sein Kollege half, und wenig später warfen die Umstehenden einen Blick in den Sarg.
 Dort lag eine Tote!
 Ihr Haar war lang und pechschwarz. Blaß schimmerte das Gesicht. Die Augen waren nur halb geschlossen, und es sah aus, als würde die Tote lächeln.
 Die Männer hatten genau den Sarg geöffnet, in dem Violetta Valeri lag. Sie schwiegen. Nur der Lärm der landenden und startenden Maschinen war zu hören.
 Der Zollbeamte schritt einmal um den Sarg herum, nickte, und ein zufriedener Ausdruck legte sich auf sein Gesicht, den LadyX mit einem Lächeln quittierte.
 »Sie können ihn schließen«, sagte der Zöllner.
 Mit der Hand wischte LadyX die Haare aus dem Gesicht.
 »Wollen Sie noch einen Blick in die anderen Särgе werfen?«
 »Nein, danke, es reicht.«
 »Wie Sie wünschen, Monsieur.«
 »Lassen Sie die Särge direkt in die Leichenhalle transportieren?« fragte der Zöllner.
 »Ja.«
 »Wie ist das überhaupt passiert?« wollte er wissen.
 »Ein Unfall. Vergiftung.«
 »Und gleich vier?«
 »Leider.«
 »Seltsam ist nur, daß ich darüber nichts in den Zeitungen gelesen habe.«
 Da lächelte die Scott. »Wir kommen vom Lande.«
 »Ja, das wird's wohl sein.«
 »Ahh!«
 Der Schrei ließ alle herumfahren. La Salle hatte ihn ausgestoßen. Er war blaß im Gesicht und ging zwei Schritte zurück, wobei er in den Knien einsackte.
 »Was ist los?« fragte der Zöllner.
 »Die - die Tote - sie hat sich bewegt.«
 »Unsinn!«

»Doch.«

LadyX war innerlich alarmiert. Sie lächelte jedoch und sagte:

»Mein lieber La Salle, Sie haben zwar nicht zu lange in der Sonne gelegen, aber wohl ein wenig zu lange auf die Leiche geschaut. Da bildet man sich schon etwas ein, glauben Sie mir.«

»Ich - ich weiß nicht.«

»Schließen!« ordnete der Zöllner an.

LadyX war beruhigt. Jetzt übernahmen die beiden Männer den Abtransport der Totenkisten. Sie hievten die vier Särge auf ihren Gabelstapler.

Pamela Scott schaute skeptisch zu. »Wenn das nur gutgeht«, murmelte sie.

Der Zöllner winkte ab. »Die Männer haben Ihre Routine, glauben Sie mir. Wo steht Ihr Wagen?« Während er das fragte, drückte er den Freigabestempel auf die Papiere.

»Ich hatte ja nicht damit gerechnet, daß wir hier landen. Der Wagen steht dort, wo auch die normalen Maschinen landen und die großen Parkplätze sind.«

»Am Terminal?«

»Genau.«

»Gut, ich sage den Leuten Bescheid. Normalerweise ist das nicht üblich, aber bei Ihnen, Mademoiselle, mache ich die berühmte Ausnahme.«

»Oh, danke. Sie sind sehr charmant.«

»Aber ich bitte Sie.« Der Zöllner erbot sich sogar, die dunkelhaarige Frau mit dem Dienstwagen dorthin zu fahren, wo der Transporter stand.

Lady X nahm gern an. Innerlich triumphierte sie. Alles lief genau nach Plan ...

Als die großen Räder der Maschine Bodenkontakt bekamen, begannen die Fluggäste zu klatschen. Man freute sich über eine geglückte Landung.

Wir hatten vor, vom Flughafen aus mit einem Taxi in unser Hotel zu fahren, wo bereits Zimmer für uns reserviert worden waren. Die Maschine verlor an Geschwindigkeit. Sie fuhr einen Bogen

und näherte sich den gewaltigen Abfertigungshallen, die mich mit ihren ausfahrbaren Gängen immer an gewaltige Spinnen erinnerten.

Wir ließen uns Zeit. Die beiden Stewardessen standen am Ausstieg und verabschiedeten jeden Fluggast mit einem Lächeln. Suko und ich kamen ziemlich als letzte an die Reihe.

»Einen angenehmen Aufenthalt in Paris wünschen wir Ihnen«, sagten die beiden.

Wir bedankten uns.

Dann kam das übliche. Zollkontrolle und so weiter. Es wurde kein großes Hin und Her. Wir hatten für alle Fälle unsere Waffen dabei, und ich sorgte dafür, daß wir in einen Extra-Raum gebracht wurden. Dort gab ich einige Erklärungen ab, die man akzeptierte. Endlich konnten wir uns frei bewegen. Man wünschte uns viel Spaß, und wir sahen zu, daß wir das Flughafengebäude verließen. Nebeneinander schritten wir durch die Hallen. Laufend hörten wir die Durchsagen, die dreisprachig aus den Lautsprechern hallten und auch jedes Ohr erreichten.

Dann verliefen wir uns, gingen wieder zurück und suchten nach dem Ausgang.

Endlich hatten wir ihn gefunden. Die gläserne Tür schwang zur Seite, als unsere Füße den entsprechenden Kontakt berührten. Ein gewaltiges Panorama bot sich unseren Blicken. Zahlreiche Wagen fuhren an und ab. Taxis kamen kaum dazu, mal für wenige Minuten stillzustehen, waren immer in Bewegung.

Wir hatten nicht einmal das Gebäude durch den Haupteingang verlassen, sondern waren dort hinausgekommen, wo die Luftfracht vom Airport aus in die Stadt gebracht wurde. Da donnerten Trucks los, da fuhren Lieferwagen. Gabelstapler rollten fast lautlos auf die geöffneten Ladeflächen zu, die mich an riesige Mäuler erinnerten.

Eine ungeheure Geschäftigkeit umgab uns, und wir waren wirklich beeindruckt.

Suko stieß mich an.

»Was ist?«

»Schau mal nach rechts.«

Ich drehte den Kopf. Ich wußte sofort, was der Chinese meinte.

Da fuhr ein gelb angestrichener Gabelstapler, der eine makabre Fracht geladen hatte.

Vier Särge!

Ich grinste. »Hier scheinen wir genau richtig zu sein.«

Suko nickte. »Das Empfangskomitee.«

Wir blieben stehen, denn ich wollte sehen, wo die Särge verladen wurden.

Der Gabelstapler fuhr langsam. Er wurde auch sehr vorsichtig in die Kurve gezogen, damit kein Sarg kippte, denn die Totenkisten waren übereinander gestapelt worden.

Ziel war ein Lastwagen, der bereits mit offener Ladefläche da stand. Zwei Männer in blauen Overalls waren ausgestiegen und winkten dem Fahrer des Gabelstaplers zu.

Der Transporter wurde von einem kleinen Renault überholt. Er gehörte zum Fuhrpark des Flughafens. Ein Zöllner saß hinter dem Lenkrad und neben ihm eine Frau. Mehr konnte ich nicht erkennen, weil der Renault anschließend hinter dem Lkw verschwand, so daß wir ihn nicht mehr sehen konnten.

»Komm weiter«, sagte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Särge interessieren mich.«

»Hast du immer noch nicht die Nase voll?«

»Vier Särge auf einmal. Da ist sicherlich etwas passiert, wie mir scheint.«

»Nicht unser Bier. Wir wollen das lebende Paris, nicht das tote.«

Irgendwie hatte Suko recht. Und, zum Henker, man mußte auch mal abschalten können. Aber in meinem Beruf war das so eine Sache. Ich bin eigentlich immer im Dienst.

Etwas langsamer als zuvor ging ich weiter. Zahlreiche Menschen überholten mich. Ich drehte während des Gehens meinen Kopf, stieß einen jungen Mann an, entschuldigte mich und behielt trotzdem den Gabelstapler im Auge.

Da geschah es.

Der Fahrer wollte sehr dicht an den Lkw heran und mußte dabei in eine enge Kurve.

Zu eng nahm er sie.

Vielleicht ließ auch seine Konzentration nach, wer wollte das wissen?

Jedenfalls begannen die beiden oberen Särge leicht zu schwan-
ken. Es kam, wie es kommen mußte. Der Fahrer, er hatte wohl
auch gemerkt, daß etwas nicht stimmte, ging mit der Geschwin-
digkeit herunter. Er bremste zu stark, dadurch wackelten die
Totenkisten noch mehr, und eine bekam das Übergewicht.
Sie rutschte und fiel.

Als der Sarg auf dem Boden aufschlug, da stand auch der
Gabelstapler.

Zu spät.

Es krachte, der Sarg drehte sich einmal um sich selbst, und aus
welchem Grunde auch immer, vielleicht war er nicht richtig be-
festigt worden, löste sich der Deckel.

Auf der Seite blieb die Totenkiste liegen, während der Deckel
über den Asphalt rutschte.

Mehrere Menschen hatten den Vorgang beobachtet. Sie waren
stehengeblieben, und ich vernahm einige Rufe, die zu einem
erschreckten Flüstern wurden, als die Gestalt aus dem Sarg rollte.
Auch sie überschlug sich und blieb liegen.

Es war eine Frau. Besonders fiel das lange schwarze Haar
auf, das sich wie ein Vlies auf dem Boden ausbreitete. Bleich
schimmerte das Gesicht.

Die beiden Fahrer des Lastwagens schimpften und fluchten. Sie
liefen auf den Sarg zu.

Menschen waren stehengeblieben, bildeten eine Traube, ich
wurde zur Seite gedrängt und konnte erkennen, was plötzlich mit
der Toten geschah.

Sie blieb nicht liegen, wie wir alle gedacht hatten, sondern zog
ihre Arme an und stützte sich auf.

Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken, denn die angeblich
Tote lebte ...

Jacques Deverell ging nach Methode drei vor, wie er sich auszu-
drücken pflegte.

Er trank erst einmal einen Pernod. Pur, was manchem Zu-
schauer den Magen umgedreht hätte. Doch er genoß ihn. Dabei
saß er an seinem Schreibtisch und schaute auf den Place de la

Republique, den er von seinem Zimmer aus sehen konnte. Wie immer quirlte es dort unten, der Verkehr war wirklich gewaltig. Sternförmig zweigten mehrere große Straßen ab, und er dachte daran, daß Paris einem Ameisenhaufen glich. Aber einem, den man entwirren konnte, wenn man gute Beziehungen hatte. Und die hatte der Reporter. Er kannte Gott und die Welt, und einige Leute, meist die in wichtigen Positionen, waren ihm gegenüber verpflichtet.

Der Griff zum Telefon war praktisch eine Folge seines Nachdenkens, und die Rufnummern seiner Kontakteleute lagen bei ihm aufgelistet unter der Schreibtischgarnitur.

Zwei Stunden telefonierte er herum. Redete, drohte manchmal, ging auch einigen um den Bart, doch niemand wußte, wo sich die Managerin der vier Schönen verkrochen hatte.

An Aufgeben dachte er noch lange nicht. Er nahm einen Kugelschreiber und schrieb den Namen auf ein Blatt Papier.

Brenda Jones!

Das hörte sich englisch an. Und es hörte sich nicht nur so an, es war auch englisch. Wer wohnte wo in England? Natürlich in London. Wenn man kreativ tätig war, dann konnte man es sich gar nicht leisten, in der Provinz sein Nest aufzubauen, es sei denn, man gehörte zum Adel.

Das war bei Brenda Jones nicht der Fall.

Jacques Deverell kannte nicht nur in Paris seine Leute, sondern auch in London. Die großen Künstleragenturen befanden sich im Westend, und dort hatte sich Jacques oft genug herumgetrieben. Er war da ebenso zu Hause wie in Montmartre.

Er fing direkt bei der größten Agentur an. Deverell klotzte immer. Wenn er etwas wollte, ging er nie zum Diener, sondern direkt zum Chef, und er ließ sich auch nicht von irgendwelchen eingebildeten Vorzimmerdamen abwimmeln, wie eine Frau es in London auch versuchte.

Deverell kam durch.

Drei Minuten dauerte das Gespräch, und der Agent in London lud Jacques nicht nur ein, sondern versprach auch, sich ein wenig umzuhören.

»Und wie lange muß ich warten?«

»Wie lange hast du Zeit?«

»Überhaupt nicht.«

Der Mann in London schnaufte. »Wenn ich dich nicht kennen würde, Jacques, hätte ich aufgelegt. Aber weil du es bist, sage ich dir, daß ich dich zurückrufe.«

»Alles klar, Junge.«

»Bis dann also.«

Deverell war zufrieden. Sogar so zufrieden, daß er sich einen zweiten Pernod gönnte und eine Schwarze zwischen die Lippen steckte. Die beiden Mädchen hatte er weggeschickt, vielleicht würde er sich wieder bei ihnen melden, aber das hatte Zeit. Wenn Deverell arbeitete, dann ließ er sich von Frauen nicht ablenken. Da hatte er seine Prinzipien, ansonsten nahm er, was sich ihm anbot. In der vorletzten Woche war er vierzig geworden. Erste Falten zierten seine Haut. Die Frauen liebten dieses kleine Muster, auch die grauen Strähnen und die schwarze Haarpracht, sie machten einen Mann erst interessant.

Als das Telefon anschlug, nahm er erst noch einen Schluck und hob dann ab.

Es war nicht sein Bekannter aus London, sondern der Verleger, der ihm den Auftrag gegeben hatte.

»Sie sind zu Hause?« fragte der Mann.

»Wo soll ich sonst sein?«

»Ich dachte, Sie recherchieren?«

»Das tue ich auch.«

»Aber wie können Sie ...?«

»Mein Lieber. Es gibt Reporter, die rasen immer nur herum und leben auf Spesen. Was bringen sie? Nichts. Ich arbeite anders. Ich denke nach und befinde mich bereits auf der Leiter zum großen Erfolg. Unterschreiben Sie den Scheck schon mal.«

»Sonst haben Sie keine Wünsche?«

»Doch, daß Sie aus der Leitung gehen. Ich erwarte nämlich einen wichtigen Anruf.«

»Mann, Sie - Sie ...«

Da legte Deverell einfach auf. Er haßte es, wenn man ihn bei der Arbeit störte, da konnte der Kaiser von China kommen. Gelassen lehnte er sich zurück, legte die Beine hoch und stellte den roten

Apparat auf seine Oberschenkel. Er nuckelte dabei an einer Schwarzen und blies den Rauch seitlich durch die Lippen. Wieder klingelte das Telefon. Ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, hob er ab und meldete sich.

Der Mann aus London war es diesmal. In der Leitung rauschte es, und Deverell mußte den Hörer härter ans Ohr pressen.

»Haben Sie Erfolg gehabt?« fragte er.

»Was bekomme ich, wenn?«

»Wir machen eine Sause.«

»So richtig gefährlich?«

Jacques grinste. »Noch gefährlicher.«

»All right, Junge aus Frankreich. Lassen wir Paris kopfstehen.

Jetzt hör mal zu. Wenn diese Brenda Jones in Paris weilt, dann lebt sie immer in ihrer kleinen Wohnung.«

»Kein Hotel?« fragte Deverell dazwischen.

»Nein.«

»Jetzt brauche ich nur noch die Adresse«, sagte der Reporter und hielt seinen Kuli schreibbereit in der Hand.

»Avenue Victor Hugo Nummer 314.«

Der Reporter piffte durch die Zähne. »Das ist ziemlich weit, am Bois de Boulogne.«

»Kann ich auch nichts für. Tu mal was für dein Geld. Davon wirst du ja genug bekommen, wie ich dich kenne.«

»Es hält sich in Grenzen. Die Inflation ist zu stark.«

»Wem sagst du das? Also, denk an die Sause, Junge.«

»Ist nicht vergessen.«

Um zum Bois de Boulogne zu kommen, mußte der Reporter quer durch Paris. Das gefiel ihm gar nicht, aber er wollte die Frau sprechen, daran führte kein Weg vorbei, und dafür war ihm auch keine Strecke zu lang. Er warf sich seine dünne Lederjacke über und fuhr mit dem alten Gitterfahrrad nach unten. Das Treppenhaus war breit. Es bestand aus Marmor und hellen Steinen. Wenn unten jemand sprach, dann hallte es hoch bis in den vierten Stock. Zwei Wagen fuhr Deverell. Einen R4 für den Stadtverkehr und einen Alpine, wenn es richtig rundging. Diesmal entschied er sich für den dunkelroten R4, der zahlreiche kleine Beulen aufwies, die mengenmäßig noch von den Rostflecken übertroffen wurden.

Der Alpine parkte in einer Garage, der R4 nicht. Dafür war er fast zugestellt. Deverell fluchte, tickte einen deutschen Wagen leicht an und scherte dann aus der Lücke. Er sah zu, daß er auf die Champs Elysees kam, und das dauerte seine Zeit. Dort fuhr er dann flotter, es gab mehrere Fahrspuren. Die Straße, die er suchte, mündete in die Avenue Henri Martin. Dort in der Nähe wohnte Brenda Jones.

Hier gab es zahlreiche kleine Seitenstraßen. Dicht an dicht standen die Häuser, Altbauten, von denen ab und zu ein Haus renoviert worden war oder einen neuen Anstrich erhalten hatte. Wie das, in dem Brenda Jones wohnte. Es leuchtete so gelb wie das Gefieder eines exotischen Vogels.

Natürlich fand Deverell keinen Parkplatz, so stellte er den R4 einfach auf den Bürgersteig. Der Strafzettel ging sowieso auf Spesen.

Er stieg aus. Ununterbrochen rollte der Verkehr in Richtung Bois de Boulogne. Reisebusse wirkten wie Ungeheuer aus Glas und Stahl. Sie stießen blaugraue Abgasfahnen aus, die träge über die Gehsteige flatterten.

Das Haus hatte einen kleinen Vorgarten. Dort stand eine Bank, auf der eine dünne Frau saß. Als Deverell an ihr vorbeischrift, ruckte ihr Kopf wie der eines Geiers nach links.

»Wo wollen Sie hin, Monsieur?«

Deverell kannte sich mit Hausmeisterinnen aus, falls diese eine war. Er setzte sein bestes Lächeln auf und grüßte sehr freundlich.

»Ich möchte jemandem einen Besuch abstatten, Madame, wenn Sie gütigst erlauben.«

»Aha. Und wer ist das?«

»Eine Engländerin. Brenda Jones.«

»Die ist nicht da.« Die Stimme klang sogar bedauernd. Deverells Freundlichkeit hatte gewirkt.

»Das weiß ich, Madame. Sie hat es mir gesagt, sie rief mich nämlich aus London an.«

»Was wollen Sie dann hier?«

»Ich soll etwas für sie abholen.« Der Reporter sagte dies mit einem so unschuldigen Gesicht, daß die Frau erst gar nicht mißtrauisch wurde. Sie erhob sich sogar von ihrer Bank und ließ die

rechte Hand in die Schürzentasche gleiten, wobei sie mit einigen Schlüsseln klimperte.

»Dann kommen Sie mal mit, Monsieur. Ich ...« Auf einmal blieb sie stehen. »Moment, Madame Jones ist gar nicht da! Ich kann Sie nicht so ohne weiteres ...«

»Aber sie hat mich angerufen.«

»Das kann jeder sagen.«

»Natürlich, Madame, ich bin sogar erfreut, daß Sie so mißtrauisch sind, aber nicht mir gegenüber. Ich bitte Sie ...«

»Nein, das kann ich nicht machen.«

Jacques Deverell sah seine Felle davonschwimmen, das wollte er auf gar keinen Fall. Er griff zu Trick Nummer zwei. »Madame Jones sagte mir noch, daß Sie es natürlich nicht umsonst machen sollen. Sie bat mich deshalb, Ihnen fünfzig Franc zu geben. Natürlich nur, wenn es Ihnen recht ist ...«

»Also, ich weiß nicht.« Die Frau zierte sich noch, obwohl ihre Augen bereits einen gierigen Glanz zeigten.

Jacques hielt den Schein schon in der Hand. »Nehmen Sie ihn. Madame Jones hat es gut gemeint.«

»Ich gehe aber mit.«

»Selbstverständlich. Allein wäre ich sowieso nicht in die Wohnung gegangen. Bitte, Sie zuerst.« Der Reporter machte eine einladende Handbewegung.

Madame ging vor.

Man hätte nicht die Fassade neu anstreichen, sondern lieber einen Aufzug einbauen sollen. So mußte Deverell bis zum vierten Stock hoch, wo Brenda Jones eine kleine Wohnung unter dem Dach besaß.

Die Tür knarrte, als die Frau sie aufdrückte.

Muffiger Geruch drang in Deverells Nase. Es roch nach Staub, nach Schmutz, aber auch noch nach etwas anderem. Er kam nicht gleich darauf, wonach, zog ein paarmal die Nase hoch und schnüffelte.

Von der winzigen Diele zweigten zwei Türen ab. Eine führte in den Wohn-Schlafrum. Er war gleichzeitig das Arbeitszimmer. Billige Möbel, ein ebenso billiger Teppich und Staub, wohin man schaute. Das kleine Dachfenster war schräg und ließ nur wenig

Licht durch, so daß es nie richtig hell im Zimmer wurde. Peinlich aufgeräumt war der Schreibtisch, die Schubladen verschlossen.

Man hätte sie schon aufbrechen müssen.

An den Wänden hingen Bilder. Sie zeigten immer dieselben Mädchen. Vier schöne Girls mit erstklassigen Mannequinfiguren und lächelnden Gesichtern.

Das waren die vier.

Deverell blieb stehen und schaute sich die Fotos an. Verdammt, die Girls mußten zu finden sein, die konnte der Erdboden doch nicht verschluckt haben.

Auf dem Schreibtisch entdeckte der Reporter einen Kalender. Er war so groß, daß er für Notizen reichte.

Rasch blätterte er ihn durch.

Nichts, kein Hinweis auf die Mädchen. Die Suche hatte sich wohl als ein Fehlschlag erwiesen.

»Haben Sie gefunden, was Sie suchten?« ertönte die Stimme der Frau.

»Gleich.«

Deverell schaute sich um. Ein Papierkorb stach ihm ins Auge. Er kippte den Inhalt aus, wobei es ihn nicht störte, daß zahlreiche Zigarettenskippen den abgewetzten Teppich bedeckten.

Auch Zettel und Notizen fielen mit. Zusammengeknüllt, so daß Deverell sie erst auseinanderziehen mußte.

Er las.

Meist unwichtige Nachrichten, Verabredungen zum Essen und so. Die Daten lagen auch schon lange zurück. Dann hatte der Reporter Glück. Er fand einen Zettel, auf dem ein Datum geschrieben war, das mit dem heutigen übereinstimmte.

Unter den Zahlen las Deverell noch einen Namen.

Orly.

Das war der Flughafen. Der Reporter überlegte. Nun bewies er, daß er nicht umsonst ganz oben stand. Wenn Brenda Jones etwas notiert hatte, dann war sie sicherlich von London abgeflogen, um heute am Flughafen zu sein, weil dort irgendein wichtiges Ereignis stattfand. Bestimmt holte sie die vier Mannequins ab.

Alles klar.

Deverell stand wieder auf. Er ging in die Diele und sah die Tür zum Nebenraum. Die Hausmeisterin war nicht zu sehen. Sie stand jedoch auf der Treppe und sprach mit einer anderen Frau.

Die beiden würden nicht stören.

Jacques Deverell öffnete die Tür. Dahinter lag ein winziges Bad.

Ein Wunder, daß überhaupt die alte Zinkwanne hineinpaßte.

In der Wanne lag eine Frau.

Blutüberströmt und tot.

Eine Kugelgarbe hatte Brenda Jones getroffen.

Im ersten Augenblick rührte sich keiner der Zuschauer. Alle standen wie erstarrt. Eine Tote, die plötzlich aufstand und sich dabei umschaute, das war zuviel.

Der Fahrer des Gabelstaplers hatte ebenfalls gestoppt. Er hockte auf seinem Sitz und hatte die Augen weit aufgerissen, denn begreifen konnte er nichts.

Das ging wirklich über seinen Verstand.

Aber ich begriff.

Lebende Tote, nichts Neues mehr für uns. Entweder Vampire, Zombies, Dämonendiener, Untote - meine Güte, man hatte so viele Ausdrücke dafür.

Auf Suko achtete ich nicht. Er war weitergegangen, vielleicht versperrte ihm auch der Ring der Neugierigen das Blickfeld. Auf ihn konnte ich momentan nicht zählen.

Aber ich wollte etwas tun und tat es auch.

Als ich mich vordrängeln wollte, zuckten die anderen zurück, weil sich die >Tote< umgedreht hatte und auf die Menschen zukam. Für einen Moment sah ich ihr Gesicht, dann war mir der Kopf eines Gaffers im Weg.

Meine Fäuste wollte ich nicht gebrauchen, zudem trug ich noch den Einsatzkoffer. Mit den Schultern verschaffte ich mir Platz, und mir gelang es auch, den Menschenring zu durchbrechen.

Freie Sicht!

Die Frau stand da. Sie hatte langes schwarzes Haar, trug ein buntes Kleid und darunter eine enge Hose aus dem gleichen Stoff.

Ich ging auf sie zu. Sie drehte sich etwas schwankend um, damit sie mich anschauen konnte, dabei öffnete sie den Mund, und ich hatte das Gefühl, von einem Schlag getroffen zu werden.

Die Frau vor mir war keine echte Tote, sondern wirklich eine Untote. Eine Wiedergängerin, ein weiblicher Vampir!

Ich hatte wieder einmal das Gefühl, daß mir die verfluchten Höllengeschöpfe nachliefen.

Schicksal, wie man so schön sagt.

Der Fahrer des Gabelstaplers fing sich als erster. Er sprang schreiend von seinem Fahrzeug und wollte weglaufen. Dagegen hatte die Untote einiges. Bevor er sich versah, drehte sie sich um, streckte ihren Arm aus, und wie der Zufall es wollte, bekam der Mann den Hieb gegen die Kehle.

Er taumelte zurück und fiel gegen seinen Stapler.

Der weibliche Vampir wollte sich schon auf ihn stürzen, da hörte er meine Schritte.

Ich hatte während des Laufens mein Kreuz hervorgeholt. Die Beretta hätte ich auch ziehen können, aber durch einen Schuß hätte ich nur eine Panik heraufbeschworen. Mit dem geweihten Kreuz konnte ich die Wiedergängerin ebenfalls erledigen.

Zuerst hörte ich einen Schrei, dann die Schüsse. Bevor ich die Untote erreichte, pfiff eine Kugel so nah an meinem Ohr vorbei, daß ich mich schleunigst zu Boden warf, mich dort überschlug, den Koffer verlor, weil er zu kantig und sperrig war, und gegen den Gabelstapler prallte, was mein Glück war, denn die zweite Kugel traf eine der Zinken, wo sie mit einem jaulenden Ton davonsirrte.

Was ich hier langsam erzähle, ereignete sich in Wirklichkeit blitzschnell.

Auf dem Platz stand der Lastwagen, der Gabelstapler kurz dahinter, und dann sah ich noch im Schlagschatten des Lkw den Renault vom Zoll.

Von dort war geschossen worden.

Eine Frau stand da. Vor ihr lag der Zöllner. Selbst aus der Entfernung erkannte ich das Blut, das unter seinem Körper hervorrann. In mir vereiste etwas, denn ich hatte die Frau mittlerweile erkannt. Es war eine alte >Freundin< von mir.

Pamela Scott, genannt LadyX und Mitglied in Solo Morassos Mordliga.

Eine Todfeindin!

Sie also mischte wieder mit. Irgendwas hatten sie und die Mordliga in Paris vor, denn aus lauter Lust und Laune erschien sie nicht am Airport, die vier Särge waren der beste Beweis. Und natürlich der weibliche Vampir.

LadyX war in ihrem Element. Noch nie hatte ich bei einer Frau soviel Kaltblütigkeit erlebt. Die war abgebrüht bis zum letzten, dabei war sie kein Dämon, sondern ein Mensch.

Da hatte sich Morasso die richtige ausgesucht.

Breitbeinig stand sie da, ganz in schwarzes Leder gekleidet, ein diabolisches Grinsen um die Lippen. Die Arme hatte sie ausgestreckt. Die Waffe hielt sie mit beiden Händen umklammert, und sie würde schießen, wenn ich nur den Kopf ein wenig hob.

Ich fingerte nach der Beretta.

Die Neugierigen hatten sich verzogen. Voller Panik waren sie in alle Himmelsrichtungen verschwunden. Aber wo, zum Henker, steckte Suko denn?

»Auf den Wagen!« Die Stimme der Teufelslady gellte auf. »Los, fahr das Ding!«

Damit war nicht der Fahrer gemeint, sondern die Untote. Und sie fing es verdammt schlau an. Sie hatte sich den Mann gekrallt und schob ihn als Deckung so vor sich her, daß ich ihn und nicht sie getroffen hätte, wenn ich schoß.

Der Mann kletterte auf den Gabelstapler. Ich lag dahinter und suchte mir die linke Seite aus, an der ich mich vorbeischieben wollte, denn dadurch deckte mich das Gefährt gegenüber der Scott.

Auf dem Bauch bewegte ich mich voran. Den Einsatzkoffer ließ ich liegen. Ich hatte die Beretta und das Kreuz. Beides mußte reichen.

Der Gabelstapler ruckte an.

Wahrscheinlich war der Mann nervös, oder aber die Untote lenkte ihn selbst. Ich wurde davon überrascht, und für den Bruchteil einer Sekunde war die Hälfte meines Körpers zu sehen, worauf LadyX sofort reagierte, denn sie feuerte.

Diesmal zwitscherte die Kugel an mir vorbei. Viel fehlte nicht, und sie hätte mich getroffen.

Ich zog rasch die Beine an, damit ich weiterhin in Deckung bleiben konnte.

Gewaltig tauchte der Lastwagen vor mir auf, für dessen Ladefläche die Särge bestimmt waren. Die beiden Gabeln standen bereits so hoch, daß die Ladung auf die Fläche geschoben werden konnte. Einen Zeitverlust gab es somit nicht.

Natürlich wollte ich verhindern, daß die makabre Fracht an ihrem Ziel ankam. Ich sprang hoch, um mir die Untote zu schnappen, erreichte auch die Fahrerseite, doch da reagierte der weibliche Vampir.

Er machte es verdammt geschickt und raffiniert. Noch als ich mich in der Bewegung befand, flog mir eine Gestalt entgegen, die die Untote angestoßen hatte.

Es war der Fahrer.

Ausweichen konnte ich nicht mehr, und so prallten wir beide zusammen ...

Suko war schon vorausgegangen. Er hatte Sehnsucht nach Shao und wollte so rasch wie möglich ins Hotel und deshalb keine Zeit mehr verlieren.

Etwa zwanzig Schritte weiter warteten Taxis. Diesen Standplatz hatte sich der Chinese als Ziel ausgesucht und es auch schon fast erreicht, als er die aufgeregten Rufe und Schreie hörte.

Augenblicklich vergaß er sein Vorhaben und kreiselte herum. Er konnte nicht erkennen, was sich abspielte, weil die Gaffer ihm die Sicht nahmen, dann jedoch spritzten die Leute auseinander, so daß Suko freies Sichtfeld hatte.

Und er hörte die Schüsse.

Dabei sah er John Sinclair, wie sich dieser in Deckung warf, und er sah auch den zerstörten Sarg sowie das Wesen, das darin gelegen hatte und jetzt langsam aufstand.

Suko wurde einiges klar.

Er hatte es hier nicht mit einem echten Toten zu tun, sondern mit einer Wiedergängerin - einer Untoten, einer lebenden Leiche.

Erzfeinde von John und ihm.

Für den Chinesen gab es kein Halten. Er ließ den Koffer fallen und jagte los. Er mußte John zu Hilfe kommen, zu zweit schafften sie es leichter.

Suko schaltete richtig, aber er hatte nicht mehr an die beiden Männer aus dem Lastwagen gedacht.

Einer hatte ihn gefahren, der andere war der Beifahrer. Und sie waren plötzlich da.

Von zwei Seiten stürmten sie auf den Chinesen zu, und bevor Suko etwas unternehmen konnte, hatten sie ihn schon.

Ein Bein und eine Faust. Beides hochgerissen durch einen Karatesprung, da war Suko machtlos.

Der Tritt traf ihn in die Hüfte, die Faust explodierte seitlich in seinem Gesicht. Hinzu kam die Wucht des Laufens, und diesen doppelten Hammer schluckte auch Suko so leicht nicht.

Er stolperte, fiel dabei über seine eigenen Beine und legte sich lang. Zum Glück war er so reaktionsschnell, daß er seinen Körper noch ein wenig zusammenzog und sich über die Schulter abrollte. Dennoch konnte er den Aufprall durchaus als den dritten Hammer bezeichnen.

Sofort waren die beiden über ihm, rissen ihn hoch und schleiften Suko auf den Lastwagen zu, wo sie ihn hart gegen den Kühlergrill warfen und einer ihn festhielt.

Der Chinese sah die Kerle nicht sehr klar, nur verschwommen waren sie zu erkennen, und ihre Gesichter zerliefen vor seinen Augen zu einer breiigen Masse.

Sie trugen Overalls und Mützen mit dunklen Schirmen aus Zelluloid auf dem Kopf.

Einer der Kerle griff in die rechte Seitentasche. Er holte einen Schraubenzieher hervor.

Sein Grinsen sagte mehr als tausend Worte. Mit der Faust hielt er den Griff des Schraubenziehers fest. Dann holte er genüßlich aus.

Gefahr!

Dieses eine Wort schrillte durch Sukos Hirn und mobilisierte seine Reserven.

Plötzlich sah er wieder klarer, und bevor der Typ zustechen

konnte, hob Suko seinen rechten Fuß und drosch das Bein sofort wieder nach vorn. Er traf hart.

Der Kerl im Overall preßte die Beine zusammen und ging in die Knie. An den Schraubenzieher dachte er nicht mehr. Kalkig war seine Gesichtsfarbe geworden.

Aber da war noch einer.

Der hieb Suko ins Gesicht. Allerdings lag nicht soviel Kraft hinter dem Schlag. Suko steckte ihn weg, blockte den nächsten ab und konterte selbst.

Die Handkante sichelte durch die Luft und traf etwas Weiches. Der Schläger holte pfeifend Luft. Dann schüttelte er den Kopf und stand sofort in Abwehrstellung.

Suko hatte nichts mehr zuzusetzen. Er mußte sich ebenfalls erholen, lehnte nach wie vor an der Kühlerfront und schnappte nach Luft. Wie durch Watte gefiltert vernahm er die Geräusche, hörte die Schreie und auch die Schüsse.

Allmählich ging es ihm besser. Auch sein Gedankenapparat arbeitete wieder, und er dachte an die Beretta unter seiner Achsel. Suko wollte die beiden Kerle nicht töten, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen, aber er wollte sie in Schach halten.

Da kam ihm die Waffe gerade recht.

Dagegen hatten die anderen etwas. Sie waren hartgesottene Typen und kannten die Bewegung, wie Suko sie machte. Sofort warfen sie sich vor. Ohne Rücksicht auf Verluste. Einer kassierte noch einen Kniestoß, dann jedoch hatten sie es geschafft und nagelten den Chinesen durch ihr Gewicht an der Kühlerschnauze fest.

Sie wollten seine Arme auseinanderreißen, doch Suko ließ nicht einmal zu, daß sie die Handgelenke zu fassen bekamen. Er winkelte die Arme an und hieb nach rechts und links mit beiden Ellbogen.

Er traf gut.

Der rechte Kerl bekam die Knochenspitze gegen den Hals, dem zweiten schrammte die andere über das Kinn. Beide lockerten ihre Griffe, so daß Suko Platz hatte.

Den brauchte er auch, denn allzu lange konnte er sich mit den Kerlen nicht mehr herumschlagen. Er mußte ihnen zeigen, was

eine Harke war, zudem dachte er an seinen Freund John Sinclair, der vielleicht Hilfe benötigte.

Auf dem ersten Erfolg ruhte sich Suko nicht aus, sondern fightete weiter. Er hechtete auf den links neben ihm stehenden Typ zu und jagte ihm einen Haken gegen den Kiefer, der sich gewaschen hatte. Der Mann flog fast aus den Schuhen und krachte zu Boden.

Schon hing Suko der zweite im Nacken. Er hatte sich auf den Chinesen geworfen, und die Wucht riß beide von den Beinen, so daß sie zu Boden prallten.

Sie krallten sich ineinander, überschlugen sich, kämpften, keuchten, und keiner gab nach.

Sukos Gegner versuchte, dem Chinesen die Kehle zuzudrücken. Doch seine Hände glitten ab, weil Suko zuschlug und das Gesicht des Mannes traf.

Der gurgelte auf.

Sofort setzte Suko nach.

Ein Stoß mit dem Ellbogen traf das Kinn seines Gegners. Dessen Kopf wurde in den Nacken gerissen, die Augen hatten plötzlich einen glasigen Schimmer, und Suko brauchte ihn quasi nur noch mit der Faust zu >streicheln<, um Ruhe zu haben.

Der Typ verabschiedete sich.

Suko atmete auf. Er wollte sich auf die Beine stemmen, als er vor sich das Geräusch hörte. Ein dumpfes Brummen erklang, die Kühlerfront zitterte, und dem Chinesen war klar, was vor ihm ablief.

Jemand hatte den Lastwagen gestartet.

Sein Blick flog hoch.

Sukos Augen weiteten sich, als er erkannte, wer da hinter dem Lenkrad Platz genommen hatte.

LadyX!

Sie hielt nicht nur das schwere Volant fest, sondern auch einen Revolver, dessen Mündung leicht gekippt war und auf den am Boden liegenden Chinesen wies ...

Ich hatte sowieso noch nicht die richtige Standfestigkeit und konnte dem Aufprall nichts mehr entgegensetzen.

Hart fiel ich auf das Pflaster, hatte noch das Pech, unten zu liegen, und spürte nur das Gewicht des Fahrers. Der Mann war in Panik geraten. Wie ein Wilder schlug er um sich, konnte sich nicht beherrschen. Ich bekam Schläge und Tritte ab, schaffte es nicht, ihn abzuwehren, und als ich ihn endlich von mir gestemmt hatte, da drehte er sich herum und warf sich abermals auf mich. Ich verlor meine Beretta und hatte Mühe, mich der Schläge zu erwehren.

Dann kam ich mit einer Rechten durch. Sie traf das Kinn des Mannes, und der Schlag riß seinen Kopf in den Nacken. Noch einmal setzte ich nach, diesmal mit der gekrümmten Handkante, und jetzt war mir auch das so lang vermißte Glück hold.

Der Fahrer verdrehte sie Augen. Er gab einen Seufzer von sich und fiel um.

Ich atmete auf. Meine Beine zog ich unter seinem Körper weg und kam taumelnd hoch. Schwindlig war mir, aber ich durfte keine Sekunde verlieren.

Daß mich der Kampf zuviel Zeit gekostet hatte, das merkte ich schon, denn der weibliche Vampir war verschwunden. Die Untote hatte es tatsächlich geschafft und die Särge eingeladen. Soeben fiel die Plane an der Ladefläche nach unten.

Ich raffte hastig meine Beretta an mich und wollte ebenfalls auf die Ladefläche springen. Die Untote durfte mir nicht entkommen. Ein gewaltiger Satz brachte mich an den Wagen, ich riß die Plane hoch, hörte im selben Augenblick die Schüsse und sah auf der Ladefläche die Gestalt eines gewaltigen Wesens.

Vampiro-del-mar!

LadyX war eine Frau, die keinerlei Gnade oder Pardon kannte. Das wußte auch Suko. Sie würde schießen, und sie tat es. Selbst durch die Scheibe sah der Chinese, wie sich ihr Gesicht verzerrte, dann drückte sie ab.

Zweimal!

Das Fenster bekam ein Muster, Löcher erschienen, gleichzeitig

fuhr der Wagen mit einem Ruck an, und Suko konnte nicht mehr zur Seite weg, die Räder hätten ihn immer erfaßt.

Aber er hatte noch eine Chance.

Seinen von Buddha geerbten Stab, den wollte er einsetzen.

Selten hatte Suko ihn so schnell hervorgerissen. Kaum hatten sich seine Finger um den Stab geschlossen, als er auch schon das bewußte Wort schrie, das die Zeit für fünf Sekunden anhielt.

»Topar!«

Um den Chinesen herum erstarrte alles. Suko sah dicht vor sich den gewaltigen Reifen, der über seinen Körper gefahren wäre, rollte sich zweimal um die Achse, kam auf die Füße und hetzte um die Kühlerschnauze herum, um die Fahrertür aufzureißen.

Seine Hand hatte den Griff soeben berührt, da war die Zeitspanne um.

Suko stand noch nicht richtig, der Wagen fuhr weiter, er selbst rutschte ab, berührte den Boden und hatte Glück, daß er nicht von den Beinen gerissen wurde.

Der Lkw fuhr an ihm vorbei.

Zwei Sekunden dauerte das Ganze, bestimmt nicht länger. Suko sah die Hecklichter des Wagens und auch die Ladefläche.

Dort hing jemand mit dem Unterkörper nach draußen. Die Beine baumelten, und der Chinese wußte sofort Bescheid, als er die Kleidung sah.

John Sinclair!

Jacques Deverell dachte nach, nachdem er die Badezimmertür hastig geschlossen hatte. Die Tote dort lag sicherlich schon seit zwei Tagen in der Wanne, und sie bot einen wirklich grauenhaften Anblick.

Jemand hatte Brenda Jones erschossen.

Aber wer?

Deverell krauste die Stirn. Aus dem Hausflur hörte er noch immer die Stimmen der beiden Frauen. Sie unterhielten sich ziemlich laut über irgendwelche Leute aus der Nachbarschaft, und ihre Stimmen störten den Reporter in seinen Überlegungen.

Er beschloß, das Haus zu verlassen. Natürlich würde er der Frau

nichts von der Toten sagen und auch die Polizei noch nicht sofort anrufen, erst wollte er sehen, was es mit dem Flughafen auf sich hatte. Deverell gab nicht gern Informationen preis.

Er verließ die Wohnung, behielt den Türgriff noch in der Hand und schaffte es, ein Lächeln aufzusetzen, obwohl ihm doch ziemlich flau im Magen war.

»Es ist alles klar«, sagte er.

Die beiden Frauen unterbrachen ihr Gespräch. Sie schauten Jacques neugierig an. »Haben Sie die Nachricht gefunden?« erkundigte sich die Hausmeisterin.

»Ja, das habe ich.«

»Es freut mich für Sie. Und wenn Sie mit Madame sprechen, dann bestellen Sie einen schönen Gruß.«

»Mach ich glatt«, sagte der Reporter und eilte an den beiden Damen vorbei.

Sie schauten ihm nach, und Jacques hörte, wie die zweite Frau nach ihm fragte, die andere jedoch kaum eine Antwort geben konnte. Deverell war froh, daß er seinen Namen nicht genannt hatte. Draußen zündete er sich erst einmal eine Schwarze an, klemmte sie in den Mundwinkel und dachte nach.

Dazu jedoch setzte er sich in seinen Renault.

Es sah nicht gut aus, wirklich nicht. Mord war hinzugekommen, das gefiel ihm überhaupt nicht. Mord war immer ein heißes Eisen, egal, wer da getötet worden war. Ob eine Unterweltsgröße oder irgendein Clochard. Bei Mord reagierten die Bullen immer sauer. Und jetzt Brenda Jones!

Was hatte sie getan? Weshalb war sie getötet worden? Sie war an sich harmlos, das ganze Drum und Dran, der Wirbel mit den vier Mannequins, das war Schau, eine reine Masche, für die Presse enorm wichtig, denn dann hatten sie was zu schreiben, wo doch die Politik schon traurig genug war.

Und jetzt dieser Mord!

Er paßte Jacques Deverell überhaupt nicht ins Konzept. Es wäre nicht der erste Kriminalfall, in dem er recherchiert hätte, aber damals hatte er noch als Gerichtsreporter gearbeitet, und da waren die Fälle zumeist schon aufgeklärt gewesen. Hier jedoch stand er am Anfang, und das war schlecht.

Natürlich kannte er das Geschäft der Modespionage. Da ging es knallhart zur Sache, es wurde auch mal mit Erpressung und Korruption gearbeitet, aber Morde hatte es in Paris wegen einer Modesache, die sich schnell überholte, noch nie gegeben. Höchstens in New York, wo die Mafia im Modegeschäft mitmischte. Hier jedoch nicht.

Es mußte etwas anderes dahinterstecken. Zugleich kam dem Reporter auch ein schrecklicher Verdacht. Alle Welt suchte nach den vier Mannequins, und er hatte Brenda Jones gefunden. Als Leiche. Konnte man dann nicht folgern, daß die Mannequins auch tot waren?

Eine schreckliche Vorstellung, ein widerlicher Gedanke, und der Reporter schüttelte sich.

Die Schwarze verbrannte ihm fast die Lippen. Hastig nahm er die Zigarette aus dem Mund und schnippte den Stummel durch das Fenster, genau vor die Füße einer Hostess, die ihn wegen Falschparkens aufschreiben wollte.

»Ich fahre schon«, sagte Deverell.

Die Hostess hatte ihren strengen Tag, sie blieb unnachgiebig, und Jacques mußte löhnen.

Er zahlte, ohne die Frau anzusehen und auch ohne noch etwas dagegen zu sagen. Seine Gedanken befanden sich ganz woanders, sie beschäftigten sich mit der Toten.

Immer wieder gelangte er zu dem Schluß, daß es sich dabei um Killerarbeit gehandelt haben mußte. Denn nur die Elite der Unterwelt feuerte mit Maschinenpistolen. Zumeist waren es die Profis unter den Banden. Nach Deverells Meinung mußte Brenda Jones dem Syndikat in die Quere gekommen sein.

Er bugsiierte seinen R4 aus der Lücke, wendete auf der Straße und fuhr zurück.

Zum Flughafen hatte die Frau gewollt. Und zwar heute.

Warum? Welches Ereignis fand dort statt, das in einem Zusammenhang mit den vier Mannequins stehen könnte?

Er wußte es nicht, und er wußte eigentlich auch nicht, was er in Orly sollte. Das war ein riesiger Komplex. Wenn man dort jemanden suchte, fand man ihn so gut wie nie.

Deverell schaltete seinen Verstand ein. Und der sagte ihm,

daß er sich vielleicht nach landenden Maschinen aus London erkundigen sollte. Brenda war Engländerin, vielleicht hatte sie ihre vier Häschen in London versteckt gehabt, dort kannte sie sich schließlich aus. Jetzt wollte sie die Mädchen eben heimlich nach Frankreich schaffen.

Deverell kam nur langsam voran, geriet immer wieder in Ampelstaus, und er konnte auch keine Abkürzungen fahren, denn die Straßen waren zu.

Paris am Nachmittag, eine kleine Hölle. An sich immer. Bis auf die frühen Morgenstunden, wo die gewaltige Stadt an der Seine Atem holte. Jacques Deverell erreichte trotzdem sein Ziel.

Irgendwann sah er die Gebäude des Flughafens und befand sich mit seinem kleinen Wagen auf einer der Zufahrtsstraßen.

Irgend etwas stimmte nicht, das merkte Jacques sofort. Da war ihm einfach zuviel Polizei. Auch hinter ihm, denn wie ein Blitz huschte ein mit eingeschalteter Sirene fahrender Polizeiwagen vorbei.

Hatte es eine Entführung gegeben?

Jacques Deverell spürte ein leichtes Ziehen im Nacken. Er kannte das Gefühl. Es stellte sich immer dann ein, wenn etwas Überraschendes in der Luft lag.

Deverell bog in einen Kreis ein und sah die verschiedenen Hinweisschilder auf die An- und Abfahrten.

Er sah auch noch mehr.

Einen Lastwagen, der beschleunigt wurde, einen im Wege stehenden Wagen rammte und weiterfuhr.

Die Ladefläche war zwar geschlossen, doch die Plane nicht festgezurt. Sie wurde hochgehoben, und Jacques Deverell sah für einen Moment sehr deutlich ein Gesicht.

Es gehörte Violetta Valeri, einem der vier verschwundenen Mannequins!

Der Anblick war ein echter Schock für mich, obwohl ich eigentlich damit hätte rechnen müssen, denn ein Mitglied der Mordliga erschien selten allein.

LadyX hatte also Vampiro-del-mar mitgebracht. Vielleicht auch

noch Tokata oder Xorron. Bei denen wußte man nie, womit man noch rechnen sollte.

Ich befand mich natürlich in einer sehr ungünstigen Lage. Mit hartem Griff klammerte ich mich fest und war mehr denn je entschlossen, die Ladefläche zu entern, um mich Vampiro-del-mar zu stellen.

Vampiro-del-mar hatte mich ebenfalls gesehen. In seinen Augen leuchtete es auf. Wir beide kannten uns, waren Feinde, und wenn es eben ging, dann wollte einer den anderen vernichten.

Auch die Untote war an mir interessiert. Sie wollte in meine Haare packen, als sie von Vampiro-del-mar einen Schlag erhielt, der sie zurück gegen die Särge schleuderte.

Jetzt hatte er freie Bahn.

Er öffnete seine gewaltigen Pranken zu Würgeklauen. Das Gesicht verzerrte sich, die beiden langen Eckzähne zitterten, so erregt war er.

Tod! Er wollte meinen Tod.

Ich mußte zusehen, daß ich auf den Wagen kam, bevor der Kerl es schaffte, mir die Kehle zuzudrücken, um anschließend seine Hauer in meinen Hals zu hacken.

Da hörte ich das Wort.

Schwach nur, aber ich verstand es.

Und augenblicklich stand die Zeit still!

Auch Vampiro-del-mar erstarrte. Ihn hatte die Magie des Stabes ebenso getroffen wie mich. Beide konnten wir uns nicht rühren.

Ich hatte es noch immer nicht geschafft, mich auf die Ladefläche zu hieven. Nach wie vor hing ich in der Schräglage, steif, bewegungslos, und dann waren die fünf Sekunden um.

Viel zu schnell.

Genau dort, wo der Bewegungsfluß aufgehört hatte, begann er auch wieder.

Übergroß erschienen mir die Klauen des Supervampirs. Und dann packten sie zu.

Das waren Eisenklammern, die sich um meine Kehle legten.

Erbarmungslos schnürten sie mir die Luft ab. Ich kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen, und Vampiro-del-mar würgte

mich nicht nur, er zog mich gleichzeitig in den Wagen hinein, während die Untote laut kreischte und ihn anfeuerte.

Dann hatte er Pech.

Der Lkw fuhr an.

Ziemlich ruckartig, er wurde regelrecht durchgeschüttelt.

Vampiro-del-mar, der sich vorgebeugt hatte, geriet ins Schwanken, und auch ich verlor den Halt, obwohl mich der Supervampir nach wie vor festhielt. Wir wurden beide zurückgestoßen, verloren das Gleichgewicht und kippten von der Ladefläche.

Wuchtig war der Aufprall. Ich spürte ihn bis in den letzten Winkel meines Kopfes.

Nun weiß ich nicht, ob Vampire ebenso erschrecken wie Menschen. In diesem Fall mußte es wohl so gewesen sein, denn Vampiro-del-mar ließ mich los.

Plötzlich bekam ich wieder Luft. Verschwommen sah ich den Himmel. Mund und Augen hatte ich weit aufgerissen, wobei ich mich über den Beton wälzte und ein Schatten in mein Blickfeld geriet.

»John, weg!«

Himmel, das war Suko!

Und er griff den Vampir an.

Suko wuchtete seinen Körper vor. Er hatte die Dämonenpeitsche gezogen, hieb damit zu, doch Vampiro-del-mar bewies, daß er gelernt hatte, zu kämpfen.

Er ging Suko nicht voll an, sondern griff zu einem Trick.

Blitzschnell tauchte er unter dem Hieb mit der Peitsche hinweg, stieß dann seinen Arm vor, und die Hand traf Suko genau unter die Achselhöhle.

Es war ein harter und gemeiner Schlag, den Suko auch so leicht nicht verkraftete.

Die Peitsche wurde ihm aus den Fingern gerissen, und er selbst taumelte zurück.

Jetzt konnte Vampiro-del-mar nachsetzen. Er hatte noch die Chance, denn ich war noch nicht völlig wieder fit und hockte nach wie vor am Boden.

Der Supervampir überlegte es sich anders. Bevor wir irgend etwas unternehmen konnten, war er schon weg.

Mit gewaltigen Sätzen rannte er hinter dem Lastwagen her, der noch nicht seine volle Geschwindigkeit erreicht hatte, und Vampiro-del-mar schaffte es tatsächlich, ihn einzuholen. Kurz bevor er ihn erreichte, wuchtete er sich vom Boden ab, hechtete durch die Luft und bekam die Ladeklappe zu packen. Er hämmerte förmlich dagegen, mußte nachfassen, umklammerte die Plane, und dann erschien die Wiedergängerin, um ihm auf den Wagen zu helfen. Sie drohte uns. Als letztes sahen wir ihr Gesicht, dann fiel die Plane zu, und der Wagen rollte davon. Vampiro-del-mar hatte es wieder einmal geschafft! Suko stand neben mir. Er streckte den Arm aus. Ich erfaßte seine Hand und ließ mich von ihm hochziehen. Um uns war der Teufel los. Erst jetzt kamen wir dazu, die Umgebung wahrzunehmen. Wir hörten das Heulen der Polizeisirenen, mehrere Wagen fuhren an, und in all dem Trubel fiel mir ein roter Renault R4 auf, der auf eine halsbrecherische Art und Weise gewendet hatte, um die Verfolgung des Lastwagens aufzunehmen. Jedenfalls fuhr der Wagen die gleiche Strecke. Suko und ich waren im Nu umringt. Fragen stürmten auf uns ein. Jemand hatte sich unseres Gepäcks angenommen, und zwei Männer in Zivil hasteten herbei. Ihre glatten Gesichter sprachen Bände. So sehen meist Geheimdienstleute aus. Dann wurden wir abgeführt. Wie Schwerverbrecher nahm man uns in die Mitte und brachte uns an den staunenden Gaffern vorbei zurück zum Flughafen. Vergeblich versuchte ich, mich verständlich zu machen. Ich wollte, daß man den Wagen verfolgte. Die Männer hörten nicht. Unsanft faßten sie uns an, stießen uns vor, und ihre Gesichter blieben dabei steinern. In einer Zelle landeten wir, wurden auf eine harte Pritsche geschoben, und zwei Uniformierte hielten ihre Maschinenpistolen in den Händen. Die Mündungen wiesen auf uns. Mich beunruhigte so etwas immer. Über meine Schultern lief ein Frösteln. Wir wurden durchsucht. Alles nahm man uns weg. Sogar den Hosengürtel, so daß wir uns wie tragisch-komische Witzfiguren fühlten. Erst einmal wurden sämtliche Papiere und persönliche Gegenstände auf

einem Tisch ausgebreitet, neben dem Einsatzkoffer und dem schmalen Kasten, in dem Desteros Schwert lag. Die Gepäckstücke hatten sie noch nicht geöffnet. Sie beschäftigten sich zu allererst mit unseren Personalien.

Ein grauhaariger Mann, der etwa zehn Jahre älter war als ich, fungierte hier als Leiter. Er hatte das Gesicht einer Bulldogge, trug einen zu engen, braunen Anzug und hielt meinen Ausweis in der Hand. Nicht nur den, auch das Sonderpapier, das vom englischen Innenminister ausgestellt war. Hoffentlich verstand der Mann soviel von unserer Sprache.

Ich hockte neben Suko auf der Bank, hatte meine Hände flach auf die Oberschenkel gelegt und schaute zu dem Beamten hoch. Der blätterte in den Papieren, verglich beide Ausweise miteinander, und seine Augenbrauen, sie wirkten wie kleine, ergraute Holzbalken, schoben sich langsam in die Höhe, wobei seine Stirn das Muster eines Waschbretts annahm.

Er sagte noch immer nichts, sondern warf mir nur einen scharfen Blick zu.

Dann legte er die Papiere zusammen und nahm sich Sukos Ausweis vor. Der Chinese war zwar nicht beim Yard angestellt, aber es liefen Verhandlungen, daß wir ihn übernahmen. Allmählich wurde es auch Zeit damit. Schließlich konnte der Chinese den Conollys nicht immer auf der Tasche liegen. Gesagt hatte ich meinem Freund allerdings nichts davon. Für Suko sollte es eine Überraschung werden.

Der Ausweis des Chinesen landete dort, wo auch meine Papiere lagen. Dann nickte der Grauhaarige und schickte plötzlich sämtliche Männer nach draußen. Auch die Bewacher.

Die Leute schauten erst dumm aus der Wäsche, fügten sich jedoch und verschwanden.

Der Mann kam auf uns zu. Mir reichte er zuerst die Hand. »Ich heiße Paul Meurisse«, erklärte er, »und möchte mich bei Ihnen entschuldigen. Ich wußte nicht, daß ich zwei Kollegen vor mir habe. Zudem kenne ich ihren Namen, Monsieur Sinclair, obwohl ich nicht direkt etwas mit der Polizei zu tun habe.«

»Geheimdienst?«

Er nickte. Dann begrüßte er Suko. Er gab uns alles zurück.

Während wir die Gürtel in die Schlaufen schoben, berichtete ich. Meurisse hörte aufmerksam zu, kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Er wußte genau Bescheid, und er stellte auch nichts in Abrede, wie wir vielleicht hätten erwarten können.

»Haben Sie eine Fahndung eingeleitet?« erkundigte ich mich. Da mußte Meurisse passen.

»Dann sind sie Ihnen also entwischt.«

»Wir hielten uns an Sie«, erwiderte der Grauhaarige knapp, »aber ich werde es noch in die Wege leiten. Kann ich eine Beschreibung haben, Messieurs?«

Ich gab sie ihm und er ging.

Suko schaute mich an. »Was hältst du denn von der ganzen Sache?« fragte er mich.

Ich hob die Schultern. »Dr. Tod und seine Mordliga haben in Paris irgend etwas vor. Allerdings weiß ich nicht, was. Man müßte den Weg der Särge zurückverfolgen.«

»Darum kann sich Meurisse kümmern.«

»Genau.«

Wir sagten es dem Abwehrmann auch, und der erwachte zu einer fieberhaften Aktivität. Es dauerte nur Minuten, dann wurde ein Mann hereingeführt, der sich als La Salle vorstellte. Den Vornamen habe ich vergessen. Die von Suko überwältigten Männer waren noch nicht vernehmungsfähig.

»Sie sind der Pilot, der die vier Särge geflogen hat?«

»Ja.«

»Dann berichten Sie mal.«

Wir erfuhren, daß La Salle von einer schwarzhaarigen Frau den Auftrag erhalten hatte. Sie versicherte ihm, daß nichts Schlimmes daran war, kein Rauschgift und so.

»Sind Sie nicht mißtrauisch geworden, daß es gleich vier Särge auf einmal waren?« fragte ich dazwischen.

Er schob seine Mütze in den Nacken. »Das schon, Monsieur. Ich habe auch ein paarmal nachgefragt, aber die Frau sagte mir, daß alles in Ordnung wäre.«

»Wie hieß sie?« wollte Meurisse wissen.

»Scott.«

»Sie hat nicht einmal ihren Namen geändert«, bemerkte ich.

Der Geheimdienstmann warf mir einen schnellen Blick zu.

»Dann kennen Sie die Frau?«

»Ja, aber später mehr.«

Meurisse verstand und wandte sich wieder an den Piloten.

»Erzählen Sie mal weiter.«

»Nun, da gibt es nicht viel zu sagen, Monsieur. Ehrlich nicht. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, außerdem ist ja die Fracht noch vom Zoll kontrolliert worden.«

»Der Zöllner ist schwer verletzt. Ich hoffe, daß er durchkommt«, erwiderte Meurisse.

»Das tut mir leid.«

»Sonst wissen Sie nichts?«

»Nein.«

»Hat Ihnen die Frau gesagt, was sie hier in Paris vorhatte?« schaltete ich mich ein.

La Salle lachte auf. »Die und etwas gesagt? Himmel, ich kenne verdammt viele Frauen, bin in der Welt auch herumgekommen, aber so etwas ist mir noch nie begegnet. Wie ein Eisblock, ehrlich, da hatte man Angst, sie anzusprechen.«

Ich konnte mir gut vorstellen, wie es La Salle zumute gewesen sein mußte. Ja, Lady X war ein Eisblock, wenn man das mal so sagen durfte. Sie war äußerst gefährlich, ein regelrechtes Biest, eine Frau, die keine Gefühle kannte.

»Kann ich gehen?« fragte La Salle.

Meurisse nickte. »Ihre Personalien haben wir ja.«

La Salle verschwand. Der Grauhaarige schaute uns an. Ein paar Schweigeminuten vergingen. Dann fragte Meurisse: »Können Sie sich vorstellen, was diese Frau hier gesucht hat?«

»Nein. Aber setzen Sie Ihre Einheiten in Alarmbereitschaft.

Wenn LadyX loslegt, geht sie über Leichen, das sollten Sie wissen, Monsieur.«

»Ja, danke. Wo wohnen Sie?«

»Hotel Dieu.«

»Vornehmer Laden.«

»Wir sind eingeladen worden.«

»Ach, dann sind Sie nicht dienstlich hier?« wunderte sich der Agent.

»Nein. Unsere Frauen sind hier nach Paris kommen, um eine Modenschau zu besuchen.«

»Ja, die ist hier zur Zeit Thema Nummer eins. Vier geheimnisvolle Mannequins, die niemand kennt, tragen und stellen die neue Kollektion vor.«

»Von welchem Modeschöpfer?«

»Das sind mehrere. Sie haben sich zusammengetan und wollen neue Märkte erobern. Fragen Sie mich nur nicht mehr, ich bin da nicht genau informiert. Modenschauen haben mich noch nie interessiert, die Mode übrigens auch nicht.«

Das konnte ich mir bei ihm vorstellen.

»Seltsam ist es doch«, meinte Suko und stützte seinen angewinkelten Arm auf das Knie.

»Was ist seltsam?« fragte ich.

»Vier Mannequins und vier Särge.«

Paul Meurisse lachte. »Sie sind gut, wirklich. Sehen Sie da etwa einen Zusammenhang?«

»Möglich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, das glaube ich einfach nicht.«

Der Chinese hob nur die Schultern.

Wir aber wollten gehen. Im Hotel mußten wir uns umziehen.

Die Frauen warteten sicherlich schon auf uns.

»Soll ich Sie hinbringen lassen?« bot sich Meurisse an.

»Danke, wir nehmen ein Taxi.«

»Wie Sie wünschen. Auf jeden Fall hören wir noch voneinander, wie ich annehme?«

»Ganz sicher.«

Dann gingen wir.

Jacques Deverell hatte es tatsächlich geschafft und den Wagen nicht aus den Augen verloren. Jetzt war er froh, den kleinen R4 zu fahren, denn er fiel überhaupt nicht auf. Mit ihm wand er sich in jede Lücke, und er klebte dem anderen förmlich an den Hinterreifen.

Die Fahrt ging quer durch Paris. Mitten hinein in die Staus, in

das Chaos aus Fahrzeugen. Als Fahrtziel kristallisierte sich nach einiger Zeit die östliche Richtung heraus, und dann erreichten sie schon die ersten Vororte, wo die meisten Menschen lebten. Eingepfercht in gewaltige Betonhochhäuser, denn die Mieten in der City von Paris waren nicht mehr zu bezahlen.

Zum Glück hatte Jacques am Morgen getankt, und so kam er bis St. Mande, wo das Ziel des Lastwagens lag.

Hier endeten auch die Metro-Stationen, die die Vororte mit der Innenstadt verbanden. Die Umgebung wirkte bereits sehr ländlich. Auf einer gepflasterten Straße rollten sie voran, und Deverell hatte sich weiter zurückfallen lassen.

Bäume rechts und links, hin und wieder ein paar Häuser, dann bog der Lastwagen rechts ab. Er fuhr in einen Wald hinein.

Deverell blieb dran. Schon bald sah er, daß der Wald ein Park war und der Wagen auf ein flaches Haus zufuhr, das Ähnlichkeit mit einem Reitstall aufwies.

Deverell fuhr den Wagen dicht an den Wegrand, stieg aus und ging zu Fuß.

Er kam auf das Grundstück, den Lastwagen sah er nicht mehr, wahrscheinlich parkte er hinter dem Haus, und in Deckung eines hohen Busches blieb er hocken.

Das war gut so, denn bereits nach wenigen Minuten sah er die Fahrerin. Sie kam hinter dem Haus hervor und lief mit schnellen Schritten die breite Eingangstreppe hoch.

Der Reporter, ein Frauenkenner, verspürte ein leichtes Herzklopfen. So etwas passierte bei ihm nur sehr selten, doch dieses Weib da war schon eine Wucht.

Mit zahlreichen Girls hatte Deverell die Betten geteilt, aber die Kleine gehörte zur absoluten Spitzenklasse, ein Girl, wie man es kaum zweimal sah.

Nur zu den Mannequins gehörte sie nicht, und Deverell fragte sich, in welcher Verbindung sie zu den vieren stand. Eine Idee kam ihm plötzlich. Hatte sie vielleicht die Stelle der Brenda Jones eingenommen? Wenn ja, dann kannte sie unter Umständen auch den oder die Männer, die Brenda ermordet hatten.

Wenn er daran dachte, begann sein Herz zu jagen. Aber er war Reporter, und er stand ganz oben. Jacques wäre nicht so weit hoch-

gekommen, wenn er keinen Mut, keine Entschlossenheit oder Bereitschaft zum Risiko gehabt hätte.

Das zeichnete ihn eben aus. Auch hier wollte er es probieren. Nicht heimlich das Haus betreten, sondern offen und vor allen Dingen überhaupt nicht schüchtern.

Er löste sich aus seiner Deckung, schleuderte den Lederriemen der Kamera über die Schulter und marschierte auf die breite Treppe zu, über die er den Eingang erreichte.

An der Tür blieb er stehen. Eichenholz, sehr wuchtig und auch sehr alt. Deverell verstand etwas von Antiquitäten. So eine Tür hätte er sich auch angeschafft, wenn er ein Haus gehabt hätte. Deverell entdeckte einen Klopfer und eine Klingel. Er entschied sich für das Moderne. Sofort hörte er die Glocke.

Sie schwang angenehm weich durch das Haus. Ein Ton, der Deverell gefiel.

Noch mehr gefiel ihm die Frau, die öffnete. Zum erstenmal sah er sie von Nahem, und sie war wirklich ein Rasseweib, da hatte ihn der erste Eindruck nicht getäuscht.

Schwarzhaarig, tolle Figur, ein Gesicht, das auf die Titelseite des besten Modemagazins gepaßt hätte.

»Sie wünschen?« fragte sie.

Jacques Deverell senkte den Blick ein wenig. Er schaute auf ihren Busen, der von keinem BH gehalten wurde. Sie hatte ihre Lederjacke ausgezogen. Die dunkelrote Bluse saß sehr eng.

»Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten. Mein Name ist übrigens Jacques Deverell.«

»Reporter, wie?«

»Journalist, aber seriös«, erwiderte er und setzte dabei sein bestes Lächeln auf, was bisher noch die meisten Frauen schwach gemacht hatte.

Nur eben Lady X nicht. Sie überlegte einen Augenblick. Deverell ahnte nicht, welche Gedanken sich hinter ihrer Stirn bewegten, dann nickte sie und sagte: »Kommen Sie doch herein. Zwischen Tür und Angel redet es sich schlecht.«

»Das meine ich auch, Mademoiselle.«

Sie gab den Weg frei. »Ich heiße übrigens Pamela Scott.«

»Engländerin?«

»Sagen wir Weltbürgerin.«

»Sehr modern.«

LadyX schloß die Tür. »Sicher, mein Lieber.«

Durch das Fenster neben der Tür fiel ein Streifen Sonnenlicht und berührte das Gesicht der Frau. Deverell konnte es deutlich sehen. Sehr deutlich sogar. Und plötzlich hatte er das Gefühl, die Frau zu kennen. Von irgendwoher. Von einem Bild in der Zeitung, aber er wußte momentan nicht, von welcher.

»Ist was?« fragte LadyX.

»Wieso?«

»Sie sehen mich so seltsam an.«

»Sie sind eine schöne Frau.«

»Vielleicht, aber Sie mustern mich aus einem anderen Grund so genau, mein Lieber.«

»Können Sie meine Gedanken lesen?«

»Vielleicht.«

»Okay, dann will ich es Ihnen sagen. Ich habe Sie irgendwo schon einmal gesehen. Leider weiß ich nicht genau, ob auf einem Titelbild oder in einer Zeitung, auf jeden Fall kommt mir Ihr Gesicht sehr bekannt vor.«

»Das ist möglich.«

»Die vier Mannequins sind doch hier, oder?« Deverell schoß die Frage plötzlich ab, weil er Pamela Scott damit überraschen wollte, und sie gab auch eine Antwort.

»Ja, sie sind hier.«

Das überraschte den Reporter. »Sie geben das so ohne weiteres zu?« fragte er.

»Warum nicht?«

»Sie wissen doch bestimmt selbst, welch ein Geheimnis und ein Theater um diese vier Mädchen gemacht wurde. Oder sollte Ihnen das unbekannt sein?«

»Nein, gewiß nicht.«

»Und Sie haben die Mädchen unter Ihre Fittiche genommen?«

»Genau.«

»Warum nicht Brenda Jones?« Der Reporter lauerte auf die Antwort, er war gespannt, ob und wie die Frau sich herausreden würde. Die Wahrheit sagte sie auf jeden Fall nicht, sondern:

»Leider ist Brenda Jones erkrankt. Es geschah in London. Ich habe ihre Vertretung übernommen, wie Sie sehen.«

Deverell ließ sich nicht anmerken, wie überrascht er war. Aber er folgerte genau richtig.

Dieses Weib, so schön es auch war, wußte etwas über den Mord an Brenda Jones.

Und Deverell war fest entschlossen, alles herauszufinden. Er wollte Hintermänner in Erfahrung bringen, denn er glaubte nicht daran, daß die Frau selbst Brenda umgebracht hatte.

»Sie sind gut«, sagte sie. »Sogar sehr gut.«

»Wieso?«

»Nun, keiner hätte es geschafft, das Versteck dieser vier Mädchen aufzuspüren, aber Sie haben es geschafft, und das finde ich gut.«

»Man tut, was man kann.«

Ihr Lächeln fiel etwas spöttisch aus. »Nur keine falsche Bescheidenheit, mein Bester, die steht Ihnen nicht.«

Der Reporter schaute sich um. Er war beeindruckt. Die Möbel, die in der Halle standen, hatten ein kleines Vermögen gekostet. Sie zeigten durchweg einen eleganten Barockstil, waren klein und hatten geschwungene Beine.

Im Gegensatz dazu standen die Lichtquellen. Moderne Lampen. Schirme aus weißem Kunststoff, unter denen die gelben Birnen leuchteten. Der Boden war gefliest. Damit alles nicht zu alt wirkte, hatte man über die Fliesen Teppiche gelegt. Ebenfalls kostbare Stücke. Orient, schätzte der Reporter, und ein chinesischer Teppich hing an der Wand. Die Seide schimmerte im Licht.

Der Reporter sah einen Treppenaufgang und vier Türen, die von der großen Diele abzweigten.

LadyX lächelte. »Sie suchen die vier Damen, nicht wahr?«

»Sehr richtig.«

»Sie sind hier, wie Sie sicherlich herausgefunden haben.« Die Scott warf mit Schwung ihr langes Haar zurück und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

Die Frau schritt voran. Für wenige Sekunden hatte der Reporter Gelegenheit, den Schwung ihrer Hüften zu bewundern. Dann mußte er sich um seine Kamera kümmern. Er ließ sie von der Schulter rutschen und klappte die Hülle auf.

Ein Objektiv glänzte. Ein Tele brauchte er nicht, aber er mußte den Miniblinker einschalten.

LadyX war an der Tür stehengeblieben. Sie drehte sich noch einmal um, dann öffnete sie.

Ruckartig stieß sie die Tür auf. »Da sind die vier«, sagte sie und machte eine einladende Handbewegung.

Jacques Deverell schritt vor. Seine Augen wurden groß.

Ja, er sah die vier Mädchen, aber auch die vier Särge, in denen sie saßen ...

Im ersten Moment glaubte er an eine Täuschung. Er schloß die Augen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb.

Vier Mädchen - vier Särge!

Violetta Valeri, schwarzhaarig und lächelnd.

Corinna Camacho, das Girl mit der roten Mähne, etwas hoch-näsiger schauend.

Angie Hall, verspielt, mit dunklen Augen.

Karin Bergmann, ein Wesen, das irgendwie Kälte abstrahlte.

Die vier schauten den Reporter an. Sie standen jetzt neben ihren Särgen und sagten keinen Ton. Das Mustern geschah schweigend und irgendwie lauernd, wie Deverell empfand.

Ja, so war es ...

Durch die Nase zog er die Luft ein. Er schluckte und wollte sich umwenden. Diese Scott mußte ihm eine Erklärung geben, da steckte etwas dahinter ...

Er hatte bereits den Mund geöffnet, um die Frage zu stellen, als ihn der unerwartete Schlag in den Rücken traf. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen.

Der Stoß schleuderte ihn nach vorn, über die Schwelle weg und hinein in den Raum.

Dort verlor er das Gleichgewicht und prallte zu Boden.

Er hörte das Lachen der Scott. »Da, er will euch interviewen, Mädchen. Gebt ihm ein Interview, packt ihn, er gehört euch!«

Noch einmal lachte sie und hämmerte dann die Tür wuchtig zu.

Der Fahrer stoppte vor einem Hotel, das am Ufer der Seine lag, wo sich der Fluß teilt und zwei Inseln umschließt.

In London habe ich mich schon oft über den Verkehr geärgert, in Paris war es noch schlimmer. Was hier an Fahrzeugen, Autos und Menschen wimmelte, war schon mit dem Wort phänomenal zu bezeichnen. Wirklich, Freunde, das war das reine Chaos. Am gegenüberliegenden Ufer sahen wir die gewaltigen Bauten der Universität, moderne Kästen, direkt am Jardin des Plantes gelegen.

Wir wurden empfangen wie die Könige, und man störte sich auch nicht daran, daß wir verschmutzte Kleidung trugen. Darüber sah man hinweg. Teppiche in der Halle, Lüster, schwere Sessel, feinstes Holz an der Decke, eine Rezeption, die sehr modern war und mich an das Cockpit eines Düsenjets erinnerte.

Auch Suko fühlte sich in dem Kasten nicht wohl, das sah ich seinem Gesicht an. Zudem trugen wir unser Gepäck noch selbst, die anderen Gäste ließen es tragen.

Wir steuerten die Rezeption an. Ein Mann im schwarzen Anzug schaute uns fragend an.

»Sie wünschen?«

»Es sind für uns Zimmer reserviert worden. Eine Mrs. Sheila Conolly hat bei Ihnen ...«

Jetzt ging die Sonne auf seinem etwas blasiert wirkendem Gesicht auf. »Natürlich, Messieurs, es ist alles vorbereitet. Man erwartet Sie in der Bar.«

»Danke sehr.«

Ein Page eilte herbei und wollte uns nach oben begleiten. Ich winkte jedoch ab. »Wir gehen zuerst in die Bar.«

»Sehr wohl.«

Und da sahen wir sie. Die drei saßen in bequemen Polstersesseln, tranken Champagner und bemerkten uns erst nicht. Wir wurden durch einen Flügel verdeckt, der etwas erhöht stand. Am Klavier saß ein Mann und spielte leichte Barmusik.

Erst als wir fast hinter dem Sessel standen, sprang jemand auf. Jane Collins. »John!« rief sie fast jubilierend und lachte, wobei sie sich in meine Arme warf. »Wir dachten schon, ihr würdet überhaupt nicht mehr kommen.«

Auch die beiden anderen erhoben sich. Shao begrüßte ihren Suko stürmisch. Nur Sheila stand etwas verloren daneben. Bill war ja in London geblieben und gab auf den kleinen Johnny acht. Ich nahm Sheila gleich mit in die Arme, dann setzten wir uns, und Jane bestellte sofort eine neue Flasche Champagner.

»Dir trinkt doch einen mit, oder?«

»Und mein Sodbrennen?« fragte ich.

»Macht nichts. Ich habe Natron.«

Da hatte ich aber das edle Gesöff beleidigt. Ich war auch kein Freund von Champagner. Wein trank ich lieber, vor allen Dingen aber Bier, das löschte wenigstens den Durst.

Doch hier mußte man, um nicht aufzufallen, wohl das Zeug in sich hineinkippen.

Wir prosteten uns zu, nachdem ein Ober die Gläser gefüllt hatte.

»Auf eine glückliche Heimkehr«, sagte Sheila. Sie schaute zu, wie sich Shao an ihren Freund Suko drängte.

Man konnte den Champagner trinken. Er war nicht zu trocken und auch nicht zu süß, genau das richtige Mittelmaß für mich.

Als die Gläser standen, sagte Sheila: »Ihr habt euch verspätet.«

Ich nickte. »Nicht ohne Grund.«

Erschrecken stahl sich in ihre Augen. »Ist etwas passiert?«

»So kann man es sagen.«

»Und?«

Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Decke. Dann berichtete ich. Meine Worte klangen nicht lustig, und die Stimmung war sofort dahin.

Als ich mit meinem Bericht zu Ende war, schwiegen wir.

Niemand wollte so recht das Wort ergreifen. Sheila schaute zu Boden und biß sich auf die Lippe, während Shao ihre Hand auf Sukos Arm gelegt hatte.

Schließlich übernahm Jane Collins das Wort. »Wir müssen also damit rechnen, daß Dr. Tod oder einer seiner Vasallen hier in Paris etwas vorhat.«

Ich nickte.

»Nur was?«

Bevor Jane weitersprechen konnte, hob ich die linke Hand.

»Suko hat da eine Vermutung geäußert, die beim ersten Hinhören

abenteuerlich klingt, aber ich habe darüber nachgedacht und muß sagen, daß es unter Umständen einen Zusammenhang geben kann zwischen den Mannequins und der Mordliga.«

»Wie das?« fragte Sheila. »Mannequins, Mordliga, Modenschau, meine Güte, wir werden doch nicht etwa ...«

»Laß Suko seine Vermutung berichten.«

Das tat der Chinese auch, und am Tisch wurden wir sehr schweigsam.

»Sollten wir nicht hingehen?« fragte Shao nach einer Weile.

»Wenn es zu gefährlich ist, dann ...«

»Natürlich gehen wir hin«, erwiderte ich. »Und zwar gerade jetzt. Ihr habt doch Karten für uns - oder?«

»Selbstverständlich«, sagte Jane.

Sheila schlug völlig undamenhaft mit der flachen Hand auf den Tisch. »Was wir auch anpacken«, beschwerte sie sich, »immer wieder kommt uns etwas in die Quere. Es ist zum Heulen.«

Ich hatte einen Vorschlag. »Am besten ist es, wenn ihr nicht mitgeht. Sollte tatsächlich ...«

»Sollte, John, du sagst es«, unterbrach mich Jane Collins. »Es ist nicht bestimmt, nur eine Spekulation.«

»Ihr wollt also hingehen?« fragte ich.

Die drei Frauen schauten sich an. »Was dachtest du denn, John? Wir kommen mit.« Jane Collins antwortete für alle.

Da war ich überstimmt, beugte mich vor und trank mein Glas leer. Vielleicht hatte Suko auch unrecht, aber ein ungutes Gefühl blieb doch zurück ...

Die Kamera hielt Deverell noch in der Hand. Sie knallte wuchtig gegen das Unterteil eines Sargs und hatte wahrscheinlich ihren Geist aufgegeben. Das jedoch spielte im Augenblick keine Rolle. Jacques Deverell hatte sehr wohl die Worte vernommen, und er wußte jetzt, daß es um sein Leben ging.

Mit der Leiche hatte es angefangen. Jemand hatte Brenda Jones brutal ermordet, und Deverell ahnte auch, auf wessen Konto das ging. Er hatte allerdings keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, denn die vier Mannequins wollten ihn töten.

Noch lag er auf dem Boden. Ein Sarg hatte ihn gestoppt, dann drehte er sich herum, zog die Beine an und sprang auf die Füße. Vier standen gegen ihn. Draußen lauerte nur eine. Und mit der Scott würde er schon fertig werden.

Der Weg zur Tür war frei, das erkannte der Reporter mit einem kurzen Blick. Er stürmte los, ließ seine Kamera im Stich, dachte nur an sein Leben, erreichte die Tür, wuchtete die Klinke nach unten und mußte feststellen, daß abgeschlossen war.

Angst, Erschrecken und auch Wut ließen sein Gesicht zu einer Grimasse werden. Es hatte keinen Sinn, an der Tür stehen zu bleiben. Er durfte den vier Mannequins nicht den Rücken zuwenden, sie hätten ihn zu leicht überraschen und töten können.

Jacques Deverell kreiselte herum.

Erst jetzt, als sein Blick voller Panik durch das Zimmer flog, fiel ihm auf, daß der Raum keine Fenster hatte. Diese verdammte Scott hatte genau gewußt, in welcher Falle sie ihn da lockte.

Und er war hineingetappt!

Vier Gegnerinnen.

Deverell holte tief Luft. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er dachte an frühere Zeiten, als er noch Sport getrieben hatte. Da war es nicht so leicht gewesen, ihn auf die Matte zu werfen, denn er hatte zu den Spitzensportlern auf der Uni gehört. Er hatte in der Fußballmannschaft mitgespielt, Judo hatte er auch trainiert, und auch beim Boxen war er nicht der schlechteste gewesen. Zum Teufel noch mal, er mußte diese vier Weiber doch schaffen, schließlich war er kein Schwächling.

Fenster existierten in diesem Raum zwar nicht, dafür gab es einen steinernen Kamin. Dicht neben ihm hing an der Wand ein schwerer Schürhaken aus Eisen.

Mit dem würde er den Girls schon Respekt beibringen.

Jacques Deverell ging von der Tür weg. Er bewegte sich dabei nach rechts, denn so gelangte er in die Nähe dieser gefährlichen Waffe, und er wunderte sich, daß ihn niemand daran hinderte. Die Mädchen blieben auch stehen, sie drehten sich nur mit, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Ihn wunderte es, daß sie alle gleich angezogen waren. Sie trugen helle Kleider, die bis auf die Fußknöchel reichten.

Wie Totenhemden, dachte er, und wenn er in die bleichen Gesichter schaute, dann glaubte er, es nicht mit lebenden Menschen, sondern mit Toten zu tun zu haben.

Konnte das sein?

Jacques Deverell blieb stehen, streckte seinen Arm aus und umklammerte den eisernen Schürhaken.

Hart schlossen sich seine Finger um die Griffstange. Die Berührung des kalten Metalls schoß wie ein Stromstoß durch seinen Körper und gab ihm irgendwie das Gefühl der Sicherheit. »Kommt nur«, flüsterte er. »Kommt her, ihr kleinen Bestien, ich werde euch schon geben, was euch zusteht.« Er lachte hart, und seine Blicke gingen dabei auf Wanderschaft.

An Violetta Valeri blieben sie hängen. Das schwarzhaarige Mannequin hatte die Lippen zu einem Lächeln verzogen.

Normalerweise hätte sich der Reporter davon angezogen gefühlt, doch jetzt sah er zum erstenmal die Zähne des Girls.

Sie waren lang und spitz, nicht normal. Es waren die Zähne eines Vampirs.

Jacques Deverell kicherte. Es hörte sich irr an. Er schüttelte den Kopf, und seine Augen zeigten plötzlich einen seltsamen Glanz. Natürlich hatte er schon von Vampiren gehört oder gelesen. Für ihn existierten diese Geschöpfe jedoch nur in Romanen, doch als er Violetta anschaute, da glaubte er, seinen Augen nicht trauen zu können.

Sie trug kein Gebiß, wie man es in einem Scherzartikel-Laden kaufen konnte, diese Zähne waren echt.

Es sollte noch schlimmer kommen.

Corinna Camacho, die neben Violetta stand, begann sich ebenfalls zu verwandeln. Der Reporter schaute mit großen Augen zu, wie sich ihre Haut veränderte. Sie nahm eine dunkle Tönung an, gleichzeitig sprossen Haare. Dunkle Haare, obwohl sie selbst eine rotblonde Frisur hatte. Innerhalb von Sekunden wuchsen sie und verdichteten sich zu einem Pelz, wie ihn Deverell von den Wölfen Sibiriens her kannte, als er über das Land dort eine Reportage geschrieben hatte.

Auch das Gesicht veränderte sich. Der Mund verformte sich zu einer Schnauze, die Zahnreihen wurden kräftiger, ein regelrechtes

Fanggebiß entstand, und statt der Arme hatte das Mädchen plötzlich Pfoten mit Krallen.

Es war ein Anblick, der den abgebrühten Reporter bis ins Mark erschütterte.

Auf einmal begriff er, weshalb man die Mädchen von der Öffentlichkeit ferngehalten hatte. Sie waren Monster, keine Menschen mehr, sondern schlimmer als Tiere.

Blieben noch Angie Hall und Karin Bergmann.

Angie verwandelte sich nicht weiter. Ihre Augen wurden nur leicht verdreht, der Blick nahm eine Starre an, wie Deverell sie noch nie gesehen hatte.

Höchstens bei Toten und dann auch noch irgendwie anders.

Und da war Karin Bergmann.

Mit ihr geschah etwas, das Deverell auch nicht verstand. Sie trug zwar noch das lange helle Kleid, aber ihr Körper quoll auf. Zuerst zuckte das Gesicht, aus den Poren der Haut quollen dicke Tropfen, die zu Schleim wurden, am Gesicht entlangrannen, sich vereinigten, kleben blieben und das Gesicht mit einer dicken Glasur überzogen.

Über den gesamten Körper pflanzte sich diese Verwandlung fort, aus festem Fleisch wurde ein schleimiges, widerliches Gebilde, das hin- und herschwappte, wabbelte, sich bewegte, tropfte, lief, wieder aufeinandertraf und sich somit vereinigte.

Schaurig war die ehemalige Karin Bergmann anzusehen. Der Mund war zu einem Rachen geworden, zu einer klaffenden Höhle, aus der seltsame Schmatzlaute drangen.

Jacques Deverell hatte noch nie etwas von Ghouls gehört. Doch in diesem Raum stand ihm ein weiblicher Ghoul gegenüber.

Ein Schleimmonster, das sich von den Toten ernährte und somit seine Existenz garantierte.

Der Reporter schüttelte den Kopf. Er konnte es einfach nicht fassen, und plötzlich kam ihm der Schürhaken in seiner Hand direkt lächerlich vor.

Konnte er wirklich damit etwas anfangen?

»Was, zum Henker, wollt ihr?«

Krächzend drangen die Worte über seine Lippen.

Die Antwort gab Violetta Valeri. »Dich töten!«

»Warum?«

Da lachten alle vier. »Du hast unser Geheimnis gelüftet. Du warst zu neugierig. Zudem haben wir in dir einen Feind der Mordliga erkannt. Und Feinde müssen sterben!«

Was sagte die Valeri da? Mordliga? Er ein Feind der Mordliga? Deverell verstand nicht. Für einen Moment kehrte seine alte Sicherheit zurück. »Tut mir leid, aber ich habe nie etwas von einer Mordliga gehört. Wirklich nicht.«

»Das kannst du uns nicht erzählen.«

»Doch, verdammt, ich wollte euch nur interviewen. Versteht mich denn keine?«

»Nein!« Nach diesem Wort schaute die Vampirin ihre Horror-Schwestern an.

Die nickten sich zu.

Das war das Zeichen.

Gemeinsam setzten sie sich in Bewegung, aber sie trennten sich, so daß sie den Reporter in die Zange nehmen konnten.

Jacques Deverell schaute sich hastig um. Fieberhaft suchte er nach einem Ausweg. Er krallte die linke Hand um den Griff des Schürhakens, saugte tief die Luft ein und verengte die Augen zu schmalen Sichel. Sie sollten nur kommen, ja, er würde ihnen den entsprechenden Empfang bereiten.

Wer war die erste?

Corinna Camacho, die Werwölfin. Geschmeidig sprang sie über einen Sarg, um in die Nähe des Reporters zu gelangen. Damit hatte Deverell gerechnet. Die Eisenstange hielt er schlagbereit, und Corinna Camacho sprang genau in den Hieb.

Es klatschte, als der Schürhaken quer über ihr Gesicht gezogen wurde. Corinna geriet aus der Richtung. Sie schlug noch mit den Pfoten um sich, treffen konnte sie den Reporter allerdings nicht mehr. Schwer krachte sie in einen offenen Sarg.

Von seinem ersten Erfolg angestachelt, nahm sich Jacques Deverell den nächsten Gegner vor.

Es war dieses widerliche Schleimmonster, das auf den Namen Karin Bergmann hörte.

Wie einen Speer hielt der Reporter den Schürhaken in der Hand und rammte ihn dann vor. Die gekrümmte Spitze drang tief in den

Leib des weiblichen Ghouls. Der Kleiderstoff zerriß, Jacques sah sogar die Adern schimmern, doch einen durchschlagenden Erfolg erzielte er mit seiner Attacke nicht.

Er konnte Karin nicht töten, obwohl der Schürhaken bis zur Hälfte in deren Körper steckte. Sie lachte nur, und eine widerliche Wolke strömte dem Reporter entgegen.

So rochen alte Leichen ...

Dann fuhren die halb erhobenen Hände des weiblichen Ghouls nach unten und klatschten auf die Stange, hielten dabei eisern fest und rissen sie dem Reporter aus den Händen.

Deverell war überrascht. Diese Kraft hätte er dem Wesen niemals zugetraut, doch nun stand er waffenlos da und mußte sich mit bloßen Händen verteidigen, wobei er zuschaute, wie sich das Wesen vor ihm den Schürhaken aus dem Körper zog. Schleim rann über das Eisen und tropfte zu Boden, wo er sich zu einer Lache sammelte.

Deverell schluckte. Das konnte es nicht geben, das war unmöglich! Wie konnte es sein, daß dieses Wesen nicht starb? Es mußte doch tot sein, es mußte ...

Wirre Gedanken durchströmten den Kopf des Reporters. Er drehte fast durch, er begriff nichts, suchte nach einer Erklärung und fand sie nicht.

Dann erwischte ihn der Hieb.

Violetta Valeri hatte sich, von ihm unbemerkt, in seinen Rücken geschlichen und mit der Handkante zugeschlagen. Es war ein Volltreffer.

Der Reporter fühlte, wie seine Reflexe erlahmten. Er konnte sich kaum noch bewegen, dann - von einem Augenblick zum anderen - gaben seine Knie nach, und steif wie ein Brett fiel er zu Boden. Violetta Valeri stand hinter ihm. Die Hand noch gekrümmt. In ihren Augen leuchtete die Gier. Sie wollte den Mann, sie wollte sein Blut.

Auch die anderen rechneten sich ihre Chance aus. Corinna Camacho kletterte aus dem Sarg. Sie knurrte, schüttelte ihren Raubtierkopf, und die Augen nahmen ein gelbliches Leuchten an. »Tötet ihn endlich!« keuchte Karin Bergmann. »Tötet ihn, bringt ihn um! Damit ich ...«

Angie Hall schlug ihr ins Gesicht. »Halte du deinen Mund, wir bestimmen, was geschieht!«

Der Meinung waren die anderen auch. Karin Bergmann konnte keine so recht leiden.

Violetta Valeri bückte sich. Der Reporter lag auf dem Bauch, Arme und Beine gespreizt, so daß er in seiner Haltung an einen großen Käfer erinnerte.

Sie packte ihn unter den Achseln und hievte ihn herum, als wäre er ein Leichtgewicht. Jetzt war zu merken, welche Kräfte die un-
toten Weiber besaßen.

Violetta sah den Hals.

Weiß schimmerte die Haut. Darunter sahen sie die Adern, durch die das Blut floß.

Das war etwas für Violetta. An ihre drei Freundinnen dachte sie nicht mehr. Wild entschlossen, dem Mann das Blut auszusaugen, stürzte sie sich auf ihn.

Dabei schrie sie auf, hatte den Mund geöffnet, so daß die langen Eckzähne schillerten. Mit den Händen wollte sie sich an den Schultern des Mannes abstützen, doch gegen ihre Blutsaugerei hatte Corinna Camacho etwas.

Violetta befand sich noch mitten im Sprung, als sie die Pranke der Wölfin traf. Es war ein sehr harter Hieb. Er schleuderte die Untote herum und gleichzeitig weg von ihrem Opfer. Sie krachte auf einen Sarg und schlug dabei hart mit dem Rücken gegen die Kante.

Ein Mensch wäre vor Schmerz vergangen oder hätte geschrien, nicht so Violetta Valeri. Sie lebte ja nicht mehr.

Sie rollte sich herum und sprang auf. Haßverzerrt war ihr Gesicht, als sie die Werwölfin anschaute. »Er gehört mir!« schrie sie. »Er gehört mir, hast du verstanden, du widerliche Bestie!«

Die Wölfin lachte nur. Sie wußte es besser. Nie würde sie Violetta das Opfer überlassen.

Nie!

Während sich die beiden Bestien nicht einig werden konnten, erwachte Jacques Deverell. Der Schlag war zwar hart gewesen, aber nicht so hart, daß er den Reporter für lange Zeit ins Reich der Träume geschickt hätte.

Er sah sich auf dem Boden liegen, hörte das Schreien und Knurren und wußte zuerst nicht, was geschehen war.

Dann aber kehrte die Erinnerung zurück.

Und plötzlich reagierte er.

Ohne Rücksicht auf seinen schmerzenden Nacken zu nehmen, schoß er hoch und wollte wegrennen. Doch es wurde nur ein Taumeln. Dabei übersah er einen der Särge, stolperte und stürzte. Erst jetzt wurden die vier Mannequins aufmerksam.

»Da ist er!« schrie Angie Hall.

Jacques Deverell raffte sich auf und sah sich einer geschlossenen Front gegenüber. Vergessen war die Feindschaft, jetzt zählte nur der Mann.

Mörderaugen starrten ihn an.

Mannequins mit Mörderaugen, dachte er. Gleichzeitig spürte er die Schmerzen in seinem Kopf, aber auch den Willen, von hier zu fliehen.

Mit der Valeri und der Camacho schien irgend etwas geschehen zu sein, beide sahen nämlich zierlich zerrupft aus. Das war ihm allerdings egal, er suchte einen Fluchtweg.

Als plötzlich die Tür aufgestoßen wurde, da zuckte nicht nur er herum, sondern auch die vier Mannequins.

Sie sahen Lady X.

Die ehemalige Terroristin stand auf der Türschwelle. Ihre Maschinenpistole hielt sie lässig, den Kolben hatte sie gegen die Hüfte gestemmt. Die Lippen waren zu einem spöttischen Lächeln verzogen, in den Augen schimmerte die Kälte des Weltalls.

Nein, Gefühl hatte diese Frau nicht.

Aber sie war ein Mensch.

Und darauf baute Jacques Deverell. Er schaute sie an. Flehen lag in seinem Blick. Der eisenharte Reporter wurde von der Angst geschüttelt. »

»Bitte!« flüsterte er. »Bitte, retten Sie mich! Diese verdammten Bestien, die sind ...«

Spöttisch lachte LadyX auf. »Welchen Grund sollte ich haben, Sie zu retten? Sie wollten die Mädchen doch so gern sehen. Bitte, da stehen sie vor Ihnen.«

»Aber ich ...«

»Holt ihn euch endlich!« Pamela Scotts Gesicht verzerrte sich in rasender Wut.

Zu viert stürzten die Mannequins los. Jede wollte die erste sein. Niemand nahm jetzt noch Rücksicht. Wenn, dann wollten sie alle an das Opfer.

Mit einem raschen Sprung brachte sich Jacques Deverell in Sicherheit. Er prallte dabei gegen die Wand, und in seinem Hirn hatte sich ein verzweifelter Entschluß festgesetzt.

Gegen die Bestien war er chancenlos. Deshalb mußte er es bei der Frau versuchen. Sie trug zwar eine Maschinenpistole, aber wenn er es schaffte, die Scott anzuhechten und ihr die Waffe zu entreißen, dann konnte er unter Umständen fliehen.

Auch Lady X wurde überrascht, als sich Jacques Deverell gegen sie warf. Er riß seine Arme hoch, rammte den Kopf in ihren Magen und stieß sie zurück.

Doch er hatte nicht mit der Kaltblütigkeit dieser Frau gerechnet. Pamela Scott ließ ihre Waffe nicht fallen. Eisern hielt sie die MPI fest. Und sie drückte ab.

Aus kürzester Distanz traf sie den Mann in den Körper. Hastig trat die Frau zurück, denn Jacques Deverell wurde auf einmal steif. Zwar versuchte er noch, sich an Lady X festzuklammern, doch in seinen Fingern steckte bereits keine Kraft mehr. Sie rutschten am Oberkörper der Frau entlang.

Dann krachte er zu Boden.

Tot ...

Die Scott schüttelte den Kopf. »Wenn ihr nicht in der Lage seid, ihn euch zu holen, muß ich es tun!« Scharf schaute sie die vier Bestien an, die nebeneinander standen und keine Antwort gaben. »Die Generalprobe ist mißlungen«, fuhr Pamela Scott fort, »aber die Premiere wird klappen, das schwöre ich euch. Paris muß uns gehören!«

»Paris - Stadt der Mode, der Liebe, des Chansons, der ...« Jetzt fiel ihr kein Vergleich mehr ein, und Jane Collins wandte sich an mich. »Sag du doch auch mal etwas, John.«

»Mein Schlips kneift.«

»Ach, du Kulturbanause.«

»Möchte wissen, was Mode mit Kultur zu tun hat«, brummte ich. »Der ganze Rummel hier geht mir echt auf den Zeiger.« Jane stieß mich mit dem Ellbogen an. »Wie kannst du nur so reden? Mode und Kultur, das kann man überhaupt nicht voneinander trennen. Gäbe es die Mode nicht, wäre die Kultur in ihren Anfängen steckengeblieben. Dann würden wir heute wahrscheinlich noch unbekleidet herumlaufen wie Adam und Eva...« Ich grinste breit. »Wäre manchmal gar nicht so schlecht. Und du brauchtest dich auch nicht zu schämen, meine Liebe. Mit deiner Figur ...«

»Typisch Mann. Immer nur an das eine denken.«

»Schließlich bin ich in Paris.«

»Da gibt es auch noch etwas anderes als die Liebe, verstehst du nicht? Den Louvre, den Eiffelturm, Bois de Boulogne, die zahlreichen Museen, die Kirchen ...«

»Und den Verkehr ...«

»Welchen meinst du?« fragte Jane mißtrauisch.

»Den Autoverkehr natürlich. Also, du kannst sagen, was du willst, ich fühle mich hier wirklich unwohl. Das ist meine Meinung, und dabei bleibe ich auch. Basta.«

»Bitte, wie du willst.«

Suko und Shao standen neben uns. Der Chinese kniff ein Auge zu und nickte verständnisvoll, während sich Shao natürlich auf die Seite der Detektivin stellte, das war ihr deutlich anzusehen. Zudem hatte sie immer beifällig genickt, als Jane Collins redete. Wir befanden uns in einem sagenhaften Bauwerk. Im Centre Pompidou. Dieses neu errichtete Gebäude hätte schon in einen Zukunftsfilm gepaßt. Da gab es eigentlich nichts, was es nicht gab. Kunst und Geschäft unter einem Dach.

Museen, Ausstellungsräume, Hallen für Veranstaltungen wie diese Modenschau, Aufgänge, Treppen, Rolltreppen, einzelne Gebäudeteile durch gewaltige Glasröhren verbunden, die von Menschen als Laufstege und Gänge benutzt werden konnten, es war einmalig, wirklich. Dabei konnten gleich mehrere Veranstaltungen unter einem Dach stattfinden, das war das Gute daran.

Hin und wieder stellte ich mich auf die Zehenspitzen, weil ich nach Sheila Conolly Ausschau hielt. Sie war allerdings nicht zu sehen. Wie sie uns zuvor gesagt hatte, wartete sie auf einige Leute aus der Modebranche, die sie hier im Foyer treffen wollte und wahrscheinlich schon getroffen hatte. Den PR-Chef ihrer Firma hatte Sheila auch herbestellt, er sollte sich einmal umschaun, und wie ich aus Sheilas Worten herausgehört hatte, wollte sie in die Modebranche einsteigen. Vielleicht mit eigenen Kreationen, denn Geschick, Fleiß und Ausdauer besaß Sheila schließlich.

Smoking trugen Suko und ich nicht. Ich hatte mir einen sportlichen dunkelblauen Cordanzug übergestreift, der so geschnitten war, daß die Waffen nicht auffielen. Suko trug ebenfalls einen Anzug, und darin fühlte er sich immer unwohl.

Anders die Frauen.

Ich brauchte nur Shao anzuschauen. Sie als Exotin fiel besonders auf. In ihrem schwarzen Haar steckte eine rote Blüte. Dazu war die lange Flut an einer Seite zurückgekämmt und wurde von einer farblich zur Blüte passenden Klammer gehalten.

Das schwarze Kleid war eines dieser Flattermodelle, die man heutzutage trug und mich an Umstandskleider erinnerten.

Allerdings war der Stoff nicht nur schwarz. Es gab auch dunkelgrüne Längsstreifen, die von oben nach unten hineingewebt worden waren. Diese Streifen schimmerten seidig. Vorn in der Mitte zeigte das Kleid einen Schlitz, der bis über die Waden reichte.

Jane brauchte sich ebenfalls nicht zu verstecken. Sie hatte das blonde Haar hochgesteckt, und ihr Kleid zeigte eine krebssrote Farbe. Es war nicht so lang wie das von Shao, mehr ein Hängerehen, wie man so schön sagte, aber der Schneider oder Hersteller hatte viel Stoff verwendet, denn das Kleid war an einigen Stellen gerafft. Um Janes Hals klirrte moderner Modeschmuck, bunte Ketten, die glitzerten, wenn Licht auf sie fiel. Um uns herum befand sich Publikum, angestrahlt von den modernen Leuchtern an der Decke. Ein wirklich buntes Völkchen, vom Gigolo angefangen über den schwergewichtigen Geschäftsmann, der seine Frau zu Hause gelassen und seine Gespielin mitgenommen hatte, bis hin zu den Damen der Gesellschaft, die voll in die Schminktöpfe gegriffen hatten, damit die Falten weg-

retuschiert wurden. Es war wirklich etwas los. Man wurde gesehen und wollte natürlich auch gesehen werden.

Daß dies geschah, dafür sorgten Fotografen. Sie schossen die Bilder, die man später in einschlägigen Illustrierten der Regenbogenpresse fand.

Wir waren ziemlich fotoscheu. Immer wenn einer der Knaben in unserer Nähe heruntänzelte, wandten wir uns ab.

Dann erschien einer der Modekönige von Paris. Er hatte sein Haar im Nacken zu einem Zopf zusammengeflochten und war sofort von Fotografen, Reportern und Mädchen umringt.

Auch Jane bekam glänzende Augen. »Das ist er«, sagte sie.

»Wer?«

Sie schaute mich an, als käme ich vom Mond und hätte dort die letzten fünfzig Jahre verbracht. »Kennst du ihn nicht?«

»Nein.«

Sie nannte den Namen.

»Ja, der ist mir bekannt, und vor allen Dingen die Preise seiner Klamotten.«

»Daß du gleich immer so denken mußt. Was meinst du dazu, Shao?«

Die Chinesin lächelte und nickte. Ihrem Gesicht war anzusehen, daß es ihr ausgezeichnet gefiel. Ich hatte nichts dagegen, das war eben etwas für die Frauen.

Nur bei mir hatte das ungute Gefühl nicht weichen wollen. Ich glaubte fest daran, daß noch irgend etwas passieren würde.

Deshalb ließ ich meine Blicke nicht nur aus reiner Neugierde über die Besucher schweifen, ich hielt auch Ausschau nach Typen, die in mein Genre paßten.

Mordliga und so ...

Da war allerdings nichts zu sehen. Wenn LadyX und andere wirklich vertreten sein sollten, hielten sie sich ausgezeichnet im Hintergrund. Sie würden erst erscheinen, wenn ihre Zeit reif war. Zudem hatten sie im Centre Pompidou auch genügend Möglichkeiten, sich unsichtbar zu machen.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Über die Flamme hinweg sah ich einen Jüngling aus der Modebranche, der einen so engen dunkelroten Anzug trug, daß er mich fast schon an ein Trikot

erinnerte. Sein blondes Haar hatte der Kerl im Popperschnitt frisiert. Die Strähnen fielen ihm über ein Auge. Seine Zigarette rauchte er aus einer Spitze und gab sich in seinen Bewegungen ungeheuer sexy.

Hinter ihm erschien Sheila Conolly. Sie hob den Arm und winkte, schob den Schönen zur Seite und kam auf uns zu.

Sheila war in ihrem Element. Die Augen blitzten, sie war etwas außer Atem, blieb bei uns stehen und preßte ihre Hand gegen die Brust. »Kinder, das gibt's nicht«, sagte sie.

»Was gibt es nicht?« fragte Jane.

Sie deutete in die Runde. »Die Leute hier. Die machen ja eine Schau, sagenhaft. Aber schön.«

Ich wollte ihr nicht widersprechen. Sheila freute sich wirklich über diesen Modezirkus.

Auch sie war entsprechend gekleidet. Ihr blondes Haar hatte sie zum Teil unter einem Hut mit breiter Krempe verborgen. Dazu trug sie eine dunkle, enge Hose im Torero-Look und darüber den locker fallenden leichten Strickpullover eines italienischen Designers. Auf ihn war ein Panther gestickt, der seinen hinteren Körper auf Sheilas Rücken hatte, um die Taille herum lief und sein Maul dicht vor Sheilas Brust aufriß. Das war der neueste Schrei, hatte ich mir sagen lassen. Nur gut, daß Bill Conolly den Pullover nicht sah. Er hätte seine Bemerkungen dazu fallen lassen.

»Wann beginnt denn die Schau?« fragte ich.

Sheila winkte ab. »Das darfst du hier nicht so genau nehmen.

Wir sind in Paris, da haben die Leute Zeit, wirklich.«

Das stimmte, denn Bedienstete gingen mit Getränken herum, und da wir uns in Frankreich befanden, gab es gleichzeitig auch einige Appetithäppchen dazu.

Suko und ich aßen auch. Shao und Jane nahmen ebenfalls etwas.

»Und was ist mit den Mannequins?« fragte ich.

»Wieso?«

Ich schaute Sheila an. »Sollen ja eine Superschau sein, die vier Perlen. Jedenfalls steht so einiges in den Zeitungen, die ich heute noch schnell überflogen habe.«

»Das stimmt. Ich habe sie auch noch nicht gesehen.«

»Was ist denn mit ihnen?« fragte Shao.

Sheila drehte sich um. »Keine Ahnung. Sie sollen angeblich zu den schönsten Frauen der Welt gehören und sich selten in der Öffentlichkeit zeigen, weil sie ...« Sheila hob die Schultern.

»Ehrlich, Freunde, genau weiß ich es auch nicht.«

»Da bin ich mal gespannt«, sagte ich.

Suko lockerte seine Krawatte. Dabei verzog er das Gesicht. Die Lampen strahlte Wärme aus. Ich hätte mich am liebsten draußen aufgehalten, wo der kühle Herbstabend praktisch vor der Tür lag.

»Hast du Geschäfte abschließen können?« wollte Jane Collins wissen.

»Nein, noch nicht, aber Kontakte geknüpft. Die sind in diesem Geschäft unheimlich wichtig.«

»Was willst du eigentlich rausbringen?« fragte ich.

»Och, mal sehen.« Sheila lächelte und klaubte mir mit zwei Fingern eine Fluse vom Jackett. »Vielleicht auch Mode für Männer.«

»Ha, da wird sich Bill freuen, wenn er den Dressman spielen und sich in irgendeinen Frack hineinzwängen soll.«

Sheila winkte ab. »Ach, du hast ja keine Ahnung. Ihr seid eben alle drei Modemuffel.«

»Und wer ist der dritte?«

»Suko natürlich.«

Ich drehte mich zu meinem Freund um. »Da hast du's.«

Der Chinese nickte. »Ich fange auch gleich an zu weinen.«

Dann meldete sich eine Glocke. Nicht sehr schrill, jedoch so, daß alle es hören konnten.

»Kommt, die Schau geht los«, sagte Sheila und drehte sich bereits um. Sie war völlig aus dem Häuschen. Ich gönnte es ihr. Wir blieben dicht beisammen, als wir auf die große Doppeltür zuschlenderten, durch die die geladenen Gäste mußten. Die Eintrittskarten wurden kontrolliert, wir durften passieren.

Zuerst fiel mir der erhöhte Laufsteg auf. Wie mit dem Lineal gezogen, durchschnitt er den Raum und begann dort, wo ein dunkler Vorhang eine Tür in der Wand verdeckte. Von da würden die Mannequins kommen.

Eine angenehme Überraschung für uns waren die Tische. Wir hockten nicht auf Rasierplätzen dicht am Steg, sondern konnten

zwanglos Platz nehmen. Egal wo man auch saß, man hatte von jedem Platz aus einen guten Blick auf den Steg, der mit beige-braunem Samt bedeckt war. Schräg hinter ihm, wo sich Decke und Wand trafen, sah ich zahlreiche Lampen, die auf einer Schiene befestigt waren. Ansonsten brannten nur Wandleuchten. Sie gaben soviel Licht ab, daß wir die Getränkekarte lesen konnten.

Sheila hatte einen wirklich guten Tisch bekommen. Ziemlich nahe an der Bühne, in der ersten Reihe, hatten wir unseren Platz. Zuerst setzten sich die Frauen. Und zwar so, daß sie die Bühne im Auge behalten konnten. Sheila machte ihre Minox klar. Sie wollte einige Aufnahmen schießen.

Es dauerte seine Zeit, bis die Tische besetzt waren. Dann schloß man die Tür. Das im Raum schwebende Gemurmel hörte sich sofort dumpfer an.

Ein Ober fragte nach unseren Wünschen. Wir bestellten Wein, keinen Sekt, womit man mir einen Gefallen tat. Suko hätte gern Wasser bestellt, aber da war der Ober bereits verschwunden.

Ich schaute auf meine Armbanduhr.

Es war schon zwanzig Uhr vorbei. Pünktlichkeit kannte man hier in Paris nicht. Einige Nachzügler trafen ein, und schließlich war es fast einundzwanzig Uhr, als die Spotlights über dem Laufsteg aufglühten und lange Lichtbahnen nach unten warfen. Die Schau begann!

Wie von der Schnur gezogen, drehten sich die Köpfe der Zuschauer nach links, wo der Steg auf den Vorhang zulief. Der wurde auch schon geteilt, und unter Beifall erschien die erste Person.

Kein Mannequin, sondern der Conferencier. Der Ansager zeigte ein Zahnpastalächeln, trug einen blauen Smoking, hielt ein Mikro in der Hand und verbeugte sich so tief, daß man Angst haben konnte, er würde sich das Rückgrat verrenken.

Der Beifall verklang. Die erste Rede des Abends begann. Und sie interessierte Suko und mich herzlich wenig. Der Knabe lobte die Mode in den höchsten Tönen. Für ihn schien es nichts anderes zu geben, als daß sich Frauen drei- bis viermal im Jahr neu ein-

kleideten. Er begann in der Vergangenheit, erzählte zwischen-
durch einige Bonmots geschichtlicher Größen und kam sich un-
gemein witzig vor.

Ich hielt die Augen halb geschlossen, nippte hin und wieder an
meinem Wein und ließ ansonsten den Lieben Gott einen guten
Mann sein.

Die Frauen hörten genau zu, während Suko, ebenso wie ich, die
Blicke durch den Raum schweifen ließ.

Sehr viel war von den Gästen nicht zu sehen. Die Strahlen der
Scheinwerfer konzentrierten sich zu sehr auf die Bühne, als daß sie
auch die Zuschauer noch in ihre Lichtbahnen mit eingeschlossen
hätten. Die Gesichter blieben verschwommen, vielfach sah man
nur helle Flecke.

Gespräche waren verstummt, hin und wieder trank jemand
einen Schluck. Reporter sah ich am Boden hocken, es herrschte
insgesamt gesehen eine erwartungsvolle Atmosphäre, allerdings
keine dämonische oder böse.

Befanden wir uns auf einem Irrweg? Hatten wir uns vielleicht
nur eingebildet, daß diese Mannequins die Modenschau stören
wollten?

Sicher, es war eine gewagte Hypothese, doch die Erfahrung
lehrte, daß es gerade die gewagtesten Vermutungen waren, die oft
zum Erfolg führten.

Hoffentlich auch hier ...

Ich stellte es mir schrecklich vor, wenn plötzlich Mitglieder der
Mordliga hier hereinplatzten und das Grauen und den Tod über
die Menschen bringen würden.

»Und jetzt, Mesdames, Messieurs, will ich nicht länger mehr
stören. Sie alle warten auf die vier Mannequins, um die ein so
großes Geheimnis gemacht worden ist.« Er legte eine Pause ein
und lächelte. »Etwas kann ich Ihnen verraten. Sie sind da, sie
leben, ich habe sie gesehen. Wesen aus Fleisch und Blut, Mädchen,
wie man sie nur selten zu sehen bekommt. Und sie werden Kleider
vorführen, die bestimmt auch Ihren Geschmack treffen, da bin ich
sicher.« Er verbeugte sich und nahm den Beifall entgegen. Man
konnte das Gefühl haben, er würde den Applaus aufsaugen wie
ein trockener Schwamm das Wasser.

Der Beifall verebbte. Mit leichten Schritten verschwand der Ansager, blieb jedoch vor dem Vorhang stehen und zog die rechte Hälfte auf.

Das erste Mannequin erschien.

»Voilà!« rief er. »Das ist sie. Bitte, Beifall für unsere Freundin Violetta Valeri ...«

Man klatschte.

Es war wie ein Orkan, der dem Laufsteg entgegenbrauste. Und das Mannequin, das dort erschien, war wirklich außergewöhnlich hübsch. Pechschwarzes Haar, ein weißes Seidenkleid, elegante Bewegungen und ein Lächeln, das wie eingefroren wirkte. Die ersten Blitzlichter zuckten auf. Mir schien es, als würde in dem Raum ein Gewitter ohne Donner herrschen.

Violetta Valeri schritt den Laufsteg entlang, wobei sie ihre Hände in die Hüften gestemmt hatte, sich wiegte, mal den Gangrhythmus wechselte, aber dabei immer ganz Dame blieb. Der Ansager leierte seinen Spruch herunter. Das heißt, er leierte nicht, er fand für das Kleid Attribute, die man kaum in einem Wörterbuch fand. Er lobte es in den Himmel, sprach über den Schöpfer des Modells, nannte nur keinen Preis.

Violetta schwebte davon.

Als nächste kam Corinna Camacho. Eine rotblonde Tigerin, dachte ich sofort. Kühle Augen musterten die Menschen. Corinna bewegte sich lässig bis arrogant. Das paßte zu dem krebsroten Hosenanzug. Sie trug dabei einen Hut, der mich an einen aufgeklappten türkischen Fez erinnerte. Das Hütchen saß schräg, hatte einen Schleier und wirkte dadurch verspielter.

Die Gäste klatschten.

Als drittes Mannequin erschien Angie Hall. Ich kannte inzwischen die Namen, und sie wirkte mir von allen, die ich bisher gesehen hatte, am verspieltesten. Die Lockenfrisur umrahmte ein schmales Gesicht, das nur wenig geschminkt war und ein wenig bleich wirkte. Ihr Lächeln war starr, und die Augen wurden davon nicht erreicht. Angie machte auf mich einen etwas seltsamen Eindruck.

Auch sie verschwand wieder unter Beifall.

Blieb die vierte.

Karin Bergmann, von Geburt Deutsche. Sie erinnerte mich an einen Eisberg. Sie trug ein streng geschnittenes beiges Kostüm. Auf ihrem Gesicht war nicht zu erkennen, was sie dachte. Die Lippen waren zusammengepreßt und zeigten an den Seiten einen Zug nach unten.

Sie machte auf unnahbar, auf Lady.

Ich lehnte mich zurück. Die ganze Schau schien doch einen normalen Ablauf zu nehmen, wir hatten uns wohl geirrt. Sheila Conolly schien den Verdacht ebenfalls aus ihrem Kopf verbannt zu haben, denn sie saß vorgebeugt und machte Notizen.

Jane flüsterte mit Shao. Über ihre Schultern hinweg trafen sich Sukos und meine Blicke.

Der Chinese hob die Schultern. Er schien die gleichen Gedanken zu wälzen wie ich.

War wohl nichts ...

Ich griff nach den Zigaretten. Es gab mehrere Durchläufe, und als erste des zweiten Durchlaufes erschien wieder Violetta Valeri. Sie trug diesmal ein graues Kostüm. Der Stoff schillerte seidig. Über den Arm hatte sie sich einen Mantel gehängt. Das schwarze Haar war jetzt zurückgekämmt, eng lag es an ihrem schmalen Kopf. Im Nacken bildete es einen Knoten.

Sie schritt daher wie die Königin von Saba. Dann blieb sie stehen, warf hochnäsige und spöttische Blicke ins Publikum, drehte sich und schritt wieder zurück.

Ich trank einen Schluck Wein. Allerdings hatte ich damit gerechnet, daß Violetta Valeri verschwinden würde, doch das war nicht der Fall. Sie blieb stehen und drehte den Kopf, wobei sie zum Vorhang schaute, wo noch der Ansager stand.

Der hatte seinen Arm ausgestreckt. »Achten Sie nun auf unsere Angie. Sie wird ebenfalls in einem Kostüm erscheinen, das den neuesten modischen Pfiff besitzt.«

Angie kam auch. Allerdings nicht im Kostüm, sondern im Hosenanzug. Da hatte sich der Knabe wohl vertan, oder aber den falschen Zettel erwischt.

Angie ging auf Violetta zu. Etwa einen Schritt von ihr entfernt

blieb sie stehen, drehte sich um neunzig Grad und stand jetzt so, daß beide ins Publikum schauen konnten.

»Diese wirklich fantastische Kollektion, meine Damen und Herren, können Sie als Partnerlook tragen, wenn Sie mit Ihrer Freundin ausgehen. Sie sind fast gleich gekleidet, und doch sehen Sie anders aus. Man wird Sie bewundern, man wird Sie nicht vergessen, und das ist es doch, was jede Frau will. Ich habe jetzt genug geredet, denn Violetta Valeri möchte Ihnen noch einige Worte sagen.« Der Ansager setzte sich in Bewegung und schritt auf die Frauen zu.

Lächelnd überreichte er der schwarzhaarigen Violetta das Mikro.

An den Reaktionen der anderen Gäste erkannten wir, daß dies, was hier vorging, zumindest sehr ungewöhnlich war. Am Nebentisch wurde geflüstert. Eine aufgetakelte Dame sagte: »So etwas hat es noch nie gegeben. Ein kleiner Skandal.«

»Warte erst einmal ab«, sagte eine andere.

Wir warteten.

»Ich weiß, daß es zumindest ungewöhnlich ist, wenn eines der Mannequins das Mikro ergreift«, begann die Valeri, »aber es führt kein Weg daran vorbei. Wir, das heißt, meine Freundinnen und ich, haben eine Botschaft für Sie. Eine Botschaft, über die Sie genau nachdenken sollten, denn jeder von Ihnen wird einmal vor dem Problem stehen, zu altern. Und dagegen gibt es ein gutes Mittel. Die Happy Healthy Schönheitsfarm. Sie ist es, die aus Ihnen einen neuen Menschen macht. Wenn Sie die Schönheitsfarm besuchen, werden Sie all das wiederfinden, was Sie vielleicht jetzt schon ein wenig vermissen. Jugend, Frische, Energie, Ausdauer. Kommen Sie zu uns, und merken Sie sich unsere Adresse. Es ist nicht weit von hier, einen Katzensprung sagt man wohl. Clichy erwartet Sie und dabei auch die Happy Healthy Schönheitsfarm mit all ihren sensationellen Vorteilen. Machen Sie jetzt davon Gebrauch, greifen Sie jetzt zu, und Ihr Mann wird seine jüngere Freundin sicherlich nicht mehr vorziehen.«

O Gott, Werbung! Die hatte noch gefehlt. Nie hätte ich gedacht, daß so etwas auf einer Modenschau möglich sein würde. Aber die Werbung hatte sich überall durchgesetzt.

Ich atmete tief ein. Jetzt bereute ich es wirklich, mich in diesen Raum gesetzt zu haben.

Violetta sprach weiter. Sie redete von den großen Vorzügen, und daß man auf der Schönheitsfarm die ewige Jugend zurückerhalten könnte.

Ewige Jugend?

Bei diesen beiden Worten zuckte ich regelrecht zusammen.

Moment, das kannte ich doch. Ich hatte bereits Gruppen oder Frauen erlebt, die sich die ewige Jugend kaufen wollten, indem sie mit dem Satan einen Pakt abschlossen.

Sollte es hier auch der Fall sein?

Ich schaute wieder auf.

»Wer von Ihnen hat den Mut, uns auf die Schönheitsfarm zu begleiten?«

Niemand rührte sich.

Jemand aus dem Publikum rief: »Machen Sie weiter! Wir sind hier nicht auf einer Werbeveranstaltung. Das ist doch die Höhe!« Beifälliges Gemurmel wurde laut. Auch Sheila regte sich auf. Sie hatte sich wirklich etwas anderes davon versprochen, und Jane Collins stimmte ihr zu.

Ich hob meinen Blick und sah mir wieder die beiden Mannequins an. Noch immer standen sie nebeneinander. In ihren Gesichtern regte sich nichts. Groß kamen mir die Augen vor. Die Brauen erinnerten mich an Balken.

»Niemand?« fragte die Valeri. »Findet sich denn niemand bereit, uns zur Schönheitsfarm zu begleiten?«

»Hören Sie auf!«

»Nein, Monsieur«, erwiderte sie kalt. »Wir fangen erst an. Wenn Sie nicht freiwillig mitkommen, müssen wir nachhelfen.« Und während sie dies sagte, zeigte sie ein Lächeln.

Dazu mußte sie den Mund öffnen.

Vielleicht hatten es die anderen auch gesehen und hielten es für eine Täuschung.

Ich jedoch nicht. Deutlich erkannte ich die beiden Vampirzähne im Oberkiefer der Frau ...

Suko saß zu ungünstig. Er hatte die beiden Mannequins zwar gesehen, da sich Shao jedoch in diesem Augenblick bewegte, geriet sie mit ihrer Haarpracht in sein Blickfeld.

Ich sprang auf.

Das geschah so heftig, daß der Stuhl zurückflog und zu Boden polterte. Einige Gäste schauten erschreckt, manche sogar böseartig und etwas verstört.

Ich ließ mich nicht beirren. Was ich gesehen hatte, das hatte ich gesehen.

Zum Glück saßen wir nahe der Bühne. Ich brauchte nur um den Tisch herum, gab mir selbst Schwung und jumppte mit einem Satz auf den Laufsteg.

Beide Mannequins blickten überrascht. Aus dem Publikum wurden Protestrufe laut, die mich nicht weiter störten, denn ich zog blitzschnell mein Kreuz. Zum Glück verhakte es sich nicht am Kragen, so daß ich es im Licht der Scheinwerfer aufblitzen sah. Violetta Valeri, von der ich annahm, daß es sich um eine Wiedergängerin handelte, sah das Kreuz.

Wie unter einem Stromstoß stehend, reagierte sie. Ihre Augen weiteten sich, für einen Moment tanzten darin winzige Funken, dann verzog sich ihr Gesicht voller Panik, und der Mund bildete dabei einen offenstehenden Halbmond.

Im nächsten Moment kreischte sie auf. Es hörte sich an wie der schrille Ton einer Sirene, er gellte mir in den Ohren, und ich wuchtete mich vorwärts.

Ein Sieg wurde es nicht. Denn Violetta Valeri reagierte fast traumhaft sicher. Sie packte hart zu, bekam Angie Halls Hüften zu fassen und schleuderte das Mannequin auf mich zu.

Ein für sie glücklicher Zufall wollte es, daß Angie nicht gegen meine rechte Seite prallte, denn in der rechten Hand hielt ich mein Kreuz. Sie kreiselte nach links, wollte noch nach mir schlagen, doch der Steg war auf einmal zu schmal. Sie trat nach hinten, fand für den Fuß keinen Halt mehr und fiel.

Rücklings kippte sie auf einen Tisch. Dort riß sie einen Sektkübel um und die dazugehörenden Gläser.

Die meisten Gäste waren aufgesprungen. Auch Suko.

Und der Ansager stand noch immer auf dem Laufsteg. Er

fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum, wußte nicht, was er sagen sollte, und sah sich plötzlich Violetta Valeri gegenüber, die in ihm eine ausgezeichnete Geisel sah.

Bevor sich der Mann versah, hatte sie ihn herumgerissen, ihre linke Hand in seine Haare gekrallt und den Kopf nach hinten gezogen, wobei sich das Fleisch an seinem Hals straffte und die Valeri sich mit ihren spitzen Vampirzähnen nur um eine Winzigkeit von der hellen Haut entfernt befand.

»Einen Schritt weiter, und ich beiße zu!«

Der Befehl klang mir entgegen, und ich blieb stehen. Das konnte ich mir erlauben, denn ich war nicht allein gekommen, ich wußte Suko in meiner Nähe. Er konnte sich in den Rücken der Vampirfrau schleichen und dort ...

Meine Gedankenkette riß, denn ich hatte einen raschen Blick nach links geworfen, in den Raum hinein.

Die Gäste waren aufgesprungen, sicher, sie wollten zur Tür, nur stand dort jemand, den ich verdammt gut kannte und der niemanden aus dem Raum lassen würde.

Tokata, der Samurai des Satans!

Er hatte sich ebenfalls eine Geisel genommen. Es war eine ältere Frau. Mit einem Arm hielt er sie gepackt und hatte die Hand so gebogen, daß die Klinge des mörderischen Schwerts dicht vor ihrer Kehle lag. Eine winzige Bewegung nur, und die Frau war tot. Das wußte Suko, das wußten die anderen. Sie standen auf dem Fleck, wie zu Salzsäulen erstarrt. Und sie wagten nicht einmal, den kleinen Finger zu rühren.

Es wurde still.

Doppelt laut hörte sich das Lachen der Untoten an, als sie sich zurückzog. »Du bekommst mich nicht!« flüsterte sie heiser.

»Niemals wird dein verfluchtes Kreuz mich berühren, denn wir sind stärker als ihr alle zusammen.«

Ich wagte es nicht. Nein, Freunde, ich konnte es nicht riskieren. Die Untote würde zubeißen, und dann war es um den Ansager geschehen. Er hatte keine Chance, ihren tödlichen Zähnen zu entgehen. Deshalb mußte ich nachgeben.

Aber ich ging vor. In dem gleichen Tempo, mit dem sich die Untote zusammen mit ihrer Geisel zurückzog.

Das schien ihr egal zu sein, auf jeden Fall unternahm sie nichts, um mich zu stoppen.

Noch schrie niemand, noch war es still. Und deshalb hörte ich das Zischen, das plötzlich um mich herum war und aus zahlreichen Düsen zu kommen schien. Gas!

Ich roch es kaum, es war fast geruchlos, aber eben nur fast.

Zudem spürte ich bereits die Wirkung. Die Wiedergängerin und ihre Geisel verschwammen vor meinen Augen. Ich sah plötzlich ein doppeltes Bild, das sich jedoch wieder zusammenfügte, denn ich hatte gut reagiert und die Luft angehalten.

Polternd fiel ein Tisch um. Den ersten Mann hatte das Gas voll getroffen. Die Wirkung riß ihn von den Beinen, und als wäre dies ein Zeichen gewesen, so fielen auch die anderen zu Boden.

Pudding in den Beinen. So fühlte ich mich auf einmal. Das Stehen fiel mir schwer, es bereitete mir ungeheure Mühe, mich zu halten, und dann erfaßte mich bereits der erste Schwindel.

Ich kippte nach links und sah, wie die Untote mit ihrer Geisel hinter dem Vorhang verschwand.

Dann hörte ich einen Schuß!

Auch Suko war, wie die anderen Gäste, von dem hereinströmenden Gas überrascht worden. Doch der Chinese war es gewohnt, flexibel und innerhalb weniger Augenblicke zu reagieren.

»Haltet die Luft an!« zischte er den Frauen zu.

Jane, Sheila und Shao schauten Suko an. Sie begriffen im ersten Augenblick nicht, und Suko mußte seinen Befehl wiederholen. Zu spät.

Sheila Conolly verdrehte bereits die Augen. Nur noch mit Mühe konnte sie sich am Tisch festhalten. Suko wollte sich um sie kümmern, wurde jedoch abgelenkt, denn auf dem Laufsteg kämpfte John Sinclair gegen den weiblichen Vampir, der ihm soeben das andere Mannequin entgegenschleuderte und selbst die Flucht ergriff.

Angie fiel auf einen in der Nähe stehenden Tisch. Der kippte um,

Flaschen und Gläser rutschten herab, zerbrachen und liefen aus. Aber Angie stand auf.

Plötzlich hielt sie eine Flasche in der Hand. Angies Augen waren seltsam verdreht, der Mund stand halboffen, das Gas machte ihr nichts aus, und Suko erkannte die Situation genau richtig.

Diese Angie war kein normaler Mensch, sondern ein Zombie. Sie schwang den rechten Arm zurück, um auszuholen, damit sie die Flasche auf Janes Kopf schmettern konnte.

Mit einer gleitenden Bewegung zog Suko seine Waffe. Bevor Angie dazu kam, die Flasche nach unten zu wuchten, hatte er schon geschossen.

Das geweihte Silbergeschoß hieb genau ins Zentrum!

Der weibliche Zombie wurde zurückgestoßen. Er riß die Arme hoch und fiel zwischen die Stühle, die er kurzerhand zu Boden riß und in verrenkter Haltung liegenblieb.

Suko wirbelte herum. Natürlich hatte auch er Tokata gesehen und ebenfalls die Geisel. Er wollte etwas tun, als er sah, wie Shao, Jane und Sheila taumelten. Sie hatten die Hände gegen ihre Hälsen gepreßt, die Augen weit aufgerissen, und Sheila fiel als erste. Suko wußte nicht, wen er zuerst auffangen sollte, so daß die anderen beiden ebenfalls zu Boden sanken.

Dann war er an der Reihe.

Seine Beine knickten ein, Schwindel erfaßte ihn, und er brach zusammen.

Die Schatten der Bewußtlosigkeit kamen und wurden länger und länger ...

Auch ich taumelte, aber ich fing mich wieder.

Dem weiblichen Vampir machte das Gas nichts aus. Ich sah die Untoten zurückweichen, hinein in einen großen Raum, wo sich die Mädchen umgezogen hatten, denn die Kleider lagen überall verstreut. Auf Stühlen, auf Schminktischen, auch auf dem Boden.

Und dann biß sie zu.

Verdammt, sie hackte vor meinen Augen ihre beiden Zähne in den Hals des Mannes, wo das Blut heraussprudelte und von Violetta getrunken wurde.

Ich griff zur Beretta, aber meine Bewegungen waren viel zu langsam. Wie das berühmte Schilfrohr im Wind schwankte ich, alles drehte sich vor meinen Augen, und ich mußte mir die bittere Niederlage eingestehen.

Das Schlimmste kam noch.

Plötzlich wurde mir gegenüber eine Tür geöffnet, und über die Schwelle trat eine Frau, die ich verflucht gut kannte.

LadyX!

Sie lachte. Dumpf vernahm ich es, und als sich ihr Gesicht zu einem diabolischen Lächeln verzog, da verschwamm die Gestalt vor meinen Augen, so daß ich das Gefühl hatte, eine hin- und herschwingende Gummipuppe zu sehen.

Nur trugen Gummipuppen keine Maschinenpistolen. Sie jedoch hatte eine und legte auf mich an ...

»Endlich, Sinclair, endlich ...«

HORRORTRIP ZUR SCHÖNHEITSFARM

»Endlich, Sinclair, endlich!«

Die Worte, die mir entgegengeschleudert wurden, trafen mich wie Peitschenhiebe. Ausgesprochen hatte sie eine Frau.

Pamela Scott, auch LadyX genannt!

Sie stand vor mir. Das Leder umschmeichelte ihre Figur. Es schmiegte sich eng an sie und ließ ihre weiblichen Formen deutlich hervortreten. Kalt wirkte das Lächeln auf ihrem Gesicht, und kalt war auch der Stahl der Maschinenpistole, die sie in beiden Händen hielt.

Die Mündung zeigte auf mich. Auf einen Mann, der mehr tot als lebendig war.

Ja, Freunde, ich war fertig.

Das verdammte Gas hatte mich zwar noch nicht völlig von den Beinen gerissen, aber ich stand dicht davor, einfach umzukippen wie dieser bleiche Ansager, der von Violetta Valeri gebissen worden war.

Ich hatte mitbekommen, wie sie ihre Zähne in seinen Hals schlug. Und verdammt, ich hatte nichts dagegen unternehmen können, meine Glieder waren schwer wie Blei gewesen.

Jetzt stand LadyX vor mir. Darauf hatte sie wirklich lange gewartet, dieses menschliche Scheusal. Für mich gab es keinen Zweifel, daß sie abdrücken würde.

»Sinclair!« Wieder sprach sie mich an. »Meine Güte, wie lange habe ich darauf gewartet! Jetzt stehst du vor mir. Bist fertig, kannst dich kaum auf den Beinen halten, schwankst wie ein Rohr im Wind, und ich warte darauf, bis du vor meinen Füßen liegst, denn dann werde ich schießen.«

Das konnte nicht mehr lange dauern, so wie ich mich fühlte. Ich sah die Scott wieder doppelt. Beide Hälften schwankten, sie zitterten, und sie kamen mir wirklich wie Gummipuppen vor.

Ich war bewaffnet. Mein Kreuz hatte ich bei mir, auch die Beretta, aber sie zu ziehen war einfach unmöglich. Nein, nicht in meinem Zustand. Ich war wirklich ziemlich fertig.

Dann jedoch passierte etwas, womit ich nie gerechnet hätte. Die Waffe der Mordliga, dieses heimtückische Gas, erwies sich als Eigentor. Violetta Valeri machte es nichts aus, sie war kein Mensch mehr, dafür aber LadyX.

Hätte sie vorher geschossen, wäre ihr vielleicht einiges erspart geblieben, so aber dachte sie in ihrem Triumph nicht mehr an das Gas und dessen Folgen.

Die Wirkung traf sie voll.

Ausgerechnet, als sie tief einatmete. Sie sog die Dosis in die Lungen. Die Reaktion erfolgte innerhalb einer Sekunde. Bevor sie noch irgend etwas unternehmen konnte, verlor sie sämtliche Farbe aus dem Gesicht und fiel auf die Knie.

Sie riß den Mund auf, ihr Gesicht verzerrte sich, die Augen traten aus den Höhlen, und mit letzter, nahezu übermenschlicher Kraft hob sie die Maschinenpistole an.

»Dich - dich - kriege ...«

Da kippte auch ich.

Es war wohl eine Reaktion des Unterbewußtseins, daß ich mich zur Seite warf und nicht nach vorn, denn sonst hätte mich die Kugelgarbe voll erwischt.

Der Haß auf mich gab LadyX tatsächlich noch die Kraft, den Abzug zu betätigen.

Die Salve ratterte aus dem Lauf.

Kugeln zischten über meinen Kopf hinweg, ich hörte noch ihr Singen, sie rissen Löcher in den Vorhang, der den Laufsteg vom Umkleideraum trennte. Dann schlugen sie hart in die Wand am Ende des Laufstegs, wobei sie Tapete und Putz von den Mauern fetzten.

LadyX krachte mit dem Gesicht zuerst zu Boden. Ihre Arme schleuderten nach vorn, berührten einen leichten Stuhl und warfen ihn um. Die MPi rutschte der Scott aus den schlaff gewordenen Fingern.

Aus ...

Er stammte aus Japan!

Dort hatte er Jahrhunderte in ungeweihter Erde gelegen, ein Günstling der Hölle, ein schreckliches Wesen, an das sich Dr. Tod erinnert hatte und ihn aus seinem tiefen Vulkangrab holte.

Als er zurückkehrte, da brach eine Hölle los, denn der Vulkan begann Feuer und heiße Lava zu speien, gewaltige Massen, die

alles, was sich ihnen in den Weg stellte, unter sich begruben. Die Menschen flüchteten, sie kannten die alten Sagen und Legenden, und sie sollten sich nicht getäuscht haben.

Er kam.

Tokata, der Samurai des Satans, war wiedergeboren, um die Mordliga zu verstärken.

Ungeheuer waren seine Taten, grausam sein Erscheinen. Er war ein Angstauslöser, denn wo er auftauchte, da gab es Tote und Verwundete. Unbesiegbar schien er zu sein. Geweihte Silbergeschosse prallten an seinem breiten Panzer ab, der die Brust bedeckte. Sein Gesicht hatte kaum jemand gesehen. Es war hinter einer Maske versteckt, die vorn ein Gitter hatte, durch das er sehen konnte. Nur wer genauer hinschaute, erkannte bleiche Knochen, die noch von weichen Hautfetzen bedeckt waren.

Tokata war dem, der ihn erweckt hatte, absolut ergeben. Und das war Dr. Tod.

Er diente ihm, er führte jeden Befehl aus und setzte sich dabei über alles hinweg, was nur entfernt etwas mit Menschlichkeit oder Rücksicht zu tun hatte.

Tokata war eine Ausgeburt der Hölle. Obwohl er nur noch seinen rechten Arm hatte, war er doch brandgefährlich. Den linken hatte ihm der silberne Bumerang abgetrennt, der von John Sinclair geschleudert worden war. Der Bumerang hatte allerdings den Kopf des Höllengünstlings treffen sollen, doch Tokatas Reaktion war zu schnell gewesen. Nun befand sich diese Waffe im Besitz von Solo Morasso, dem Gründer der Mordliga. Und der dachte nicht daran, sie wieder herauszugeben, ebenso wie den Würfel des Unheils.

Tokata und Vampiro-del-mar, dieser Uralt-Vampir, harmonierte auch im Verein mit Lady X. Sie bildeten ein höllisches Trio, das keine Gnade und kein Erbarmen kannte.

Beide hatte sie auch mit nach Paris genommen, und beide befanden sich im Centre Pompidou, wo die Modenschau des Jahres stattfand. Sie waren durch einen der zahlreichen Notausgänge geschlüpft, und während Vampiro-del-mar vor dem Raum Wache hielt, war Tokata mit hineingegangen.

Er hatte sich eine Geisel genommen.

Es war eine ältere Frau, die in seinem Griff hing und schon ohnmächtig zusammengesackt war, noch bevor sie die Wirkung des Gases gespürt hatte.

Allein der Druck der Klinge, die sich dicht vor ihrer Kehle befand, reichte aus. Dieses Schwert gehörte zu Tokata wie das Salz zur Suppe. Ohne die Waffe hätte man ihn sich kaum vorstellen können, und wie es hieß, war sie in der Hölle geschmiedet worden.

Wie ein Denkmal stand Tokata an der Tür. Hinter der Maske blickten seelenlose Augen. Sie sahen auch das Chaos vor ihm, die Menschen, die von ihren Stühlen gekippt waren und auf dem Boden lagen. Dabei hatten sie Gläser und Flaschen mit umge-
rissen. Stühle waren ebenso gefallen wie Tische.

Der Plan war aufgegangen!

Doch sie hatten auch Verluste in Kauf nehmen müssen. Eines der Mannequins war umgekommen. Das Silbergeschoß aus einer Beretta hatte Angie Hall getroffen und das unselige Leben des weiblichen Zombies ausgelöscht.

Geschossen hatte der Chinese Suko, der genau wie die anderen bewegungslos am Boden lag.

Noch drei blieben zurück.

Violetta Valeri, Corinna Camacho und Karin Bergmann.

Erstere war ein Vampir, die zweite ein Werwolf, die dritte ein schleimiger Ghoul, wenn sie ihre dämonische Gestalt annahmen. Das hatte bisher nur eine getan.

Die Valeri.

Minuten vergingen.

Nach den Schüssen war es still geworden, und auch Tokata ließ seine Geisel fallen. Schwer schlug sie zu Boden. Dann ging der Samurai des Satans vor.

Mit seinem Schwert deutete er auf einige Frauen, die am Boden lagen. Sie wurden auserwählt, denn ihr Platz auf der Schönheitsfarm war schon reserviert.

Die Schönsten sollten es sein, aber auch die Ältesten, denn auf der Happy Healthy Beautyfarm hatte der Satan eine Filiale errichtet.

Wie ein Triumphator schritt Tokata, der Samurai des Satans,

durch die Reihen. Sechs schöne Frauen brauchte er. Vor allen Dingen junge. Und auch sechs ältere.

Es war keine Schwierigkeit, sie zu finden, und bei drei der jungen Frauen hatte Tokata seinen besonderen Spaß.

Es waren Sheila Conolly, Jane Collins und Shao ...

Das Gas hatte auch Suko nicht verschont. Zwar war es ihm noch gelungen, eine Untote auszuschalten, aber danach hatte er sich nicht mehr auf den Beinen halten können.

Er war gefallen, wo er stand.

Wer bewußtlos war, der war auch wehrlos. Das wußte der Chinese, und er kämpfte mit aller Kraft gegen die Wirkung des Gases an. Er durfte einfach nicht aufgeben, er mußte bei Verstand bleiben, sonst war alles aus.

Auf dem Boden lagen dicke Teppiche. Schließlich war es ein vornehmer Laden, und Suko preßte sein Gesicht gegen den Teppich. Er verbarg es in dem hochstehenden Flor und versuchte, nur noch flach zu atmen.

Das gelang ihm auch. Der Chinese schaffte es, so wenig Gas wie möglich in seine Atemwege zu lassen.

Er hörte, wie die Menschen umkippten. Da zerbrach Glas, da fielen auch Tische und Stühle um. Suko hörte das dumpfe Schlagen, wenn Menschen auf den Boden prallten, und er merkte selbst, wie er immer schwächer wurde, obwohl er sich bemühte, so wenig Luft wie möglich zu atmen.

Suko hatte es geschafft.

Er war tatsächlich nicht bewußtlos geworden. Aber er konnte auch nicht in das Geschehen eingreifen. Dazu war er einfach zu schwach.

Die Wellen trafen ihn. Regelrechte bunte Kreise, die versuchten, sein Gehirn zu überschwemmen.

Übelkeit stieg vom Magen hoch. Er keuchte und würgte, krallte die Finger in den Teppich und preßte die Lippen zusammen.

Er durfte nicht aufgeben.

Und er vernahm Geräusche.

Schritte!

Sie waren nicht von der Bühne her aufgeklungen, sondern aus dem Hintergrund des Raumes.

Suko wußte auch, wer dort gestanden hatte.

Tokata, der Samurai des Satans!

Er war ein Monster, das die Hölle beschützte. Da hatte Dr. Tod einen richtigen Partner gefunden, und Suko wußte auch, daß dieser Tokata den Tod des Sinclair-Teams wollte. Wenn der Samurai den Chinesen bewegungslos liegen sah, würde er sich die Chance sicherlich nicht entgehen lassen, Suko zu köpfen.

Das waren Gedanken, die Suko durch das Hirn schossen. Er konnte nicht gerade sagen, daß er sich wohl fühlte, und von John Sinclair war ebenfalls keine Hilfe zu erwarten, sonst hätte er sicherlich schon eingegriffen.

Zudem hatte Suko das Rattern der Maschinenpistole gehört.

Ein typisches Geräusch.

LadyX hatte geschossen, denn die MPi war gewissermaßen ihr Bräutigam.

Und vielleicht hatte sie John auch getroffen.

Daran durfte Suko gar nicht denken ...

Tokata kam in Sukos Nähe. Er hörte es an den Schritten. Sie wurden lauter, und der Chineser versuchte verzweifelt, auf die Beine zu gelangen, doch das verfluchte Gas hatte ihn zu sehr gelähmt. Da war nichts zu machen.

Suko blieb kampfunfähig.

Jetzt mußte Tokata ihn erreicht haben oder wenigstens dicht vor ihm stehen.

Schlug er zu?

Es war schon fast masochistisch, was der Chineser tat. Er versuchte, sich auf das Pfeifen zu konzentrieren, das entstand, wenn die Klinge nach unten sauste.

Das Geräusch blieb aus.

Das wunderte Suko. Vielleicht wollte Tokata es auf eine andere Art und Weise versuchen, denn der Chineser konnte sich nicht vorstellen, daß ihn der Samurai am Leben ließ.

Dann vernahm Suko eine andere Stimme. Die einer Frau. Und sie klang nicht in seiner Nähe auf.

»Hast du die Frauen ausgesucht?«

Tokata antwortete nicht akustisch. Er mußte wohl genickt haben, denn die Frau sagte: »Es ist gut. Am besten, du holst die anderen herein.«

Die Schritte entfernten sich.

Suko atmete innerlich auf.

Aber die Schrecken waren noch nicht beendet. »Sie ist tot«, hörte er eine Mädchenstimme.

»Wer ist tot?« fragte die Stimme, die Tokata den Befehl gegeben hatte.

»Angie.«

»Was sagst du da?«

»Ja, Violetta. Jemand hat sie erschossen.«

»Aber wer, Corinna, wer?«

»Ich habe es nicht genau gesehen, wirklich nicht.«

»Man kann Angie nicht töten!«

»Nein, nicht mit normalen Kugeln. Der Täter muß geweihte Kugeln gehabt haben oder so etwas Ähnliches. Ich weiß es auch nicht genau.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Ja, ich glaube.«

»Wer war es?« fragte Violetta Valeri.

»Ich glaube, dieser Chinese hier.«

Suko blieb fast das Herz stehen. Er lag bewegungslos auf dem Boden. Zwei Untote sprachen über ihn und wußten, daß er die Schuld an der Vernichtung einer Artgenossin trug, die dort am Boden lag.

Sie würden sich rächen.

»Bist du sicher, Corinna?«

»Natürlich.«

Suko hörte genau, wie die andere näher kam. Sie bemühte sich nicht einmal, leise aufzutreten. Dicht neben dem Chinesen blieb sie stehen.

Aus kalten Augen starrte die Valeri auf den Mann. Dann bückte sie sich.

Suko spürte die Hände der Blutsaugerin auf seinem Körper. Die Finger glitten über seine Kleidung, drückten zu und tasteten ihn regelrecht ab, als wollten sie ihn prüfen.

»Willst du ihn auch umbringen?« hörte der Chinese die Stimme dieser Corinna Camacho.

»Ich werde ihn beißen.« Die Valeri kicherte.

»Nein, töte ihn.« Diese Worte hatte eine dritte gesagt. Es war Karin Bergmann. Noch zeigte sie ihre normale Gestalt, aber sie war bereits innerlich erregt, und auf ihrem sonst so glatten Gesicht sonderte sich schon der Schleim ab. Als eine lange Spur rann er nach unten, dem Hals entgegen.

Suko sah es zwar nicht, er roch es aber.

Schon oft genug hatte er diesen widerlich penetranten Geruch der Ghouls wahrgenommen. Sie stanken immer nach Leichen, Friedhof und nach uraltem Moder.

Der Ghoul tötete und beschäftigte sich anschließend mit den Leichen seiner Opfer. Er gehörte in seiner Art zu den widerlichsten Dämonen.

Schrecklich ...

»Hier, nimm die Flasche«, sagte Karin Bergmann. »Schlage sie ihm über den Kopf, aber so, daß er nie wieder aufsteht.«

»Ich will sein Blut«, erwiderte die Vampirin.

»Das kannst du auch trinken. Er braucht ja nicht zu leben.«

»Dann hat es nicht mehr den Keim.«

Die Bergmann fauchte. »Hast du nicht schon von dem Blut eines Menschen gekostet? Sag nicht nein, ich sehe es deinen Lippen an. Sie zeigen noch die Spuren. Jetzt will ich etwas haben.«

»Und ich auch!« mischte sich Corinna Camacho, die Werwölfin, ein.

Für Suko konnte es nur von Vorteil sein, wenn sich die drei stritten. Um so mehr wurde sein Leben verlängert. Da kein Gas mehr einströmte und schon eingedrungenes wieder abgesaugt wurde, reinigte sich die Luft. Die Konzentration war längst nicht mehr so hoch wie noch vor zehn Minuten.

Suko merkte, daß er sich besser bewegen konnte. Seine Reaktionen stimmten. Das Gehirn gab die Befehle, die einzelnen Glieder gehorchten.

Aber er war noch viel zu langsam. Auf einen Kampf hätte er sich nie und nimmer einlassen können, er wäre dabei immer der Unterlegene gewesen.

Jetzt berührten die Finger der Vampirin seinen Hals. An diesem Körperteil waren die Blutsauger besonders interessiert. Die unter der Haut verlaufende Schlagader war mit Blut prall gefüllt. Wenn der Vampir genau traf und seine Zähne in den Hals schlug, dann bekam er das Blut, was ihm zustand.

Du mußt etwas tun!

Der gedankliche Befehl wirkte wie ein Schrei in Sukos Hirn. Er konnte nicht einfach liegenbleiben und zu einem Opfer der Untoten werden. Er sammelte alle Kräfte und zog seinen Arm an. Es klappte, allerdings unter großen Mühen, und er hörte gleichzeitig den aufgeregten Ruf der Valeri.

»Verdammt, er bewegt sich ja!«

»Nimm die Flasche!« kreischte Karin Bergmann.

Da wurde die Tür aufgestoßen.

Suko sah es nicht, aber er vernahm die Schnitte, die dumpf auf dem Teppich klangen. Es war nicht nur eine Person, die den Saal betreten hatte. Der Schrittfolge nach zu urteilen mußten es mehrere sein.

Auch noch Dämonen?

Violetta Valeri richtete sich auf. Die Ankömmlinge hatten dem Chinesen unbewußt das Leben gerettet, denn gewollt hatten sie es sicherlich nicht.

»Nehmt sie mit!« rief Violetta Valeri. »Schafft sie in den Wagen. Und zwar schnell!«

Suko wußte nicht, was damit gemeint war. Aber er wollte es herausfinden.

Abermals konzentrierte er sich auf sein Vorhaben. Den Arm hatte er bisher anwinkeln können, jetzt mußte es ihm einfach gelingen, auch noch den Kopf zu heben.

Suko zog auch noch den linken Arm an. Beide lagen jetzt so, daß er sich abstützen konnte.

Klappte es?

Ja, um eine Idee brachte der Chineser seinen Kopf vom Boden hoch. Er drehte ihn etwas nach links, weg von dem Laufsteg, damit er in den Saal schauen konnte.

Suko sah die Männer.

Die Kerle trugen graue Kittel, waren wuchtig gebaut, und man

sah ihnen an, daß sie vor Kraft strotzten. Sie bewegten sich wie stumpfe Wesen, die nicht denken konnten, und Suko kam der Verdacht, daß sie unter Hypnose standen.

Sie arbeiteten schnell und geschickt.

Jeder packte sich eine Frau, hob sie hoch und schaffte sie aus dem Raum. Dann kehrte er zurück und nahm die nächste.

Die Kerle kamen auch in seine Nähe. Suko bereitete es immer mehr Mühe, sich in der Lage zu halten. Als sich einer der Männer schräg neben ihm bückte und jemanden hochhob, da sah der Chinese das lange schwarze Haar, das wie eine Fahne nach unten fiel.

Shao!

Meine Güte, sie hatten Shao geholt!

Der zweite Typ packte Sheila und brachte sie weg.

Suko war verzweifelt. Er lag nur einen Schritt entfernt, war geschwächt und konnte nicht eingreifen. Diese Minuten waren schlimmer als die nahe Vergangenheit. Eben wegen seiner Hilflosigkeit fühlte sich der Chinese so mies.

Dann sackte er zusammen. Er hatte einfach nicht mehr die Kraft, und die angewinkelten Arme konnten sein Gewicht nicht mehr tragen.

Die Mannequins mußten seine Bemühungen wohl verfolgt haben, denn sie lachten, als Suko so kraftlos wurde. »Du kommst auch noch dran«, versprach ihm Violetta Valeri, »warte nur, verdammter Chinese ...«

Suko erwiderte nichts. Er war zu schwach ...

Der Ansager hatte den scharfen, intensiven Schmerz gespürt, als die Zähne in das straffe Fleisch seines Halses drangen, dann war die Welt in einem roten Nebel versunken, und er selbst fiel hinein in den tiefen Schacht eines untoten Daseins.

Das Leben wurde ihm genommen, ein anderes dafür gegeben.

Ein schreckliches, seelenloses, ein Leben, das der Nacht geweiht war, der Finsternis, dem Grauen.

Er war zu einem Vampir geworden.

Und er erwachte!

Wie eine Marionette setzte er sich auf, als er die Augen geöffnet hatte. Er dachte, fühlte und handelte nicht mehr menschlich, sondern wurde von einem Hunger angetrieben, den man schon mit dem Wort Gier umschreiben konnte.

Er wollte Blut!

Für einige Sekunden blieb er hocken. Dabei bewegte er sein Gesicht und verzog auch die Lippen. Nicht nur innerlich war er zu einem Vampir geworden, sondern auch äußerlich. Aus seinem Oberkiefer trat das hervor, was ihn zum Blutsauger machte.

Zwei spitze, gelblich schimmernde Zähne.

Der Ansager bewegte seinen Mund. Schmatzende Geräusche entstanden. Er vernahm auch die Stimmen, aber die klangen nicht in seiner Nähe auf, sondern aus dem Zuschauerraum. Dort unterhielten sich Menschen.

Menschen?

Wenn sie sich da wirklich befanden, dann bedeutete das Blut.

Menschen hatten Blut. Und Blut brauchte er.

Ein teuflisches Grinsen legte sich auf sein Gesicht, als er sich nach rechts beugte, abstützte und auf die Beine kommen wollte. Dabei traf sein Blick die am Boden liegenden Menschen.

Eine Frau und ein Mann!

Wie eine Alarmsirene schrillte es in seinem Kopf. Und die Idee zuckte gleichzeitig auf.

Warum sollte er den langen Weg gehen, wenn die Opfer direkt in seiner Nähe lagen?

Die Frau und der Mann rührten sich nicht. Sie waren fertig, und sie würden sich nicht wehren.

Neben der Frau lag eine Maschinenpistole. Die interessierte den Vampir nicht, nur die Besitzerin. Sie wollte er als erste leersaugen, und danach war der Mann an der Reihe.

Ja, ein guter Plan.

Der Conferencier rieb sich die Hände. Bleich war sein Gesicht. Bleich und blutleer. Als er den Kopf bewegte und sich die Haut an seinem Hals straffte, waren deutlich die Einstiche zu sehen, die die Vampirzähne hinterlassen hatten. Zwei rötlich schillernde Punkte, genau im Abstand der beiden spitzen Zähne, die Violetta Valeri in ihrem Oberkiefer trug.

Der Ansager dachte nicht mehr daran, was vorher gewesen war. Das interessierte ihn nicht. Er lebte nur noch sein neues Leben, sein untotes Dasein.

Und er wußte auch nicht mehr, wer LadyX war und daß sie im Prinzip zu ihm gehörte.

Für ihn war sie ein Opfer! Angefüllt mit Blut, das sein Weiterleben garantierte. Und existieren wollte er, auch als Untoter. Er würde Angst und Schrecken bringen, die Menschen sollten ihm Untertan sein, er brauchte ihren Lebenssaft, nur das war für ihn wichtig.

Er beugte sich vor, wobei er seine Arme ausstreckte und beide Hände auf die Schultern der Frau legte. Sie hatte die falsche Lage, sie sollte auf dem Rücken liegen.

Der Ansager gab sich Mühe, Pamela Scott herumzudrehen. Dabei knurrte und fauchte er, wurde wütend, weil es nicht sofort klappte. Er kniete sich hin.

Ja, so ging es.

Lady X kippte herum. Jetzt lag sie auf dem Rücken. Unbewegt war das blasse Gesicht. Der Mund stand offen. Zwei Zahnreihen schimmerten, aber keine spitzen Vampirzähne.

Sie war normal ...

Nicht mehr lange, so dachte der Vampir. Er würde es ihr zeigen, sie sollte eingehen in den Kreis der Untoten.

Ein Teil der dunklen Haare lag noch auf ihrem Gesicht und berührte auch den Hals. Der Untote wischte sie weg.

Dabei stieß er Geräusche aus, die an das Schmatzen eines Ghouls erinnerten. Das war die wilde Vorfreude auf das Blut, die ihn erfüllte. Ja, sie würde keine Chance mehr haben, jetzt war er an der Reihe.

Für wenige Sekunden schaute er noch in das Gesicht.

Nichts regte sich darin. Die Frau war völlig ahnungslos. Sie lag in tiefer Ohnmacht, aber das Herz schlug gleichmäßig. Der Vampir streckte den Arm aus. Die Finger der rechten Hand umfaßten das Kinn der Scott. Ein Ruck, und der Vampir drehte ihren Kopf auf die linke Seite.

Jetzt sah er den Hals.

Das Lächeln, das sein Gesicht veränderte, war teuflisch. Er

würde sie beißen. Gleich, in den nächsten Sekunden, dann hackte er zu, seine Zähne fanden den Weg zu ihrem Blut, und sie konnte nichts, aber auch gar nichts daran ändern.

Er beugte sich vor ...

Dabei ahnte er nicht, daß er etwas Ungeheures in Bewegung setzte. LadyX war ein Mitglied der Mordliga. Sie stand praktisch auf seiner Seite, nur war sie noch ein Mensch, eine ehemalige Terroristin, die kein Gewissen hatte.

Aber das wußte der Mann nicht, der zu einem Vampir geworden war. Für ihn war LadyX ein Opfer wie jedes andere auch.

Er ließ sich nicht mehr aufhalten.

Ruckartig beugte er sich nach vorn. Obwohl er erst seit wenigen Minuten ein Vampir war, kannte er die Bewegung, wußte genau die Stelle, wo er das meiste Blut saugen konnte. Das schien ihm mit dem Biß eingepflegt worden zu sein.

Er hörte zwar die Stimmen aus dem Zuschauerraum, doch das alles interessierte ihn nicht.

Das Opfer war wichtiger.

Der Vampir biß zu!

Die beiden spitzen Zähne trafen zielsicher die Ader, aus der das Blut sprudelte.

Gleichzeitig ging ein Ruck durch die Gestalt der Frau. Plötzlich öffnete sie die Augen, und im ersten Moment begriff sie nicht oder wollte nicht begreifen, was dort vor sich ging.

Sie hörte jedoch die Sauggeräusche.

Panik stahl sich in ihre Augen. Zum erstenmal wohl, seit sie der Mordliga angehörte, spürte sie die heiße Angst. Ihr Gesicht verzerrte sich, sie wollte den Vampir von sich stoßen, doch sie schaffte es nicht einmal, ihre Arme anzuheben. Eine nie erlebte Mattheit hatte von ihr Besitz ergriffen und war überfallartig über sie gekommen.

Was Vampiro-del-mar sich zwar insgeheim gewünscht, aber nie geschafft hatte, das brachte ein normaler Untoter fertig. Er saugte LadyX das Blut aus und machte sie zu einem Vampir. Das Gas hatte sich wirklich als ein Bumerang für die Mitglieder der Mordliga erwiesen.

Und ein Zurück gab es nicht!

Pamela Scotts Gesichtszüge entspannten sich. Der Schrecken schwand. Er machte einer kalkigen Blässe Platz. Als würden schwere Gewichte auf ihren Augen lasten, so klappten die Deckel langsam zu.

Der Vampir ließ nicht von seinem Opfer ab. Er war in einen regelrechten Rausch gefallen, er saugte LadyX leer bis zum letzten Blutstropfen. Er war der Herr, sie das Opfer.

Sein erstes ...

Weitere sollten folgen!

Erst nach Minuten richtete er sich auf. Blutverschmiert war sein Mund. Er wischte sich nicht einmal über die Lippen. Das weiße Hemd zeigte am Kragen rote Flecken. Doch das waren Dinge, die ihn nicht interessierten. Er hatte seine erste Nahrung gefunden, nur das zählte für ihn.

Der Vampir fühlte sich gut. Vor allen Dingen sehr gekräftigt. Er drehte sich um und sah den Mann.

In seinem Augen blitzte es.

Gleichzeitig spürte er den Hunger nach noch mehr Lebenssaft. Wenn sich die Chance schon einmal bot, warum sollte er nicht auch noch ein zweites Opfer nehmen? Vorgenommen hatte er es sich schließlich.

Der Untote setzte seinen Plan sofort in die Tat um. Er drehte sich um und streckte seinen rechten Arm aus, weil er den Mann ebenfalls auf den Rücken drehen mußte.

In diesem Augenblick bewegte er sich ...

In der Nähe der Kehle schien sich die Übelkeit zu verdichten. Sie stieg vom Magen her hoch, und ich hatte ein Würgegefühl im Hals, das wirklich nicht angenehm war.

Am liebsten hätte ich mich erbrochen, aber das ging irgendwie nicht, und einen Finger in den Hals stecken konnte ich auch nicht, denn ich konnte mich kaum bewegen.

Dafür öffnete ich die Augen.

Ein dicker Balken befand sich in meinem Blickfeld und beeinträchtigte es. Zuerst dachte ich an einen Baumstamm, kniff ein Auge zu, öffnete es wieder und konnte nun genauer sehen, wobei

mir klar wurde, daß der Balken kein Baumstamm war, sondern zu einem Stuhlbein gehörte. Das Sitzmöbel befand sich dicht vor meinem Gesicht.

Und ich lag ebenfalls flach.

Mein Gott, war mir übel. Zudem hatte ich ein dumpfes Gefühl im Kopf, als wäre der Schädel auf mindestens das Doppelte angewachsen. Meine Gedanken bewegten sich träge, ich wußte zuerst nicht, was überhaupt Sache war.

Bis ich die Geräusche hörte.

Meine Ohren hatten nicht gelitten, und über diese Geräusche hätten sich vielleicht die meisten Menschen den Kopf zerbrochen, weil sie ihnen unbekannt waren, mir jedoch nicht. Ich hatte sie leider schon oft genug vernommen.

Dieses widerliche Saugen war mir wohlbekannt, es konnte eigentlich nur von einem Vampir stammen.

Vampir?

Plötzlich gab es in meinem Kopf einen Blitz, sinnbildlich gesprochen. Und jetzt war die Erinnerung da. Natürlich, ich hatte gegen einen Vampir gekämpft. Und nicht nur gegen ihn, auch gegen eine alte Feindin, LadyX genannt.

War ich tot?

Der Gedanke kam nicht von ungefähr, denn ich erinnerte mich wieder daran, daß sie mit schußbereiter Maschinenpistole vor mir gestanden hatte und mich töten wollte.

Warum hatte sie es nicht geschafft? Wenn mich im nachhinein die Erinnerung nicht trog, dann hatte ich Schüsse vernommen, aber die Kugeln mußten gefehlt haben, sonst würde ich nicht hier auf dem Boden liegen, sondern wäre irgendwo im Himmel oder in der Hölle.

Die Sauggeräusche verstummten.

Dafür vernahm ich andere. Jemand bewegte sich neben mir. Er rutschte über den Teppich auf mich zu. Zwar hatte ich einen K.o. durch Gas zu verkraften, doch mein Gedächtnis hatte nicht gelitten. Wenn sich tatsächlich in meiner unmittelbaren Nähe ein Vampir befand, dann wollte er sich bestimmt auch mit mir beschäftigen.

Himmel, das wäre fatal gewesen.

Ich wollte hoch.

Es blieb beim Vorsatz. Ich schaffte es soeben noch, meinen rechten Arm anzuziehen und den linken folgen zu lassen. Allein diese Bewegung kostete mich Schweiß.

Dann spürte ich die Berührung.

Es war eine Hand, die sich auf meine Schulter gelegt hatte. Für die Hand einer Frau war sie zu groß, LadyX konnte es also nicht sein. Blieb der Vampir.

Schon hörte ich sein Hecheln.

Tatsächlich, Freunde, er hechelte wie ein Hund. Wahrscheinlich in wilder Vorfreude, und mir rann ein Schauer nach dem anderen über den Rücken. Ich hatte Angst.

Angst, weil ich so hilflos war. Dieses Gas hatte meine Reaktionen gelähmt, der Vampir würde leichtes Spiel mit mir haben.

Was sollte ich tun?

Sein Griff wurde härter. Ich ahnte, was er vorhatte. Er wollte mich auf den Rücken drehen, damit mein Hals frei lag und er seine Zähne in die Ader schlagen konnte.

Das Spiel war mir nicht neu.

Ich versuchte mich dagegen zu wehren. Es gelang mir nicht, der andere war einfach zu stark. Vampire sind praktisch doppelt so stark wie Menschen. Deshalb war ihnen ein normaler Mensch auch in einem Kampf ohne entsprechende Waffen unterlegen. Ich fiel auf den Rücken.

Zum erstenmal sah ich den Blutsauger dicht vor mir. Es war keines der Mannequins, sondern ein Mann, den ich kannte.

Der Ansager!

Wieder erinnerte ich mich. Ich hatte selbst erlebt, wie er von einem weiblichen Blutsauger gebissen worden war. Mein Plan war es gewesen, dies zu verhindern, ohne Erfolg, wie ich jetzt auf schreckliche Art und Weise erkennen mußte.

Noch verschwamm das Gesicht vor meinen Augen. Dennoch sah ich deutlich das Blut in seinen Mundwinkeln, und auch der ehemals weiße Kragen zeigte rote Flecken.

Dort waren die roten Tropfen zu langen Bahnen verlaufen, sie sahen aus wie Ketchup-Spritzer.

Er schluckte und knurrte in einem. Seinen Mund hielt er offen, so daß ich die Zähne sehen konnte. Auch an ihnen klebte noch Blut, und erst jetzt begriff ich.

Der Vampir hatte sich bereits ein Opfer geholt!

Aber wen?

Da gab es eigentlich nur eine Antwort. Die Frau, die neben mir auf dem Boden lag.

LadyX!

Für einen Moment vergaß ich meine eigenen Sorgen und hätte am liebsten gelacht, als ich daran dachte, was dieser Blutsauger der Mordliga angetan hatte. Aber zum Lachen war mir nicht zumute, dazu ging es mir einfach zu dreckig.

Bei normalen Kräften hätte es mir nichts ausgemacht, den Vampir sozusagen mit links zu besiegen. Ein Schuß aus der Beretta, und es hätte ihn gegeben.

Doch jetzt fühlte ich mich kaputt, ausgelaugt, kraftlos, und gegen die übermenschlichen Kräfte des Blutsaugers kam ich sowieso nicht an. Er rammte seine Arme vor und drückte beide Hände fest gegen meine Schultern. So preßte er mich auf den Boden.

Ich wollte die Beine anziehen, was mir nicht gelang, denn er hockte auf mir. Sein Gewicht nagelte meinen Körper am Boden fest. Wie sollte ich mich noch wehren?

Ich bewegte meine Arme. Auch sie lagen flach am Boden. Mit der rechten Hand stieß ich gegen den Stuhl, die Finger schlossen sich auch um das Bein, aber ich bekam das verdammte Sitzmöbel nicht hoch.

Es war zu schwer, ich war zu schwach.

»Blut!« keuchte er. »Dein Blut ...« In wilder Vorfreude verdrehte er die Augen, und ich zitterte. Sollte es einem einfachen Blutsauger gelingen, mich umzubringen? Viele hatten es versucht, mächtige Dämonen vor allen Dingen. Keinem war es bisher gelungen, und jetzt hockte dieser 08/15-Vampir, der noch vor einer Stunde ein Mensch gewesen war, auf mir und wollte mich töten.

Seine Hände lösten sich von meinen Schultern, und bevor ich mich aufrichten konnte, packte er wieder zu.

Diesmal umklammerten seine Klauen meinen Hals. Kaum hatten die Finger das Fleisch an meiner Kehle berührt, da drang ein gellender Schrei aus seinem Mund. Er riß ihn weit auf, so daß ich das Gefühl haben konnte, die Kiefer würden ausgerenkt. Die Augen verdrehten sich, und er löste die Hände von meinem Hals, als hätten sie ein glühendes Stück Eisen berührt. Was war geschehen?

Ich sah es, als seine Arme zurückfuhren und er mir die offenen Handflächen präsentierte.

Dort entdeckte ich einen Abdruck.

Er war ziemlich lang und zog sich quer durch die Innenflächen beider Hände. Sogar Qualm stieg daraus hervor, ich roch verbranntes Fleisch und wußte plötzlich, wem oder was ich den Umstand meiner vorläufigen Rettung zu verdanken hatte.

Der Kette!

Der silbernen Kette, an der mein geweihtes Kreuz hing!

Als der Vampir seine Hände um meinen Hals schlang, da hatte er zwangsläufig die Kette berührt. Auch sie war geweiht, und das hatte der Blutsauger zu spüren bekommen.

Der Schmerz wühlte in ihm. Er riß die Arme hoch und fuhr zurück, wobei er schrie und den Kopf schüttelte. Er kippte schwer auf die Seite und überrollte sich ein paarmal.

Das kam mir sehr gelegen. Obwohl ich noch ziemlich schwach war, gelang es mir, mich zur Seite zu wälzen. Ich fiel gegen den Stuhl, hob meinen rechten Arm und klatschte die Hand auf die Sitzfläche.

Den Stuhl wollte ich als Hilfe benutzen, wenn ich mich in die Höhe stemmte. Hoffentlich schaffte ich es.

Es kostete mich eine ungeheure Anstrengung. Der Schweiß drang mir aus sämtlichen Poren. Als glänzende Schicht lag er auf meinem Gesicht. Meine Glieder zitterten. Das Gas schien eine gemeine Langzeitwirkung zu haben.

Ich hatte den Mund weit aufgerissen, keuchte und würgte. Mit Entsetzen sah ich, daß sich der Vampir ein wenig erholt hatte. Zwar faulten seine Hände langsam ab, die Haut wurde grau und dann schwarz, aber er war noch nicht tot, und er dachte nicht im Traum daran, aufzugeben.

Mein Gott, was bereitete mir dieser Vampir für eine Mühe! Er bewegte sich ebenso torkelnd wie ich, als ich vor der Mündung der Maschinenpistole gestanden hatte. Er schwankte und keuchte. Er schaute mich nicht an, sondern hielt den Kopf gesenkt, und sein starrer Blick erfaßte die auf dem Boden liegende MPi. Irgendwie mußte es doch noch einen Reflex in seinem untoten Hirn geben, denn normalerweise verachteten Vampire automatische Waffen. Auf die MPi stolperte er zu. Es fiel ihm schwer, sich zu bücken. Er stieß die Waffe mit der rechten Schuhspitze an und kickte sie ein wenig weiter, so daß sie mit der Mündung gegen den Kopf der am Boden liegenden LadyX prallte.

Es wäre eine wirklich gute Chance gewesen, sie zu besiegen, wenn ich bei normalen Kräften gewesen wäre. Aber so konnte ich mich kaum bewegen.

Mir ging es um keinen Deut besser als dem Blutsauger, der ebenfalls seine Schwierigkeiten hatte, vielleicht sogar noch schlechter dran war.

Dann stürzte er zu Boden.

Er fiel schwer hin und schaffte es dennoch, die MPi an sich zu nehmen.

Ich lag auf dem Stuhl. Quer über der Sitzfläche hing mein Oberkörper, der Schwindel hatte mich erfaßt, und keuchend holte ich Luft.

Sollte ich verlieren?

Der Vampir richtete sich auf. Die MPi lag nicht mehr auf dem Boden. Sie befand sich in den faulenden Händen des Blutsaugers. Und er schwang damit herum.

Die Mündung wanderte. Ich sah es wie im Zeitlupentempo, und verdammt, ich war zu schwach, um mich noch weiter in meiner Stellung, geschweige auf den Beinen zu halten.

Ich rutschte von der Sitzfläche. Mit den Knien berührte ich zuerst den Boden, die Arme hatte ich noch ausgestreckt, wobei sich meine Finger um die Kante der Sitzfläche klammerten, aber mein Gewicht zog mich nach hinten, und der Stuhl geriet stark ins Wanken.

Würde er kippen?

Ich sammelte all meine Kräfte, versuchte die Schwäche aus

meinen Puddinggliedern zu treiben, doch die Nachwirkungen dieses teuflischen Gases waren zu stark.

Die Mündung der Maschinenpistole pendelte sich auf das Ziel ein. Und das Ziel war ich.

Verzerrt sah ich das Gesicht des Blutsaugers. Es zog sich wieder auseinander, als bestünde es aus Gummi, aber der Wille, mich zu töten, stand in den seelenlosen Augen.

Noch immer fixierten wir uns.

Eine Sekunde, zwei ...

Warum schoß er denn nicht, zum Teufel?

Ein Stöhnen entrang sich meiner Brust. Er wollte mich quälen, ja, das war es. Er wollte ...

Nein, er konnte nicht. Meine Augen wurden weit, ich wollte es kaum glauben, aber es war eine Tatsache. Die Maschinenpistole sank nach unten, und gleichzeitig fielen seine Hände ab.

Sie waren durchgefault!

Der Kraft des geweihten Silbers hatten sie nichts entgegenzusetzen gehabt. Die Maschinenpistole war schwer, sehr schwer sogar, und der Vampir hatte sie nicht mehr halten können. Sie war ihm aus den Fingern gefallen.

Mit den Händen zusammen fiel sie zu Boden. Es war ein schlimmes Bild, das ich da zu sehen bekam, und ich stellte auch fest, daß die Verfaulung weiter fortschritt. Der einmal in Gang gesetzte Prozeß ließ sich nicht mehr aufhalten.

Auch an den Unterarmen entdeckte ich die ersten braunschwarzen, fauligen Streifen, mehr war nicht zu sehen, weil Hemd und Jackettärmel den weiteren Körper verdeckten.

Es war schlimm.

Nicht nur für ihn, sondern auch für mich. Ich hatte nicht mehr die Kraft, mich zu halten. Ich fiel wieder zu Boden. Mit angewinkelten Beinen blieb ich liegen.

Der Vampir starb, daran gab es nichts mehr zu rütteln. Er hatte sich zwar noch aufgeafft, aber er torkelte bereits wie ein Betrunkener durch die Garderobe. Dabei schlug er mit seinen Armstümpfen um sich, fetzte Kleidungsstücke von den Bügeln, fiel über einen Garderobentisch und räumte ihn leer.

Tiegel, Flaschen und Tuben fielen zu Boden. Aus manchen lief

das Zeug aus und versickerte irgendwo im Teppich. Ein süßlicher Geruch traf meine Nase.

Es war das letzte, was ich bemerkte. Der zweiten Ohnmacht konnte ich mich nicht mehr entgegenstemmen ...

Die Männer arbeiteten schnell und gezielt.

Insgesamt zwölf Frauen schafften sie weg, und sie wurden bei ihrer Arbeit nicht gestört.

Wohl überwacht.

Tokata und Vampiro-del-mar standen bereit. Sollte einer aus der Reihe tanzen, würden sie rücksichtslos durchgreifen.

Nicht nur Shao und Sheila befanden sich unter den jungen Frauen, sondern auch Jane Collins. Sie hob man als letzte hoch.

Einer der Männer wuchtete sich die Detektivin über die Schulter, als wäre sie ein eingerollter Teppich.

Suko hätte gern eingegriffen, aber er schaffte es nicht. Der Chinese lag am Boden und fühlte sich nicht in der Lage, eine seiner Waffen zu ziehen.

Und die drei Mannequins behielten ihn im Auge. Sie würden es auf keinen Fall zulassen, daß Suko irgendeine Reaktion zeigte oder gar angriff. Den Chinesen wollten sie unter Kontrolle haben. Daß er gefährlich war, hatte er schließlich bewiesen, als er Angie Hall, eine von ihnen, tötete.

Die letzte Frau war hinausgeschafft worden. Suko rechnete damit, daß man auch ihn packen würde, aber das geschah nicht. Statt dessen trat ein anderes Ereignis ein.

Der Chinese hörte Schritte.

Nicht vor ihm, sondern über ihm, wo sich der Laufsteg befand. Dort ging jemand.

Sukos Lage war schlecht, er konnte sich zwar umdrehen, aber nicht in die Höhe schauen. Und doch mußte es dort jemanden geben, der die Aufmerksamkeit der drei Mannequins erregte, denn sie hatten die Köpfe gewandt.

Die drei konnte Suko erkennen. Und er sah auch den Schleim auf dem Gesicht der Karin Bergmann, wobei Suko, der Fachmann,

sofort wußte, daß er es hier mit einem weiblichen Ghoul zu tun hatte.

Überraschung zeichnete die Züge der Mannequins. Und dann sagte Violetta Valeri einen Satz.

»Bist du es, Pamela?«

»Ja«, vernahm Suko die Stimme der Lady X. »Ich bin es wirklich, meine Lieben.«

»Aber du bist ja - du bist ...«

»Ihr habt schon richtig gesehen, ich bin zu einem Vampir geworden. Zu einem Blutsauger.« Suko hörte das Lachen. So tragisch schien sie es nicht zu finden, aber der Chinese war wirklich überrascht.

LadyX ein Vampir!

Das war doch ein Ding der Unmöglichkeit. Das konnte es nicht geben, das durfte nicht wahr sein, das war ein Hammer, wirklich ...

Und doch war es wahr!

»Wie ist es geschehen?« wollte Corinna Camacho wissen. »Wer hat dich zu einem Vampir gemacht?«

»Ich weiß es nicht.« Lady X sprang vom Laufsteg. »Ich will weg«, sagte sie. »Sofort!«

Jetzt kam auch Vampiro-del-mar näher. Was ihm im Weg stand, schleuderte er zur Seite. Dicht vor LadyX blieb er stehen.

Die beiden schauten sich an.

»Nein!« keuchte Vampiro-del-mar. »Nein, das kann es doch nicht geben! Du ein Vampir?«

»Ja.«

»Und ich wollte immer dein Blut!« knirschte er. »Ich durfte es nicht. Schon auf der Insel, als man mich weckte, da wollte ich dich leersaugen, und jetzt ist es vorbei. Ein anderer hat dich erwischt. Wer hat es getan, wer, zum Teufel?«

»Vielleicht der Ansager. Vielleicht ...«

»Und Sinclair?«

»Er liegt noch da.«

»Dann töte ihn. Oder ich ...«

Der Vampir sprach nicht mehr weiter, denn plötzlich heulte eine Sirene. Alarm!

Irgend etwas mußte schiefgelaufen sein. Davon aber hatte kein Dämon etwas geahnt. Ihren Auftrag jedoch hatten sie erfüllt, jetzt mußten sie verschwinden.

Suko vernahm noch die hastigen Schritte und hörte auch das Kreischen der Mannequins.

Dann wurde es still.

Ein Spuk war gekommen, ein Spuk war vorbei, zurück blieben die gräßliche Erinnerung, das Grauen und die Angst ...

Kenner waren der Meinung, daß der Herbst in Clichy wohl zu dem Schönsten gehörte, was man überhaupt erleben konnte.

Wenn die Strahlen der Oktobersonne den verträumten Ort trafen und das bunte Laub der Bäume noch einmal auf Hochglanz polierten, dann hielt die Menschen nichts mehr in den kleinen Häusern. Dann wollten sie hinaus in die Natur, um zu genießen oder einfach nur zu schauen. Man konnte annehmen, irgendwo in der Provinz zu sein und nicht am Stadtrand von Groß-Paris.

Clichy war eine Enklave, ein Ort der Ruhe, der Erholung. Hier tankten Manager Kräfte, und wer viel Geld hatte, kaufte sich hier ein Landhaus und wurde eins mit der Natur.

Bäche, Wälder, Wiesen, ein großer Baumbestand, das alles verzauberte irgendwie. Nicht umsonst wurde Clichy auch von Künstlern, Malern und Schriftstellern frequentiert.

Es war teuer geworden, hier zu wohnen. Wer von den Künstlern in Clichy lebte, war längst etabliert.

Man hatte Parks geschaffen. Einige wurden von den Spaziergängern besucht, besonders weil es im Park noch ein kleines Restaurant gab, auf dessen Terrasse man die Strahlen der Herbstsonne genießen konnte.

Früher hatte es fast nur die Alten nach Clichy gezogen, aber heute waren es die jüngeren Menschen, die der Hektik und dem Streß der nahen Großstadt entfliehen wollten.

Und in einem der Parks lag auch die Schönheitsfarm.

HAPPY HEALTHY BEAUTYFARM.

Das Schild war überhaupt nicht zu übersehen. Wem die Farm gehörte, wußte niemand. Ein englischer Kosmetik-Konzern sollte

sich dahinter verbergen, allerdings wußten selbst der Bürgermeister und seine Stadtverordneten nicht, wer dieses Gebäude gekauft hatte.

Das Geschäft hatten die Besitzer über Makler und Anwälte ablaufen lassen. Nach dem Kauf des alten Hauses waren die Handwerker gekommen und hatten umgebaut. Es wurde renoviert, modernisiert und abgerissen. Die Grundmauern allerdings hatte man stehenlassen, so daß der Eindruck des Alten erhalten blieb. Auch das Dach war unverändert geblieben, und der französische Staat hatte sogar noch dafür Geld gegeben, denn das Haus stand unter Denkmalschutz.

Es lag eingebettet in einen wunderschönen Park mit altem Baumbestand. Die Ulmen, Eichen und Platanen breiteten ihre starken Äste über Spazierwege aus, die von einem Gärtner laubfrei gehalten wurden. Der Rasen war kurz geschnitten und wirkte wie ein flaches grünes Meer. Bänke standen überall verteilt, im Sommer mit kleinen Tischen, wo das Personal servierte.

Wer sich auf der Schönheitsfarm liften lassen oder abspecken wollte, mußte zahlen. Nur sehr begüterte Menschen konnten sich einen Aufenthalt leisten, und es waren in der Tat Millionäre, deren schwere Wagen über den geteerten Hauptweg anrollten.

Mercedes, Bentley, Rolls-Royce, das waren Automarken, die zum Bild der Klinik gehörten.

Es ging das Gerücht um, daß die Spezialisten und Ärzte aus einer 70jährigen eine 50jährige zaubern konnten. Filmstars, die ähnliche Kliniken besucht hatten, waren der Beweis dafür.

Chef der Klinik, die erst seit ungefähr zehn Monaten bestand, war ein Engländer. Er hieß Francis Drusian, und auf sein Kommando hörte alles. Er ließ keinen neben sich gelten und kümmerte sich um alles. Ein schweigsamer, verschlossener Mensch, dessen Blick zumeist stechend und nie freundlich war. Er ging immer ein wenig gekrümmt und hatte die Hände in den Taschen seines blütenweißen Kittels begraben.

Aus London kam er und hatte dort bei dem Kosmetik-Konzern gearbeitet, dem auch die Klinik hier gehörte.

Er war der Herrscher, hatte fast immer schlechte Laune oder saß grübelnd in seinem Büro. Niemand konnte ihn durchschauen,

manche hielten ihn für einen Teufel, denn unter seinen Händen veränderten sich die Menschen.

Francis Drusian nannte sich selbst genial.

An Komplexen litt er wirklich nicht, aber es kümmerte ihn nicht, wie andere darüber dachten. Er war der Meister, er war der Herr, und ihm mußte man gehorchen.

Das taten auch die Patienten. Widerspruchslos befolgten sie seine Anordnungen. Der Chefarzt konnte von ihnen verlangen, was er wollte, sie taten es.

Er lächelte innerlich, wenn er seine Patienten besuchte. Sie waren wie Wachs in seinen Händen. Wachs, das sich formen ließ. Und er würde sie formen, das hatte er sich fest vorgenommen. Heute, morgen, immer ...

Jemand hielt mir etwas unter die Nase, wobei ich das Gefühl hatte, zu explodieren.

Statt dessen riß ich den Mund auf, hörte mich selbst schreien.

»Endlich kommt er zu sich«, vernahm ich eine Männerstimme, die wie durch Watte an meine Ohren drang.

Ich öffnete die Augen.

Soeben noch sah ich die Hand mit dem Riechfläschchen, wie sie aus meinem Blickfeld verschwand. Dann schob sich ein Kopf in mein Gesichtsfeld, der mir nicht unbekannt war.

Graue Haare, scharf blickende Augen, etwas hagere Wangen. So sah der Mann aus, der uns am Flughafen verhört hatte.

Paul Meurisse.

Was er eigentlich war und tat, das wußte ich noch immer nicht.

Bisher hatte er uns noch nicht aufgeklärt, welchen Posten bei welchem Geheimdienst er bekleidete. Im Prinzip war es egal, ich hoffte nur, daß ich mit ihm gut zusammenarbeiten konnte.

»Wieder da?« fragte er.

»Kaum.«

»Können Sie aufstehen?«

»Mal sehen.«

Viel besser als beim ersten Erwachen ging es mir jetzt zwar auch nicht, aber ich spürte nicht mehr so sehr das Würgen in meiner

Kehle. Auch mein Kopf war klarer, ich konnte wieder besser denken und auch Folgerungen ziehen.

Noch immer lag ich in der Garderobe. Diesmal war von LadyX keine Spur zu sehen. Von dem Vampir allerdings schon. Neben den Schminktischen lag eine Gestalt oder das, was von ihr übriggeblieben war. Ich sah ein Bündel Kleider und einen Rest Asche, vermischt mit Knochen und kleinen Splittern.

Ich schluckte. Normalerweise verfaulte ein Untoter, der vor kurzer Zeit zum Vampir geworden war, nicht, wenn man ihn erlöste. Aber mein Kreuz und damit auch die Kette hatten eine so große zerstörerische Kraft, daß der Ansager buchstäblich verfault war.

Schlimm ...

Der Stuhl, auf dessen Sitzfläche ich gelegen hatte, stand noch in meiner Nähe. Er war besetzt. Suko hockte darauf und grinste mich an. Leider war sein Grinsen nicht froh und heiter, sondern schal und gequält.

Mir schwante Schlimmes.

»Gib mir die Hand«, sagte ich.

Der Chinese half mir hoch. Dann stand ich. Mein Gott, war das schlimm. Der Raum wurde plötzlich zu einem Kreisel. Alles drehte sich, sogar der Boden, und auch mich packte der Schwindel, so daß ich mich von allein nicht auf den Beinen halten konnte. Suko und Meurisse stützten mich.

»Tief durchatmen«, sagte der Grauhaarige.

»Und A sagen, wie?«

»So ungefähr, Kollege.«

Der hatte gut reden. Ich hatte schließlich das Gift einatmen müssen, und auch Suko, der mir ebenfalls einen Eindruck machte, als würde er nur noch versuchsweise leben. Ihn hatte das Zeug ebenso von den Beinen gehauen.

Meurisse schob mir einen Stuhl hin. »Hier, das ist für Sie am besten, Sinclair.«

Ich nahm Platz.

»Sieht bescheiden aus, die Lage«, sagte Suko.

»Wieso?«

»Vermißt du keinen?«

Und ob ich welche vermißte. Die drei Frauen. Aber ich hatte mich nicht getraut, danach zu fragen. Sie waren verschwunden, und ich konnte mir auch denken, wer sie sich geschnappt hatte.

»Du hast es nicht verhindern können?« fragte ich leise.

»Nein, John, es ist wirklich nur einem Zufall zu verdanken, daß wir beide noch leben.«

»Und welchem?«

»Das erkläre ich Ihnen besser«, erwiderte Meurisse. »Unsere Gegner sind durch einen der Notausgänge in das Centre Pompidou eingedrungen. Allerdings nicht durch einen offiziellen Notausgang, sondern durch einen, der nur Eingeweihten bekannt ist. Sie haben das Tor aufgebrochen, und das fiel einem der Wärter auf. Zum Glück war der Mann noch neu hier. Er wußte nicht, was er tun sollte, zudem war niemand in der Nähe, den er fragen konnte, und so gab er General-Alarm. Sie können sich vorstellen, was da los war. Überall heulten Sirenen. Die Menschen verließen aus allen Richtungen das Gebäude. Sie wollten nur weg. Ebenfalls Ihre und unsere Gegner, auch die hielt nichts mehr, und im Schutz der allgemeinen Verwirrung konnten sie entkommen.«

»Wohin?« fragte ich.

Da hob Meurisse die Schultern. Es wußte keiner Bescheid, ebensowenig wie ich - oder?

»Doch«, sagte ich, »da gibt es noch eine Möglichkeit.«

»Und welche?«

»Happy Healthy Beautyfarm.«

Meurisse winkte ab. »Meinen Sie den Laden in Clichy?«

»Ja, Clichy wurde von den Mannequins erwähnt. Diese vier Damen sind nämlich nicht normal. Das heißt, es sind keine normalen Menschen.«

»Drei«, berichtigte Suko.

Ich schaute ihn an.

»Eine habe ich erschossen«, stellte der Chinese richtig.

»Ah, das war also der Schuß, den ich gehört habe.«

»Die Entführungen habe ich aber nicht verhindern können. Ein Mist ist das.«

»Sie gehen also davon aus, daß sich die drei Frauen auf der Schönheitsfarm befinden«, sagte Paul Meurisse.

»Ja.«

»Dann nichts wie hin.«

Ich grinste schief. »Gehen Sie immer so forsch vor, Mister?«

»Wieso?«

»Wenn wir mit großem Aufgebot anrücken, werden die Dämonen nur nervös. Und das ist verdammt schlecht.«

Meurisse verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. »Dämonen, wenn ich das schon höre.«

»Ist aber eine Tatsache.«

»Na ja.«

»Die Mordliga mischt schwer mit«, sagte Suko. »Und sie hat einen Rückschlag erlitten, wofür wir gar nichts können.«

»Ich weiß. LadyX ist zu einem Vampir geworden. Eigentlich müßten wir dem Ansager dankbar sein, aber er wollte auch mich zu einem Blutsauger machen.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Meurisse.

Ich berichtete, was mir widerfahren war, und der Polizist schüttelte nur den Kopf.

»Wie sieht es eigentlich vorn aus?« wollte ich wissen.

»Die Polizei hat sich um die Gäste gekümmert. Einige sind im Krankenhaus. Das verdamnte Gas.«

»Ja, das stimmt.« Auch ich spürte die Nachwirkungen noch. Mein Schädel schien weiterhin Ähnlichkeit mit einem Ballon zu haben, wenn das dumpfe Gefühl auch mittlerweile nachgelassen hatte.

Ich stand auf. Diesmal klappte es. Auch Suko erhob sich. Mit etwas staksigen Schritten ging ich in Richtung Laufsteg.

Leer lag er vor mir. Im Zuschauerraum sah ich einige Polizisten. Die Tür stand weit offen. Frische Luft drang mir entgegen.

Niemand hatte aufgeräumt. Noch immer lagen die Tische und Stühle am Boden. Dazwischen die Flaschen und die zerbrochenen Gläser. Es war wirklich ein Chaos. Wenn ich daran dachte, wer alles hier gegessen hatte, mein Gott, das war schlimm!

Wir vermißten Jane, Sheila und Shao. Man hatte sie weggeschleppt, und ich ahnte Schlimmes. Diese Kliniken waren undurchschaubar. Da konnte man Menschen auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen. Ähnliches hatte ich schon

erlebt, und die Sorgenfalten in meinem Gesicht vertieften sich. Diesmal hatten uns die Gegner wirklich voll erwischt, indem sie alle drei Frauen entführten.

Wie verloren stand ich auf dem Laufsteg, während unter mir die Polizisten noch einmal alles durchsuchten und Spuren aufnahmen. Die Überreste der Angie Hall wurden weggeschafft. Sie lagen in einem Kunststoffsarg, den zwei Leute trugen.

Dann stand Suko hinter mir. Er fühlte ähnlich wie ich. Als ich mich umdrehte, wußte ich Bescheid.

Hart hatte der Chinese die Lippen zusammengepreßt. »Wir werden sie finden, Suko«, sagte ich. »Ganz bestimmt.«

»Ja, John.«

Es klang wie ein Schwur.

Paul Meurisse gesellte sich zu uns. »Hier können wir wohl nichts mehr machen, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Und jetzt?« Meurisse rieb über seine Nase.

Was ich brauchte, waren Informationen über die Schönheitsfarm. Darauf sprach ich Meurisse an.

»Das ist kein Problem«, erwiderte er, »die haben wir schnell.«

»Wie schnell?«

»Jetzt ist die Nachtschicht an der Reihe. Nur halbe Besetzung. Zwei Stunden?« Fragend schaute er mich bei dieser Antwort an. Sie schien ihm wohl selbst nicht zu passen.

»Das ist zu lang.«

Er grinste schief. »Wunder dauern bei uns eben etwas länger, Herr Kollege. Schließlich sind wir in Frankreich und nicht in irgendeinem Land der großen Hetze. Hier nimmt man sich noch Zeit.«

Ich wurde unwirsch. Auch Suko paßte die Antwort nicht. Ich sah es seinem Gesicht an.

»Wir können den Fall auch direkt angehen«, sagte Paul Meurisse und grinste.

»Wollen Sie das Leben der Entführten unbedingt aufs Spiel setzen?«

»Nein, nein.«

»Dann bleiben wir bei meinem Vorschlag.«

Er schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, Sinclair, mir gefällt das alles nicht.«

»Was?«

»Daß meine Abteilung praktisch aus dem Spiel ist. Normalerweise bin ich es, der die Anordnungen gibt. Hier scheint mir einiges verkehrt zu sein.«

»Nein, es läuft richtig. Sie sind draußen, Meurisse, aber wir nicht. Zudem haben wir den Fall von Beginn an miterlebt. Und daß wir keine Bluffer sind, müßten Sie wissen. Schließlich agieren wir nicht zum erstenmal in Paris.«

»Das weiß ich, und deshalb lege ich Ihnen ja keine Steine in den Weg, Messieurs.«

»Aber Sie halten uns an der langen Leine.«

»Das vielleicht«, gab Meurisse zu. Er schaute auf seine Uhr.

»Kommen Sie, fahren wir zu meiner Dienststelle. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.«

Nein, das durften wir wirklich nicht. Jede Minute war wichtig. Für mich hing das Leben der drei Frauen an einem seidenen Faden.

Wir konnten in den Dienstwagen des französischen Kollegen einsteigen. Es war ein Citroen, vier Jahre alt. Lautlos rollte er an. Der Fahrer, ein stiernackiger Typ, der mich an einen Mafioso erinnerte, musterte uns, als wolle er uns fressen. Besonders Suko nahm er in Augenschein. Wahrscheinlich überlegte er, wer wohl der stärkere von beiden war.

Die Fahrt durchs nächtliche Paris begann. Wir fuhren dorthin, wo sich die Häuser, Plätze und Sehenswürdigkeiten drängten. Lichterglanz lag über der Stadt. Es war angenehm kühl. Eine wunderbare Herbstnacht. Die Autos sahen aus wie frisch gewachst. Unzählige Lichter spiegelten sich auf dem Lack. Auf den breiten Boulevards fuhren die Wagen auf jeder Seite in Dreierreihen. Wer hier durchkommen wollte, mußte wirklich ein Fahrkünstler sein. Und alles lief ohne Unfall ab.

Suko und ich saßen im Fond. Paul Meurisse hatte neben dem Fahrer Platz genommen. Er drehte sich zu uns um und grinste.

»Tagsüber ist hier mehr los, jetzt in der Nacht kommt man noch gut durch.«

Ich hob die Schultern. Wenn er das sagte, mußte es ja wohl stimmen.

Wir fuhren über den Boulevard St. Martin und gelangten an den Place de la Republique. Von vielen bekannten Pariser Plätzen zweigen die Straßen sternförmig ab. So auch hier. Breite Straßen führten in die verschiedensten Richtungen.

Wir fuhren in Richtung Süden und nahmen den Boulevard Du Temple, der später in den Boulevard Beaumarchais übergeht. Als ich durch die Fenster nach oben schaute, sah ich die Lichterketten über der Straße. Sie warfen ihren weißen Glanz nicht nur auf den Asphalt, sondern umflorten auch die zahlreichen Fahrzeuge, die sich auf den Place de la Bastille zubewegten, wie auch wir, denn dort in der Nähe lag das Büro von Paul Meurisse.

Vor dem Platz stauten sich die Fahrzeuge. Um ihn herum gab es ein Wirrwarr von Einbahnstraßen. Überhaupt ist Paris mit Einbahnstraßen gesegnet. Leider sind die Fahrbahnen nicht im Schachbrettmuster angelegt wie in New York, so daß man sich als Fremder unweigerlich verfährt.

Der Fahrer kannte sich aus. Er schnitt zwei Wagen, als er mit jammernden Pneus in die Rue de la Bastille einbog, weg von dem Lichterglanz und dem Chaos, denn die schmale Straße schluckte uns fast wie ein Tunnel.

Eng standen die Häuser beieinander.

Wagen parkten Stoßstange an Stoßstange.

Ein paar Fußgänger waren noch unterwegs. Aber vor einem Haus war Platz, denn dort wurde das strikte Park- und Halteverbot eingehalten. Zudem sahen wir einen Flic, der auffällig unauffällig vor dem Haus auf- und abschrift.

Als der Wagen anrollte und beim Bremsen nachfederte, kam der Flic angelaufen. Er grüßte, während wir ausstiegen.

»Keine besonderen Vorkommnisse, Monsieur«, meldete er Meurisse.

Der nickte. Er steuerte mit großen Schritten einen Treppenaufgang an, der zu einem Haus mit stucküberladener Fassade gehörte.

Die Fenster waren hoch, hinter einigen schimmerte Licht, und ich sah das dicke Doppelglas.

Ich las auch das Schild an der Wand. Es wies auf eine Exportfirma hin.

Meurisse schloß auf.

Ein typisches Pariser Treppenhaus. Weiträumig, noch in der alten Patrizierart mit Bögen unter der Decke und aus glatten Steinen bestehend. Hohe Türen zweigten ab. In der Mitte des Treppenhauses stand der Fahrstuhl, ein Gitterkorb. Ich wurde an die französischen Krimis erinnert, die ich im Kino gesehen hatte. Dieses Treppenhaus sah so aus wie in den Filmen.

Die Glotzaugen von vier Fernsehkameras beobachteten uns. Menschen sahen wir nicht, dafür hörten wir ein gedämpftes Summen. Es hatte seinen Ursprung hinter den Türen.

Hier wurde also auch nachts gearbeitet.

Meurisse war stehengeblieben. Scharf schaute er uns an. »Am besten, Sie vergessen diese Adresse wieder«, sagte er.

»Halten Sie uns eigentlich für Kleinkinder?«

»Schon gut.« Er ging auf den Käfig zu und öffnete die Tür. Wir stiegen ein. Meurisse drückte auf einen Knopf. Ich war überrascht, wie seidenweich sich der Käfig in die Höhe bewegte. Damit hätte ich nicht gerechnet.

In der ersten Etage nahm uns ein breiter Gang auf. Auch hier Kameras. Das Büro des Mannes lag auf der rechten Seite. Die Tür bestand aus dickem Holz. Ich nahm sogar an, daß es mit Stahl verstärkt war.

Meurisse ließ uns vorgehen.

Elegant war sein Büro. Viele Bücher in den Regalen, ein großer Schreibtisch, aber auch Fernschreiber und Telefon. In bequemen Sesseln konnten wir Platz nehmen.

Meurisse drückte auf einen Knopf. Ein Teil der Stofftapete an der Wand bewegte sich lautlos nach oben. Dafür erschien eine weiße Fläche. Aber nicht für lange. Wir sahen im nächsten Moment das Bild eines Stadtteils.

Clichy, entzifferte ich.

»Das ist es«, sagte Meurisse.

»Und wo liegt die Schönheitsfarm?« fragte ich.

»Augenblick.« Das Bild verschwand. Andere erschienen und verschwanden. Rasch hintereinander. Dann stoppte das vierte. Es

zeigte einen Ausschnitt aus dem Straßennetz. Wir sahen auch einen großen Park. In der Mitte, matt schraffiert, war ein Gebäude eingezeichnet.

»Hier ist es«, erklärte Meurisse.

Während wir das Bild betrachteten, gab Meurisse per Telefon einige Anweisungen.

»Wie sieht es mit den Sicherheitsvorkehrungen aus?« erkundigte sich Suko.

»Vielleicht keine.«

»Eine genauere Karte haben Sie nicht?«

Meurisse grinste.

»Nein, was verlangen Sie?«

»Hätte ja sein können.«

»Sie können aber erkennen, daß dieses Gelände wirklich gut zu erreichen ist«, sagte Meurisse. »Das Straßennetz windet sich rund um den Park, und das ist gut.«

Der Meinung waren Suko und ich auch.

»Zudem läßt es sich auch ausgezeichnet absperren«, fügte Paul Meurisse noch hinzu.

»Ich bin gegen eine Offensive«, warnte ich.

»Natürlich, Monsieur Sinclair. Aber als Rückendeckung dürften wir doch bleiben. Sie sind unsere Gäste, und wir sind dafür verantwortlich, daß Ihnen nichts geschieht.«

So konnte man es auch ausdrücken.

»Zufrieden?« fragte er.

»Ja.«

»Wann wollen Sie eingreifen?«

Ich schaute auf meine Uhr. Wir hatten die Tageswende noch nicht erreicht. Vielleicht klappte es noch in dieser Nacht. Das sagte ich auch Meurisse.

Er schüttelte den Kopf. »Unmöglich. So viele Leute stehen mir nicht zur Verfügung. Zudem ist der Einsatz nicht von staatspolitischem Interesse.«

Ich hob die Hand und stand auf. »Wer sagt denn, daß Sie immer dabei sein sollen? Wir werden die Sache erledigen. Gewissermaßen im Alleingang, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Meurisse schob die Unterlippe vor und fuhr mit zwei Fingern

durch sein graues Haar. »Ehrlich gesagt, es macht mir etwas aus. Aber ich will bei Ihnen eine Ausnahme machen. Meinen Segen haben Sie.« Er griff in die Tasche und holte eine blaue Schachtel hervor. Zigaretten waren ihr Inhalt. »Auch eine?«

Wir schüttelten beide den Kopf.

Meurisse qualmte. Wie viele Franzosen ließ er dabei den Glimmstengel im Mundwinkel und nahm ihn auch nicht heraus, als das Telefon klingelte.

»Ja«, meldete er sich. Rauch drang in seine Augen, und er kniff sie zu, während er zuhörte. »Mehr habt ihr nicht herausgefunden?« erkundigte er sich.

Suko räusperte sich. Ich schaute ihn an und sah, wie mein Partner zu Boden blickte. Ihn quälten die Sorgen. Shao war sein ein und alles. Er hing sehr an dem Mädchen.

Meurisse legte den Hörer auf und stäubte Asche ab. »Das war mein Informant«, sagte er. »Ich habe erfahren, daß die Happy Healthy Beautyfarm einem englischen Kosmetikunternehmen gehören soll.«

Ich horchte auf, denn mit einem Kosmetikkonzern hatte ich so meine Erfahrungen gesammelt. »Können Sie Näheres darüber sagen?« fragte ich den Kollegen.

»Ja, ich weiß den Namen. Fariac!«

Das Wort schlug wie eine Bombe ein. Suko und ich schauten uns an. Beide dachten wir das gleiche. Die Gebrüder Fariac hatten uns eine wahre Hölle bereitet. Sie waren Vampire und hatten in ihren Laboratorien mit Blut schreckliche Versuche angestellt. Die Spitze hatten wir zwar geschafft, denn von den Fariacs lebte keiner mehr, aber der Konzern existierte nach wie vor. Und das Blut mußte irgendwo hingeschafft worden sein, denn es barg einen Vampirkeim in sich.

Das war natürlich ein Hammer ersten Ranges. Den Fariacs mußte es tatsächlich gelungen sein, das Blut außer Landes zu schaffen. Wahrscheinlich auf die Schönheitsfarm, wo sie dann Versuche an nichtsahnenden Menschen vornehmen konnten.

Paul Meurisse hatte unsere Reaktion bemerkt und meinte: »Der Name scheint Ihnen etwas zu sagen, oder?«

»Und wie?«

»Erzählen Sie.«

Ich faßte in wenigen Sätzen zusammen, denn auf einen langen Bericht wollte ich mich nicht einlassen, dazu saß uns die Zeit viel zu sehr im Nacken.

»Blut«, meinte er und zitierte Goethe, »ist wohl ein besonderer Saft, nicht?«

»Gerade das Fariac-Blut.« Ich schüttelte den Kopf. »Wenn ich daran denke, was man damit alles anrichten kann, dürfen wir wirklich keine Zeit verlieren.«

»An mir soll's nicht liegen. Ich fahre Sie gern hin oder lasse uns hinfahren.«

»Tun Sie mir einen Gefallen, Kollege. Halten Sie sich zurück. Wirklich nur im Hintergrund.«

»Natürlich, Sinclair, das war doch vereinbart.« Er grinste dabei so breit, daß ich ihm eigentlich kein Wort glauben konnte. »Sollen wir sofort fahren?«

Ich nickte. »Was sonst? Zuvor jedoch müssen wir noch zu unserem Hotel und einige Dinge mitnehmen.«

»Waffen?«

»Genau.«

Paul Meurisse erhob sich aus seinem braunen Ledersessel, der italienisches Design zeigte. »Ich sage nur noch meinem Chauffeur Bescheid, dann können wir.«

Suko schaute mich an. »Hoffentlich geht das gut«, murmelte er. Zum Glück so leise, daß Paul Meurisse nichts davon verstand.

Sheila, Jane und Shao merkten nicht, was man mit ihnen anstellte. Sie waren bewußtlos. Daß sie in einen Lastwagen verfrachtet wurden, bekamen sie ebensowenig mit wie das Ausladen. Sie wurden erst wieder wach, als sie in dem gekachelten Raum lagen, der von einer Leuchtstoffröhre an der Decke erhellt wurde. Jane war zuerst da. »Oh, mein Kopf«, stöhnte sie und versuchte, die Hand anzuheben.

Das ging nicht. Erst jetzt merkte sie, daß breite Bänder - quer über ihren Körper geschnallt und unter dem Bett befestigt - sie gefesselt hielten. So stark, daß sie sich wirklich nicht bewegen

konnte. Brust, Taille und Beine wurden von den Bändern gehalten, und die Arme waren eng an den Körper gepreßt.

Die Detektivin überlegte. Obwohl ihr hundeelend war, beschäftigten sich ihre Gedanken mit der Vergangenheit. Ihr fiel wieder ein, wo sie sich befunden hatten. Auf einer Modenschau, um die so viel Wirbel gemacht worden war. Die Mannequins waren erschienen, und mit Schrecken hatten sie feststellen müssen, daß es sich bei diesen Frauen um Weseri handelte, die mit einem Menschen nicht zu vergleichen waren. Man hatte sie zu Geschöpfen der Hölle gemacht, zu Untoten, Zombies, Dämonen-dienern.

Dann waren sie plötzlich betäubt worden, und von dieser Sekunde an wußte Jane nichts mehr.

Und nun war sie erwacht.

Aber wo befanden sich die anderen beiden? Sie machte sich Sorgen um Shao und Sheila.

Den Kopf konnte sie bewegen und auch etwas drehen. Sie schielte nach links.

Dort lag jemand im Nachbarbett. Jane sah eine schwarze Haarflut auf dem hellen Laken und wußte sofort, daß es sich nur um Shao handeln konnte.

Der nächste Blick nach rechts.

»Bist du wach, Jane?« Sheila Conollys Stimme klang gepreßt.

»Ja.«

»Mein Gott, was ist nur los?«

»Man hat uns entführt.«

»Und wohin?«

»Wenn ich das wüßte.«

»Bestimmt auf diese verdammte Schönheitsfarm.« Diese Antwort gab weder Sheila noch Jane, sondern Shao.

»Du bist wach?« fragte die Detektivin.

»Ja, schon länger.«

»Und?«

Shao lachte gepreßt. »Man hat uns hier liegenlassen. Und weg können wir auch nicht. Die verdammten Fesseln sitzen einfach zu stramm, wie du sicherlich auch bemerkt haben wirst.«

»Ja, das stimmt.«

»Ist John auch hier?« fragte Sheila.

»Nein, ich glaube nicht.«

»Du weißt auch nicht, was mit ihm und Suko geschehen ist?«

Jane Collins schwieg. Für die beiden anderen Frauen war dies Antwort genug.

Nach einer Weile meinte Shao: »Ich glaube nicht, daß sie Suko und John erwischt haben.« Sie atmete tief ein. »Nein, das will ich nicht glauben.«

Jane gab die Antwort. »Ich möchte dir ja nicht alle Illusionen rauben, aber glaubst du denn im Ernst, John und Suko sind gegen dieses verdammte Gas immun gewesen?«

»Hör doch auf«, sagte Sheila.

»Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen«, erwiderte Jane.

»So leid es mir tut.«

»Dann rechnest du dir keine Chance mehr aus?« fragte die schwarzhaarige Chinesin.

»Solange wir leben, immer.«

»Ich frage mich nur, was sie von uns wollen«, sagte Sheila.

»Töten?« Das war Shao.

»Glaube ich nicht. Das hätten sie einfacher haben können. Nein, die haben etwas anderes vor. Denkt doch mal nach. Schönheitsfarm kann man auch gleich Klinik setzen. Und welche Versuche hinter Klinikmauern angestellt werden, das hat ja schließlich jeder von uns schon gelesen. Hier muß ein Teufel regieren, der zumindest mit der Mordliga in Verbindung steht.«

Da hatte Sheila wirklich nichts Unüberlegtes gesagt. Die beiden anderen gaben ihr recht.

Was sie auch wunderte, war die Stille. Sie wurde durch kein Geräusch unterbrochen. Den drei Frauen schien es, als habe man sie völlig isoliert.

Dann hörten sie aber Schritte.

»Da kommt jemand«, wisperte Shao.

Auch die anderen beiden lauschten.

Die Schritte verstummten, etwas kratzte rechts von ihnen, dann spürten sie einen Luftzug über ihre Gesichter streichen, hörten jedoch nicht, wie die Tür geöffnet wurde.

Unwillkürlich verkrampften sich die Gefangenen, denn sie

konnten nicht erkennen, wer da ankam. Bis plötzlich die Gestalten vor ihnen erschienen und so vor den Fußenden der Betten stehenblieben, daß jede der drei die Besucherinnen erkennen konnte. Es waren die Mannequins. Da stand die schwarzhaarige Violetta Valeri, die sich diesmal nicht zu verstellen brauchte. Denn sie hatte die Lippen zurückgezogen und präsentierte ihr Vampiregebiß. Starr blickten ihre Augen auf die drei Geiseln.

Neben ihr hielt sich Corinna Camacho auf. Auch ihr Gesicht hatte sich ein wenig verändert. Zwar waren die menschlichen Züge noch zu erkennen, doch auf der hellen Haut wuchs ein rötlich schimmernder Flaum, und auch der Mund war schon weiter vorgezogen, so daß eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Werwolf zu erkennen war.

Die dritte im Bunde war Karin Bergmann. Sie gehörte zu den widerlichsten Dämonen, denn allein der Geruch, den sie ausströmte, reichte aus, um bei den Gefangenen Ekelgefühle zu erzeugen. So wie Karin Bergmann stank nur eine Dämonenart. Ghouls!

Die Valeri übernahm das Wort.

»Na?« höhnte sie. »Wieder wach geworden?«

Jane Collins gab die Antwort. »Ja, wir sind wieder wach. Und wir wollen wissen, was das alles zu bedeuten hat!«

»Wir haben euch entführt.«

»Das ist uns klar. Wohin?«

»Ich habe es schon auf dem Laufsteg gesagt. Die Schönheitsfarm wartet.«

Jane Collins verzog die Lippen. »Ohne eingebildet zu sein, glaube ich doch, daß wir eine Schönheitsfarm nicht nötig haben. Meinen Sie nicht auch?«

»Sie werden auch nicht geliftet!«

»Sondern?«

»Mit euch Täubchen haben wir etwas ganz Besonderes vor. Ihr seid jung, wie auch die anderen drei Frauen, die wir mitgenommen haben. Und wir haben sechs ältere. An euch wollen wir das neue Präparat testen. Ihr seid die ersten.«

Janes Herz klopfte plötzlich schneller. So forsch, wie sie sich gab, war ihr wirklich nicht zumute. »Welches Präparat?«

»Nur eine kleine Pille.«

»Und woraus besteht sie?«

»Das werden wir euch jetzt noch nicht sagen. Vielleicht sind wir bald schon Verwandte. Wer kann das wissen? Die Pille unseres Doktors ist vorzüglich. Sie wird sicherlich der große Renner des Fariac-Konzerns.«

Nicht nur Jane Collins zuckte zusammen, als sie den Namen hörte, auch die beiden anderen. Sheila und Shao wußten, was es mit dem Fariac-Konzern auf sich hatte. Denn sie waren damals ebenfalls in den Fall verwickelt worden. Und Jane dachte sofort an das Blut, das in den Labors des Fariac-Konzerns hergestellt worden war. Es enthielt einen Vampirkeim und war von Vampirodel-mar geraubt worden, damit es nicht in andere Hände fiel. Einen Rest hatte man untersuchen lassen. Der zuständige Chemiker war allerdings selbst zu einem Untoten geworden. Und dieses gefährliche Blut war wieder das Verbindungsglied zwischen den Mannequins und dieser Schönheitsfarm.

Sollten sie es etwa trinken?

Wenn Jane daran dachte, wurde ihr jetzt schon übel, und sie bekam Angst.

Abermals hörten die Gefangenen Schritte. Nicht die drei Mannequins hatten sich bewegt, es kam noch jemand zu ihnen. Eine Frau!

Schwarzes, weiches Leder umschmeichelte den gut gewachsenen Körper. Das Gesicht war bleich. Die Haare glänzten wie dunkel lackiert. So sah nur eine aus.

LadyX!

Die anderen drei hatten ihr Platz gemacht, damit sie an die Liegen herantreten konnte. Sie stellte sich so hin, daß sie die drei Frauen anschauen konnte.

Das Lächeln zog ihre Lippen in die Breite. Es zeigte den Triumph, den sie empfand, und das kalte, von der Decke fallende Licht ließ ihre Umrisse noch härter erscheinen.

»Willkommen auf der Beautyfarm«, sagte sie und lachte dabei höhnisch. Auch die drei Mannequins verzogen die Lippen. Sie sonnten sich ebenso in dem Ruhm wie die Scott.

Jane Collins faßte sich als erste. »Was haben Sie mit uns vor?«

»Könnt ihr euch das nicht denken?«

»Schon, aber ich will es genau wissen.«

Lady X gab eine stumme Antwort. Sie sprach kein einziges Wort, sondern öffnete den Mund.

Sheila, Shao und Jane hatten die Köpfe ein wenig gehoben. Und sie sahen alle drei die beiden gefährlichen Vampirzähne, die aus dem Oberkiefer wuchsen.

Rechts und links. Gelblich schimmerten sie. Der Speichel hing noch daran.

LadyX ein Vampir!

Oder?

Die Scott lachte. Es klang heiser und rau. »Ja«, sagte sie, »ihr habt schon richtig gesehen. Ich bin zu einem Vampir gemacht worden. Jemand hat mein Blut getrunken, und ich bin jetzt ein Geschöpf der Nacht.«

»Wer?« flüsterte Sheila.

Lady X beugte sich vor. »Es war ein Versehen, das gebe ich gerne zu. Doch nun habe ich mich daran gewöhnt. Ich bin gern ein Vampir, und endlich denke und fühle ich wie die Dämonischen. Jedenfalls kann ich sie jetzt besser verstehen und mich auch in ihre Lage versetzen. Ich sehe die Menschen mit anderen Augen, schätze sie anders ein. Auch euch habe ich richtig eingeschätzt, wenn ich euch so liegen sehe. Nicht mehr eure Körper interessieren mich, ich will sie auch nicht zerstören, aber in euren Körpern und unter der Haut fließt etwas, das für mich das Überleben bedeutet. Blut«, flüsterte sie, »frisches, herrliches Blut. Das allein ist es.«

Die drei gefangenen Frauen waren nicht überrascht. Schon als LadyX ihre Zähne zeigte, hatten sie gewußt, daß es so kommen würde. Ein Vampir konnte nur existieren, wenn er sich vom Blut der anderen ernährte. Und in ihren Adern floß nun mal das reine, unverfälschte Blut.

LadyX beugte sich vor. »Wie gefällt euch das?« fragte sie mit flüsternder Stimme.

Jane Collins wußte nicht, was die anderen beiden dachten.

Wahrscheinlich quälten sie sich mit ähnlichen Gedanken herum wie auch sie. Und Jane gab die Antwort.

»Um unser Blut zu trinken, hättet ihr uns nicht extra auf die Schönheitsfarm zu schleppen brauchen.«

»Das stimmt.«

»Dann laß uns in Ruhe.«

»Nein!« Die Antwort der Blutsaugerin peitschte den dreien entgegen. »Ich werde euch nicht in Ruhe lassen, denn ihr gehört zu den Frauen, mit denen wir Versuche ...« Die Scott verstummte und drehte sich nach links.

Dort war die Tür weiter aufgedrückt worden, und ein neuer Besucher betrat den Raum.

Es war ein Mann!

Er ging leicht gekrümmt, trug einen weißen Kittel und hatte die Hände in dessen Taschen vergraben. Seine Schuhsohlen schleiften über den Boden, der Atem ging schwer, als hätte er mit irgendeiner Krankheit zu kämpfen.

Die Gefangenen konnten ihn erst sehen, als er die Nähe ihrer Liegen erreicht hatte.

Dort blieb er stehen. Dabei beugte er sich noch weiter vor, so daß die drei sein hageres, verschlossen wirkendes Gesicht sehen konnten, in dem die Augen tief in den Höhlen lagen und dessen dunkles Haar gescheitelt und an beiden Seiten glatt nach hinten gekämmt worden war. Auf seinen Wangen schimmerten Bartschatten. Die Nase sprang hart und etwas gekrümmt aus dem Gesicht. Der Mund war jedoch nicht schmal, wie man es bei hageren Typen oft sah, sondern ein wenig weichlich verzogen. Er wirkte feminin. Dazu trugen auch die vollen Lippen bei, die eine für einen Mann ungewöhnliche Röte zeigten.

Dieser Typ schaute die drei Gefangenen an. Die Frauen wurden mit Blicken taxiert, die sie frösteln ließen. So musterte man keine Menschen, höchstens welche, die irgendwann irgendwohin geschafft werden sollten. Auf die Schlachtbank vielleicht ...

Kein Funken Mitleid oder Bedauern leuchtete in den dunklen Pupillen. Für diesen Menschen, äußerlich war er schließlich einer, waren die Frauen nur eine Ware oder Objekte.

»Ich bin Francis Drusian«, sagte er.

»Müßten wir Sie kennen?« fragte Sheila. »Der Aussprache nach zu urteilen sind Sie Engländer.«

»Das stimmt. Ich komme sogar aus London, wie auch Sie, meine Damen.« Er hob beide Arme und legte die Hände auf die Fußenden von Janes Liege. »Ich habe in London geforscht. Und zwar im Kosmetikkonzern der Fariacs. Ich und meine Mitarbeiter haben sehr viel geschafft. Uns ist ein genialer Sprung gelungen. Wir haben das Vampirblut synthetisch herstellen können. Fast bis zur Serienreife. Doch dann kamen Ihre Freunde und machten unsere Arbeit zunichte. Das habe ich nie vergessen. Zum Glück gelang es mir, nach Frankreich zu fliehen, wo ich meine Forschungen weiterführen konnte. Das Blut wurde auch hergeschafft, und es hat nur eine kurze Unterbrechung meiner Arbeit gegeben. Jetzt ist es so weit gediehen, daß wir vielleicht sogar in die Serienproduktion gehen können. Das Erbe der Fariacs wird bald weltweit vertrieben. Vampirblut in Tablettenform. Synthetisch hergestellt! Das ist noch niemanden gelungen. Ich, Francis Drusian, bin der erste. Und ich werde mit Unterstützung der mächtigen Mordliga dafür sorgen, daß dieses Blut jedem Menschen zugänglich ist. Ob Mann, Frau oder Kind, das spielt bei mir keine Rolle. Vampiro-del-mar wird eine regelrechte Armee von Blutsaugern bekommen, die allesamt den Keim der Fariacs in sich tragen, ohne es zu wissen. Der gute Vertriebsweg besteht nach wie vor, ihn habt ihr zum Glück nicht zerstören können, und ihr drei gehört zu den ersten, denen ich die neue Vampirpille zu schlucken gebe.« Er lachte laut und rieb sich die Hände.

LadyX lachte nicht. Sie schaute finster zu Boden, als würde sie hinter ihrer glatten Stirn schwere Gedanken wälzen.

»Was ist los?« fragte Drusian, der die Veränderung der Frau wohl bemerkt hatte.

»Diese Pillen gefallen mir nicht.«

»Und warum? «

»Weil ich Opfer haben will.«

Drusian lachte. »Du willst sie beißen, nicht?«

»Ja.« Die Antwort war ein Fauchen.

Pamela Scott riß den Mund dabei sehr weit auf, so daß jeder ihre Vampirzähne sehen konnte.

Drusian winkte ab. »Keine Angst, für dich bleibt noch genug zurück. Wir können ja nicht alle Menschen erfassen, und vielleicht

wirkt die Pille auch nicht so stark, wie ich angenommen habe. Schließlich ist die Dosis verdünnt, und vielleicht mußt du noch einmal nachbeißen.« Er kicherte, denn diese Antwort amüsierte ihn köstlich.

Im Gegensatz zu den drei Frauen. Jede von ihnen dachte wohl das gleiche und auch an die gewaltige Gefahr, die da auf die Welt zukam. Wenn es diesem Drusian mit Hilfe der Mordliga wirklich gelang, einen guten Vertriebsweg zu finden, dann wurden die Pillen auch an den Mann oder die Frau gebracht.

Eine grauenhafte Vorstellung.

Jane Collins und auch die anderen hegten keinerlei Zweifel daran, daß Francis Drusian seine Vorstellungen in die Tat umsetzen würde. Er war kalt, erbarmungslos, unmenschlich und kannte nur seinen Vorteil. Zudem stand die Mordliga hinter ihm. Sie befürwortete diesen Plan auf jeden Fall, denn Vampiro-del-mar wollte noch immer die Blutsauger unter seiner Herrschaft vereinigen. Was ihm bei den alten Vampiren nicht so recht gelang, das konnte er bei den jungen versuchen. Sie würden sich ihm nicht entgegenstellen und auch auf keine alten Rechte pochen.

Daran mußte Jane denken, die mit den Gegebenheiten sehr vertraut war. Mehr als einmal hatte sie mittendrin gesteckt und von den Plänen erfahren.

Nur LadyX war mit dem Vorschlag des Klinikleiters nicht so recht einverstanden. »Sie gehört mir«, sagte die Vampirin. »Wenn ich Sinclair schon nicht habe, dann wenigstens die Collins.« Drusian schaute sie an. »Dir liegt viel daran - oder?«

»Alles!«

Da lächelte der hohlwangige Klinikchef. »Gut, meine liebe Pamela, wenn dir alles daran liegt, dann schenke ich sie dir.« LadyX runzelte die Stirn. »Soll das heißen, daß du sie mir überläßt?«

»Genau.«

Die Scott lachte. »Herrlich, Drusian. Wirklich herrlich. Du bist gut, du bist sogar besser, als ich dachte. Wirklich, mein Lieber.« Pamela Scott drehte sich wieder um und schaute Jane Collins an. »Wir werden uns bestimmt amüsieren, meine Kleine.«

Jane war zusammengezuckt. Sie wußte, was da auf sie zukam.

LadyX würde kein Erbarmen kennen und ihr mit Vergnügen das Blut aus den Adern saugen, damit Jane hinterher ebenso degeneriert herumliefe wie die Scott.

»Und wann kann ich sie haben?« Lauernd war die Frage gestellt. Francis Drusian hob die Schultern. »Wann du willst.«

»Auch sofort?«

»Meinetwegen!«

Da stieß LadyX ein Triumphgeheul aus. Sie kreiselte auf der Stelle herum, ihre Augen glänzten in einem wilden Fieber, sie leuchteten direkt, und sie konnte es kaum erwarten.

Plötzlich stand sie neben Janes Bett. Beide Arme stießen vor, und zehn Finger gruben sich in die Schultern der Detektivin.

»Ja«, knirschte die Scott. »Ja und ja. Am liebsten würde ich dich sofort leersaugen, aber das geht nicht. Ich werde dich mitnehmen. Zu mir. Dorthin, wo wir beide ganz allein sind.« Sie brachte ihr Gesicht dicht vor Janes Augen und hatte die Lippen zu einem breiten Lachen verzogen, so daß auch ihre Zähne genau zu sehen waren.

»Nimm sie endlich weg!« verlangte Drusian.

»Natürlich, sicher.« LadyX bückte sich. Unter dem Bett waren die breiten Bänder festgeschnallt. Dreimal mußte LadyX die Schnallen öffnen, und alle drei Bänder schnackten zurück. Jane war frei.

Das lange Liegen hatte ihren Kreislauf ein wenig durcheinander gebracht. Als sie sich aufrichten wollte und schon halb hoch war, erfaßte sie der Schwindel, und sie fiel wieder zurück.

Dabei merkte sie noch etwas anderes.

Man hatte ihre Hände gefesselt, mit einem Seil, das erstens reißfest und so lang war, daß sie die Arme nur bis zur Breite ihres Körpers auseinanderziehen konnte. Zudem waren sie auf den Rücken gebunden. Viel würde Jane diese verhältnismäßig lockere Fesselung auch nicht helfen.

»Steh auf!« herrschte LadyX die Detektivin an.

Jane gehorchte. Sie schwankte ein wenig, als sie stand, doch das legte sich.

»Geh immer vor mir her!« flüsterte die Blutsaugerin. »Und laß dir nur nicht einfallen, irgend etwas zu versuchen, du würdest es

doch nicht schaffen. Auch ohne Maschinenpistole bin ich schneller als du.«

Jane Collins erwiderte nichts. Sie schaute auch Shao und Sheila nicht an. Blicke, vielleicht Abschiedsblicke für immer, hätten alles nur noch verschlimmert

Nur Drusian sagte etwas. »Als Mensch seht ihr euch nicht mehr wieder.« Und dann lachte er wieder ...

In einer Stunde hatten wir es geschafft. Jetzt befanden wir uns in Clichy.

Ein alter Ort, verträumt, romantisch, verschlafen. Das sah ich auch während der Dunkelheit. Suko und ich hockten im Fond, während Paul Meurisse und sein gorillaähnlicher Fahrer es sich vorn bequem gemacht hatten.

Manchmal streifte uns der Schein einer alten Gaslaterne. Dann sah ich auch Sukos Gesicht.

Es wirkte hart, angespannt und konzentriert wie selten. Es ging diesmal nicht nur um Shao, sondern auch um Sheila und Jane. Bill Conolly hatten wir gar nichts gesagt. Er saß nach wie vor in London, gab auf den kleinen Johnny acht und hatte ansonsten nichts mit Sheilas Modeausflug zu tun. Wer hätte auch ahnen können, daß sich diese kleine Exkursion in diesen grauenhaften Fall ausweiten würde?

Dämonen als Mannequins!

Unsere Gegner machten vor nichts Halt. Und ich fragte mich inzwischen, was sie wohl auf dieser Schönheitsfarm alles anstellten. Da konnten sie schalten und walten, waren unter sich, niemand würde sie stören. Die schlimmsten Experimente, die grausamsten Versuche, dafür mußten die Opfer sicherlich herhalten.

Die Klinik gehörte dem Fariac-Konzern. Und wenn ich diesen Namen hörte, dann verband ich die Erinnerung zu einem Begriff, der für Vampire wichtig war. Blut!

Wurden in der Klinik oder auf der Farm Experimente mit Blut, Menschenblut gemacht? Das war die Frage, auf die ich eine Antwort finden wollte.

Dabei lag es eigentlich auf der Hand, daß mit Blut experimentiert wurde. Uns war es damals nicht gelungen, als wir die Hauptübeltäter erwischten, auch das Blut restlos zu zerstören. Wir hatten alles eingesetzt, alles versucht, doch es war umsonst gewesen. Man hatte das Blut mit den gefährlichen Keimen außer Landes geschafft. Vampiro-del-mar und Tokata waren schneller gewesen, und das hatte uns lange gewurmt. Ich war mir immer sicher gewesen, daß wir irgendwann auf ein Erbe des Fariacschen Blutes stoßen würden, und hier hatte ich höchstwahrscheinlich den Beweis.

Außerdem kam noch etwas hinzu.

Eine abermalige Überprüfung der Schönheitsfarm hatte ergeben, wer sie leitete. Das war ein gewisser Francis Drusian. Damit konnten wir etwas anfangen. Im Zuge der damaligen Ermittlungen gegen die Fariacs war auch der Name gefallen. Doch Drusian war nicht unmittelbar an dem Fall beteiligt. Wir jedenfalls hatten nichts feststellen können, seine Weste schien nicht einmal grau zu sein.

Wie man sich doch täuschen konnte. Drusian hatte sich geschickt abgesetzt, hockte nun als Boß auf der Happy Healthy Beautyfarm und zog geschickt seine Fäden.

Raffiniert, der Bursche.

Ich grübelte darüber nach, ob wir uns Vorwürfe machen mußten. Einerseits ja, wir hätten vielleicht gründlicher recherchieren sollen, andererseits ging damals alles drunter und drüber. Da war schwer etwas los, als wir gegen den Fariac-Konzern angingen, und sicherlich hatten wir etwas übersehen.

Clichy in der Nacht ist eine Oase der Ruhe. Das merkten wir, denn die Straßen waren leer. Hier und da blinkte ein Licht, meist die Reklame eines Restaurants oder einer Gaststätte, ansonsten war in Clichy wirklich nicht viel los.

Wie hatte der große Autor Henry Miller noch seinen Roman genannt? Stille Tage in Clichy. Ich konnte den Titel in Stille Nächte in Clichy umändern. Auf der Karte hatten wir gesehen, wo die Schönheitsfarm lag. Etwas außerhalb der Stadt, in einem Park, und als ich durch das Fenster schaute, da sah ich, daß wir die Stadt bereits verlassen hatten.

»Es dauert nicht mehr lange«, erklärte Paul Meurisse.

Ich schwieg.

Das Wetter hielt sich noch. Ein klarer nächtlicher Herbsthimmel, kein Regen, das Millionenheer der Sterne, ein prächtiges Bild, wirklich.

Meurisse qualmte wieder seine Schwarze. Der Rauch zog träge in den Fond und brannte in meinen Augen. Ich verstand nicht, wie man das Zeug rauchen konnte.

So grobschlächtig der Gorilla auch wirkte, so sanft fuhr er den Wagen. Er lenkte den Citroen nach rechts, stieß ihn in eine kleine Parklücke hinein und tippte auf die Bremse. Der Wagen federte noch ein wenig nach und stand.

»Aussteigen!« Meurisse drehte sich nach hinten.

Bevor ich die Tür öffnete, fragte ich: »Was machen Sie?«

»Ich muß mir da noch etwas einfallen lassen, wissen Sie.«

»Machen Sie nur keinen Unsinn.«

»Wie kommen Sie darauf?« Sein Grinsen war spöttisch und irgendwie überlegen.

»Sie sind nicht der große Meister, Meurisse.«

»Sie denn, Sinclair?«

»Auch nicht. Unsere Gegner sind die großen Meister. Die sind gefährlich, glauben Sie mir. Die machen Sie fertig, gegen die kommen Sie nicht an.«

»Wirklich?«

»Meurisse«, warnte ich ihn eindringlich, »denken Sie daran. Das sind übernatürliche Wesen. Die Klinik wird sicherlich bewacht. Deshalb bleiben Sie im Wagen.«

»Wenn die Schönheitsfarm bewacht würde, hätten sie uns längst schon erwischt, Sinclair. Das will ich Ihnen mal sagen. Wir befinden uns bereits auf dem Gelände.« Er streckte den rechten Arm aus und hatte sich halb umgedreht. »Schauen Sie mal dahin. Sehen Sie die Bäume? Dahinter liegt die Schönheitsfarm, und dieser kleine Parkplatz gehört zum Bau. Ist doch romantisch, wie?«

»Schon gut«, sagte ich.

»Wie lange sollen wir warten?«

»Zwei Stunden.«

»Geht in Ordnung.«

Suko und ich verließen den Citroen. Als wir ein paar Schritte entfernt waren, meinte der Chinese: »Ein eingebildeter Kerl, wirklich.«

Ich nickte.

Die Klinik lag nicht im Dunkeln. Hinter zahlreichen Fenstern brannte noch Licht. Vor allen Dingen im Erdgeschoß, wo sich wahrscheinlich die Zimmer der Ärzte und des übrigen Personals befanden. Hier wurden zwar keine direkt Kranken behandelt, doch auch eine Schönheitsoperation muß von ausgezeichneten Fachleuten durchgeführt werden. Und den frisch Operierten geht es auch in der ersten Nacht nicht gerade blendend, deshalb Nachtwachen und Kontrollen wie auch in den normalen Krankenhäusern.

Wir blieben stehen, um uns zu orientieren. »Eigentlich könntest du doch gleich dableiben«, meinte Suko.

»Wieso?«

»Wenn die Ärzte dich sehen, haben sie ihren Spaß. Die geben dir kostenlos eine neue Nase und ein paar neue...«

»Nimm mal die Maske ab!« zischte ich.

Suko war irritiert. »Welche Maske?«

»Ach, entschuldige, das ist ja dein Gesicht.«

Der Chinese rollte die Augen und sah aus wie Popeye kurz vor seinem ersten Angriff.

Ich schlug ihm auf die Schulter und lachte. »Gehen wir, Partner«, sagte ich, »sonst überlegst du es dir noch wirklich.«

»Das gibt Rache«, drohte Suko.

Wir hatten uns vorgenommen, ganz offiziell die Schönheitsfarm zu betreten. Mit Anmeldung und allem Drumherum. Ich wollte mit Francis Drusian reden und war gespannt, ob er für uns Zeit hatte. Irgendwie wollte ich nicht glauben, daß wir ihn aus dem Schlaf rissen.

Wir würden sehen.

Im Hotel hatten wir uns zwar nicht umgezogen, nur einigermaßen und auf die Schnelle die Kleidungsstücke ausgeklopft. Trotzdem sahen unsere dunklen Anzüge ziemlich ramponiert aus.

Ich hoffte, daß uns der Mann dennoch empfangen würde.

Unter unseren Sohlen knirschte der Kies. Alles war sehr gepflegt, das sahen wir trotz der Dunkelheit. Auf dem dunklen Rasen lagen Blätter. Hin und wieder leuchtete innerhalb des Parks ein kleines Licht. Man hatte kleine Laternen aufgestellt. Kugellampen, die auf Ständern befestigt waren.

Eine große Treppe sahen wir. Auf sie fiel der Schein von zwei hellen Strahlern. Sie leuchteten von der Hauswand. Die Treppe hatte nicht nur sehr breite und bequeme Stufen, sie war auch überdacht. Nicht von einem Baldachin, sondern von einem Dach aus Beton.

Die Glastür war geschlossen. Wir konnten hindurchschauen und sahen bequeme Sitzgruppen, die von großen Blumenrabatten eingerahmt waren. Blumen standen auch in den Kübeln. Sie flankierten die Treppe an der Seite.

Nur Menschen sah ich nicht. Dafür jedoch eine Klingel. Rechts in der Hauswand. Über der Klingel schimmerten silbern die Rillen eines Lautsprechers.

Ich drückte den hellen Knopf.

Im Innern begann eine Glocke anzuschlagen. Wir hörten sie nicht, aber wir sahen die Wirkung. Aus dem Hintergrund der Halle löste sich eine weibliche Person, die mit zielstrebigem Schritten die Tür ansteuerte. Die Frau trug einen weißen Kittel und hatte hellblonde Haare, die zu einem Turm frisiert waren. Vom Äußeren her konnte man die etwa Vierzigjährige als eine gepflegte Erscheinung betrachten.

Sie öffnete noch nicht, sondern schaute uns durch die Glastür fragend an.

Ich gab ihr Zeichen und holte auch meinen Ausweis hervor. Er nutzte mir hier nichts, aber ein amtliches Dokument, was immer es auch war, schien hier ebenfalls Eindruck zu machen, denn die Frau öffnete die Tür.

Ein Summen ertönte, und ich konnte die rechte Hälfte der Glastür aufdrücken. Sie schwang nach innen.

Zwei Schritte brachten mich neben die Frau. Suko hielt sich etwas zurück. Er schaute sich um.

»Sie kennen die Besuchszeiten wohl nicht?« wurden wir begrüßt.

Ich lächelte. »Entschuldigen Sie, Madame, aber wenn es nicht dringend wäre, hätten wir Sie wirklich nicht gestört.«

»Was wollen Sie?« Kühle Augen musterten uns. Ich glaubte auch, Ablehnung und Mißtrauen in dem Blick zu lesen.

»Mein Name ist John Sinclair«, sagte ich und stellte auch Suko vor. »Wir kommen aus London und müssen unbedingt mit Dr. Drusian reden, wenn Sie gestatten.«

Ihr Lächeln wurde spöttisch. »Eine normale Zeit haben Sie sich nicht aussuchen können?«

»Nein, leider nicht. Wie Sie wissen, stammt Dr. Francis Drusian ebenfalls aus London, und es gibt da einige Dinge, über die ich unbedingt mit ihm reden muß.«

»Es ist nach Mitternacht.«

»Das wissen wir, Madame. Wir hätten Sie auch nicht gestört, wenn es sich nicht um unaufschiebbare Angelegenheiten handeln würde. Das müssen Sie verstehen.«

Sie schaute uns von oben bis unten an. »Wer sind Sie überhaupt, Monsieur Sinclair?«

Ich nannte meinen Arbeitgeber.

»Englische Polizei?«

»Ja, Madame.«

»Das verstehe, wer will. Ich jedenfalls nicht. Aber wenn Sie wollen, werde ich es versuchen. Bitte, warten Sie dort.« Sie drehte sich halb um und deutete auf eine Sesselgruppe.

»Danke sehr.«

Suko und ich nahmen Platz.

In dem Laden war es ruhig. Nur die Absätze der Stöckelschuhe erzeugten ein hallendes Echo, als die Frau in einer kleinen Kabine verschwand, wo ich drei Telefone sah und auch ein Pult, auf dem zahlreiche Lampen ein geometrisches Muster bildeten. Eine nur leuchtete.

Die Frau nahm hinter dem Pult Platz und drückte ein paar Knöpfe. Sie mußte Kontakt bekommen haben, denn wir sahen, daß sich ihre Lippen bewegten. Einmal schwang sie auf dem Drehstuhl herum und warf uns einen Blick zu.

Ich war wirklich gespannt, ob uns Dr. Drusian empfing. Wenn nicht, mußten wir uns einen anderen Weg einfallen lassen. Zudem

kannte Drusian den Namen Sinclair sicherlich. Wenn er tief in der Fariac-Sache dringesteckt hatte, dann mußte er reagieren. Zudem befanden sich die drei Frauen in seiner Gewalt. Ich war da sicher, daß er sie kassiert hatte.

Suko schaute sich immer wieder um.

»Was hast du?«

Der Chinese hob die Schultern. »Ich denke an die Frauen. Diese Klinik hier macht auf mich einen kalten, beinahe unheimlichen Eindruck, verstehst du?«

»Möglich.«

Die Frau legte auf. Ich sah es an ihrer Bewegung. Sie erhob sich und kam auf uns zu. Ihr Lächeln wirkte wie eingefroren. Auch wir standen auf.

»Nun«, sagte sie. »Es ist zwar nicht üblich bei uns, aber Sie haben Glück. Dr. Drusian ist bereit, Sie zu empfangen. Er war noch nicht zu Bett gegangen, sondern arbeitete. Wenn Sie mir dann bitte folgen würden, Messieurs.«

Ich warf Suko einen kurzen Blick zu und grinste. Wir hatten ein großes Hindernis geschafft.

Die Frau ging vor uns her. Der weiße Kittel umspannte eng ihren Körper. Sie hatte eine wirklich gute Figur. Mein Blick traf ihre Beine. Sie waren gut gewachsen.

Wir passierten abermals eine Glastür und wandten uns nach rechts. Durch einen langen Gang schritten wir. Die Türen an der linken Seite bestanden aus Mahagoniholz.

Vor einer blieb die Frau stehen, klopfte und wartete die Aufforderung ab, hereinzukommen.

Dann öffnete sie.

Drusian saß hinter einem eleganten Schreibtisch in einem Raum, der größer war, als ich angenommen hatte. Er zog sich ziemlich in die Breite.

Die Frau verschwand hinter uns und schloß die Tür, während sich Francis Drusian erhob.

Ich hatte mich schon gewundert, weshalb sein Schreibtisch so leer war. Keine Papiere, keine Bücher, nur Telefone und Knöpfe. Und noch ein Gegenstand, und den nahm er von der Platte. Eine Maschinenpistole.

Bevor wir überhaupt reagieren konnten, wies die Mündung bereits auf uns.

»Kommen Sie ruhig näher, Messieurs«, sagte er, »damit wir von Beginn an mit offenen Karten spielen ...«

Paul Meurisse schaute uns nach, bis wir in der Dunkelheit nicht mehr zu sehen waren. Dann lehnte er sich zurück und schnippte die Zigarettenkippe in den offenen Ascher.

»Was sagen Sie dazu, Chef?« fragte der Fahrer.

»Die beiden sind mutig, wirklich.«

Der >Gorilla< nickte. »Trotzdem gefällt es mir nicht. Ich weiß nicht, was sich die dabei denken.«

Meurisse lachte. »Gil, ich kann deine Gedanken erraten. Du willst wahrscheinlich hinterher.«

»Genau.«

»Und wer hindert dich daran?«

Gil drehte überrascht seinen kantigen Schädel. »Sie haben nichts dagegen, Chef?«

»Wie sollte ich?«

»Das ist gut.« Der Fahrer grinste. Er griff unter die Jacke und holte einen schweren Revolver hervor. Es war ein Colt Ruger. Auf den Lauf schraubte er gelassen einen Schalldämpfer.

Sein Boß nickte. »Aber erst schießen, wenn es unbedingt nötig ist, mein Junge.«

»Klar, Chef. Nur wenn ich abdrücke, dann sitzt die Bleihummel auch im Ziel.«

»Das will ich meinen.«

Gil öffnete den Wagenschlag und stieg aus. Er nickte seinem Chef noch einmal zu und verschwand. Trotz seiner Körpergröße und seines Gewichts bewegte er sich lautlos.

Gil war ein erfahrener Kämpfer. Das wußte Meurisse, und er war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte. Schweigsam und irgendwie verschlossen wirkend.

Meurisse grinste. Gil würde schon wissen, was er zu tun hatte.

Er schaffte es immer, schlug sich durch, und wenn er schoß, dann traf er auch ins Schwarze.

Beruhigt zündete sich der Mann vom Geheimdienst eine Zigarette an.

Gil war zwischen zwei Bäumen stehengeblieben. Er hatte sich leicht geduckt hingestellt und ähnelte in dieser Haltung wirklich einem sprungbereiten Gorilla. Dabei schaute er sichernd nach vorn und lauschte auf jedes unbekannte Geräusch. Er hatte nicht immer als Leibwächter gearbeitet. Früher war er bei der Fremdenlegion gewesen. Er kannte deshalb die halbe Welt und wußte sich im Dschungel ebenso zu bewegen wie auf den Straßen der Pariser Innenstadt. Zudem sagte man ihm nach, daß er die Gefahr wittern würde. Wie auch jetzt.

Horchend stand er da und hatte den Kopf ein wenig geneigt. Dieser Park, so ruhig und gepflegt er auch, unter dem blauschwarzen Nachthimmel lag, gefiel ihm nicht. Die Ruhe empfand Gil als trügerisch. Irgend etwas stimmte hier nicht. Er hatte zwar keinen konkreten Verdacht, aber er war davon überzeugt, daß er sich nicht allein auf dem Gelände aufhielt. Deshalb wurde er noch vorsichtiger. Und er hob den rechten Arm mit der schallgedämpften Waffe.

Dann erst ging er weiter.

Gil hielt sich auf dem Rasen. Trotz seiner Schwere ging er lautlos. Die Bewegungen waren geschmeidig und verrieten viel von der Kraft, die in seinem Körper steckte.

Weiter vorn schimmerte Licht. Dort stand die Schönheitsfarm. Der helle Streifen wirkte verwaschen.

Für mögliche Gegner gab es genügend Deckungsmöglichkeiten. Die alten Bäume mit ihren dicken Stämmen boten viel Platz. Das gefiel Gil nicht.

Seine übersensiblen Nerven waren gereizt. Er fühlte sich wieder in den afrikanischen Dschungel versetzt, als seine Leute eingeschlossen waren und er sie im Alleingang herausgeholt hatte. Acht Gegner hatten ihr Leben lassen müssen. Sie waren lautlos gestorben, denn Gil verstand es wie kein anderer, mit dem Fallschirmspringermesser umzugehen.

Der Wagen, in dem sein Chef wartete, war längst nicht mehr zu sehen. Die Dunkelheit hatte ihn verschluckt. Gil orientierte sich nur nach vorn, das allein zählte.

Zu sehen war nichts. Kein Schatten, keine huschende Bewegung, nicht einmal ein Tier, das über den Rasen lief. Alles blieb ruhig.

Und trotzdem ...

Gil bückte sich und legte sich zu Boden. Sein Ohr preßte er gegen die Erde. Er hatte ein gutes Gehör. Oft vernahm er den Gegner, wenn er sich auf dessen Schritte konzentrierte. Da konnte der andere noch so leise gehen.

Diese Eigenschaft hatte ihm bereits dreimal das Leben gerettet.

Der Rasen war feucht, das jedoch störte Gil nicht.

Und er hörte etwas.

Es war nur ein feines, kaum wahrnehmbares Geräusch, wobei sich Gil vorkam wie ein Seismograph, der ein fernes Erdbeben registrierte. Dann verstummte es.

Gil richtete sich auf. Er hatte genug gehört. Das Geräusch war vor ihm aufgeklungen. Dort mußte der Gegner lauern.

Seine Lippen bildeten einen Strich, als er durch die Nase einatmete. Der andere würde ihm nicht entkommen, das war für Gil so sicher wie das Amen in der Kirche.

Er löste sich von seinem Platz und lief nach links. Auf die alte Ulme zu, die von zwei Bänken umstanden wurde und einen außergewöhnlich dicken Stamm hatte.

Auf halber Strecke sah Gil seinen Gegner. Er hatte tatsächlich hinter dem Stamm der Ulme gelauert.

Der Leibwächter hatte schon viel erlebt, doch was er nun sah, konnte er kaum fassen. Dieser Kerl, der sich hinter dem Baumstamm hervorgeschoben hatte, war noch größer als er und auch breiter. Er hielt etwas in der Hand, was Gil nicht sofort erkennen konnte.

Als der Mann seinen Arm bewegte, sah er die Waffe.

Es war ein Schwert!

Und Gil sah, daß sein Gegner keinen zweiten Arm hatte. An der linken Schulter war nur ein Stumpf zu erkennen.

Es gibt zahlreiche Gebote, wenn man im Dschungelkrieg überleben will. Da ist einmal das Sich-verlassen-Können auf die eigene Stärke und zum anderen die Vorsicht. Man durfte nie einen Gegner unterschätzen. Das tat Gil auch bei dem Einarmigen nicht.

Obwohl der Mann sich wirklich nur mit einer Hand verteidigen konnte, war er gefährlich. Gil hatte es gelernt, seine Gegner einzuschätzen.

Der andere hatte ihn ebenfalls gesehen. Er blieb nicht stehen, sondern kam näher. Gewaltig wirkte er irgendwie, wie eine Walze, die nicht aufzuhalten war.

Gil wollte ihn stoppen.

Fünf Schritte trennten sie noch, als er den verlängerten Lauf des Revolvers auf die Brust des anderen richtete.

»Bleib stehen!« zischte er.

Der andere dachte nicht daran.

Er kam näher.

Noch eine Warnung schleuderte ihm Gil entgegen. Als diese nicht fruchtete, schoß er.

Der Schalldämpfer war ausgezeichnet. Das Geräusch war um die Hälfte leiser als das Knallen eines Sektkorkens. Der Mündungsblitz wurde verschluckt, und die Kugel hieb genau ins Zentrum.

Das schwere Kaliber hätte eigentlich ein Loch reißen müssen, das tat es jedoch nicht. Gil konnte nicht erkennen, ob die Kugel steckengeblieben oder abgeprallt war, auf jeden Fall richtete sie keinen Schaden an.

Lange Überlegungen konnte sich ein Mann wie Gil nicht leisten. Man mußte, wenn etwas schiefgegangen war, sofort reagieren. Und er feuerte ein zweites Mal.

Abermals traf er die Brust.

Der Unheimliche wankte nicht einmal. Im Gegenteil, sein Vorwärtsdrang war nicht zu stoppen. Wie ein gewaltiger Berg kam er auf den ehemaligen Legionär zu.

Schaurig anzusehen, eine riesige Masse Körper und ohne Gesicht. Das wurde durch irgendeinen Gegenstand verdeckt, den Gil allerdings nicht identifizieren konnte. Auf jeden Fall sah er kein Gesicht, und er merkte zum erstenmal in seinem Leben, daß so etwas wie Angst ihn überfiel.

Ja, er hatte Angst.

Da schlug der andere zu.

Es war ein blitzschnell geführter Schlag, dem Gil nur aus-

weichen konnte, weil er so gute Reflexe besaß. Er hörte das Pfeifen der Klinge, duckte sich und warf sich gleichzeitig zur Seite, so daß der geschmeidige Stahl an seiner Schulter vorbeipfiff.

Gil sah, wie die Spitze in den Boden hackte und dort ein Grasbüschel herausfetzte, das wie ein Ball durch die Luft flog.

Dann trat er zu.

Nie länger als eine halbe Sekunde auf der Stelle bleiben, so handelte Gil auch hier. Sein linkes Bein flog in die Höhe. Er war in Karate geschult und hämmerte seinen Fuß wuchtig gegen die Leistengegend des Unheimlichen.

Der fiel zwar nicht, aber er drehte sich auf der Stelle, wandte Gil den Rücken zu und kassierte den nächsten Hammertritt, der ihn nach vorn warf.

»Hund!« keuchte der Franzose und warf sich hinterher.

Er hatte nicht damit gerechnet, wie schnell der andere sein konnte. Kaum hatte er den Boden berührt, da warf er sich auch schon herum und riß das Schwert hoch.

Gil versuchte zwar, seine Flugrichtung zu ändern, er schaffte es jedoch nicht ganz. Das Schwert erwischte ihn an der linken Schulter. Ein klaffender Schnitt in der Kleidung, Blut sprudelte aus der Wunde, und jetzt bewies der Franzose, wie hart er in Wirklichkeit war. Kein Laut drang über seine Lippen, obwohl der Schmerz durch seinen Körper zuckte. Gil prallte zu Boden, warf sich trotzdem noch herum und brachte seine schallgedämpfte Waffe in Anschlag.

Er schoß.

Dabei hatte er auf das Gesicht des Gegners gezielt, das ihm in der Dunkelheit vorkam wie ein schattenhaftes Gebilde. Wenn der andere am Körper eine schußsichere Weste trug, dann sicherlich nicht auch noch im Gesicht.

Und die Kugel traf.

Sie hämmerte jedoch nicht in das Gesicht hinein, sondern gegen die Maske. Es gab einen singenden Ton, als das Geschloß abprallte und in die dicke Rinde eines Baumstamms hackte.

Das Pfeifen der Klinge erinnerte Gil an Musik aus der Hölle. Er rollte sich noch herum, doch auch ein Mann wie er wurde durch den Schmerz in der Schulter behindert.

Für den nächsten Schlag war er einfach zu langsam. Die Klinge traf ihn diesmal an der rechten Seite und hinterließ eine Wunde von der Hüfte bis zum Oberschenkel.

Auch der Härteste und Tapferste wußte genau, wann er verloren hatte und sich vielleicht nur durch eine Flucht retten konnte. So war es auch bei dem ehemaligen Legionär.

Er mußte weg.

Gil biß die Zähne zusammen. Trotz seiner Schmerzen gelang es ihm, rasch auf die Beine zu kommen. Das rechte wollte nicht so richtig. Er krackte weg, und Gil schleifte es nach, als er vor dem Samurai des Satans davonlief.

Er humpelte über den Rasen. Wie eine Gliederpuppe schlankerte er seine Arme, aus seinem Mund drang ein pfeifendes Geräusch.

Tokata folgte ihm nicht einmal schnell. Er wußte, daß ihm der Mann nicht entkommen konnte, schließlich hatte der Samurai des Satans noch einen Trumpf in der Hinterhand.

Das war Vampiro-del-mar. Tokata war das gelungen, was er wollte. Er hatte den ehemaligen Legionär exakt in die Richtung gelockt, wo Vampiro-del-mar wartete.

Der Mann würde keine Chance haben.

Gil lief und drehte sich um. Er wollte sehen, was sein Verfolger unternahm.

Tokata hielt den Abstand gleich. Nur hatte er sein Schwert jetzt so in die Hand genommen wie eine wurfbereite Lanze. Die Spitze wies auf den Rücken des Flüchtlings.

Das sah auch Gil. Seine Augen wurden groß. Er drückte ab, und diesmal schoß er zum erstenmal in seinem Leben daneben. Die Kugel wischte über einen halben Meter an der Schulter des Verfolgers vorbei.

Das Schwert war unterwegs.

Gil hörte das Pfeifen, sah es vor seinen Augen blitzen, und dann spürte er den Schlag.

In Höhe des Gürtels traf ihn das Schwert. Der ehemalige Legionär glaubte, in der Mitte zerteilt zu werden. Er torkelte zurück, seine Augen waren weit aufgerissen, vor den Lippen sprühte Schaum.

Als würde er von einem Band gezogen, so zielsicher bewegte er sich auf einen Baum zu.

Es war eine Platane, und in deren Schatten hatte Gegner Nummer zwei gelauert.

Vampiro-del-mar!

Sein verwüstetes Gesicht wurde noch mehr durch sein Grinsen entstellt, als er sah, daß Tokata getroffen hatte.

Und dann kam er.

Lautlose Sprünge brachten ihn heran. Er hatte die Arme weit vorgestreckt, die Hände geöffnet, bis sie den Hals des Schwerverletzten umklammern konnten.

Hart drückte der Supervampir zu.

Gil hatte dem Griff nichts entgegenzusetzen. Er wurde von der unheimlichen Gestalt gepackt und zu Boden gerissen. Er lag plötzlich auf dem weichen Rasen. Die Schleier des Todes, die ihn fast erreicht hatten, rissen ihn noch einmal hoch.

Mit einem letzten deutlichen Blick sah er das Gesicht der neuen Schauergestalt.

Vampiro-del-mar hatte sein Maul aufgerissen. Die Zähne schimmerten wie Stahlstifte.

Dann rammte er seinen Kopf nach unten, und beide Gestalten verschmolzen zu einer.

Tokata stand daneben. Er schaute auf sie nieder. Sein halb zerstörtes Gesicht hinter der Maske bewegte sich nicht. Er wartete so lange, bis Vampiro-del-mar gesättigt war.

Als der sich erhob und sein Schatten ins Unermeßliche zu wachsen schien, nickte Tokata.

Für Vampiro-del-mar war es das Zeichen.

Die beiden gingen.

Zurück ließen sie einen Toten, keinen Untoten, denn Gil war schon gestorben, bevor der Supervampir sein Blut getrunken hatte. Ein Gegner war erledigt, doch nahe der Straße, in einem Auto, da wartete das zweite Opfer.

Entkommen ließen die beiden keinen ...

Mit dieser Einladung hatten wir nicht gerechnet. Vielleicht hätten wir doch anders vorgehen sollen, doch dafür war es jetzt zu spät. Francis Drusian hielt seinen Trumpf in Form einer Maschinenpistole in der Hand. Als die Frau ihm gemeldet hatte, wer ihn sprechen wollte, da hatte er gewußt, was zu tun war.

Die Mündung hielt er nicht ruhig. Er schwenkte die Waffe.

Einmal wies sie auf Suko, in der nächsten Sekunde wieder auf mich. Zudem standen wir im Licht einer über der Tür hängenden Lampe und er im Halbdunkel.

»Wollen Sie uns erschießen?« fragte ich nach einer Weile.

»Möglich, aber erst heben Sie einmal die Hände.«

Das taten wir, denn Drusian machte einen verdammt entschlossenen Eindruck auf uns.

Obwohl ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte, war er mir von Anfang an unsympathisch. Ein widerlicher Typ. Für sein Gesicht kann ein Mensch ja nichts, aber bei Drusian paarten sich Aussehen und Charakter zu einer miesen Verbindung.

»Sie sind sich darüber im klaren, daß wir nicht allein hierher kamen«, sagte ich.

»Natürlich.«

Die Sicherheit, mit der er antwortete, machte mich stutzig. Der Kerl hatte etwas in der Hinterhand. Und er gab mir auch gleich die Bestätigung.

»Natürlich weiß ich, daß Sie nicht allein gekommen sind. So dumm bin ich nicht. Aber ich habe meine Sicherheitsvorkehrungen getroffen. In den Bäumen ließ ich Kameras versteckt installieren. Sie beobachteten nicht nur den Garten, sondern auch die Straße vor und hinter unserer kleinen Farm. Wir haben gesehen, wie Sie ankamen, und haben ferner beobachtet, daß zwei weitere Männer im Wagen zurückblieben. Einer hat ihn verlassen.« Jetzt kicherte Drusian. »Wahrscheinlich lebt er nicht mehr, denn ich habe bessere Wärter zur Verfügung, als es Bluthunde je sein könnten. Die Namen werden Ihnen wahrscheinlich etwas sagen. Tokata und Vampiro-del-mar. Und jetzt sagen Sie mir, welcher Mensch diesen beiden entkommen kann!«

Er hatte die Worte gut gewählt, und ich wußte wirklich keine Antwort. Gegen Vampiro-del-mar und auch gegen den Samurai

des Satans hatte kaum einer eine Chance, wenn er nicht die Waffen besaß, die für eine Dämonenbekämpfung unerläßlich waren. Er konnte seinen Tod noch hinauszögern, verhindern konnte er ihn nicht.

»Gefällt Ihnen nicht, wie?«

»Ich würde lügen, wenn ich Ihre Frage verneinte.«

»Kann ich mir denken. Aber das ist noch nicht alles. Ich habe ...«

»... auch die Frauen.« Das sagte Suko. Er hatte sich nicht zurückhalten können.

Francis Drusian nickte. »Ja, Sie haben recht. Die drei Frauen befinden sich in meiner Gewalt. Und es geht ihnen den

Umständen entsprechend.« Er nickte bei seinen Worten, ohne jedoch die Mündung der Maschinenpistole zur Seite zu drehen.

»Sie können Ihre Freundinnen sogar sehen«, fuhr er fort und ging während dieser Worte einen Schritt zur Seite, damit er an die Schreibtischecke gelangte. »Passen Sie auf!«

Er hatte das rechte Bein leicht angezogen und mußte mit dem Knie einen Kontakt unter der Schreibtischkante berührt haben. Auf jeden Fall erschien links von uns auf einer grauweißen Fläche ein Flimmern.

Wir sahen dicht vor der Wand einen dieser großen Fernsehschirme, fast schon wie eine Kinoleinwand. Und dieser Bildschirm gab den Blick in einen zellenartigen Raum frei, in dem sich die gefesselte Jane Collins befand.

Sie hockte in der Ecke und schaute in die Kamera. Deutlich sah ich die Angst auf ihrem Gesicht. In mir vereiste etwas, ich fühlte den dicken Kloß in der Kehle, und der vergrößerte sich noch, als die Tür geöffnet wurde und jemand den Raum betrat, den ich überhaupt nicht mochte.

LadyX!

Sie lächelte, schaute ebenfalls in die Kamera, und wir beide sahen die Vampirzähne aus ihrem Oberkiefer wachsen.

LadyX war zu einer Blutsaugerin geworden, die sich jetzt langsam der gefesselten Jane Collins näherte ...

Jane hockte in der Ecke und blickte hoch in die Kamera. LadyX hatte sie in diesen kahlen Raum gesperrt und war verschwunden. Befreien konnte sich Jane nicht. Erstens war sie gefesselt, zweitens hatte der Raum weder Fenster noch einen normalen Ausgang, nur die dicke Stahltür.

Es war von Pamela Scott psychologisch genau durchdacht, daß sie Jane allein gelassen hatte. So würde sich die Angst der Gefangenen von Sekunde zu Sekunde vergrößern, die Unge-
wißheit, wann die Untoten zurückkommen würde, steigerte sich weiter.

Aber Jane Collins war eine Frau, die sich nicht zum erstenmal in einer lebensbedrohlichen Lage befand. Sie hatte vor allen Dingen gelernt, niemals aufzugeben, wenn sie sich in einer schwierigen Situation befand, sondern immer das Beste daraus zu machen. Auch hier versuchte sie es.

Als großer Nachteil erwiesen sich die Fesseln. Nicht nur, weil ihre Hände gebunden waren, zudem hatte man ihre Arme noch auf den Rücken gedreht, was für Jane Collins eine Tortur war. Wenn LadyX sie beißen wollte, dann mußte und würde sie sich natürlich wehren, und mit auf dem Rücken gefesselten Händen war das mehr als schwierig.

Deshalb mußte sie ihre Arme vor den Körper bekommen. Das ging, man mußte nur einen Körper aus Gummi haben oder sehr gelenkig sein. Letzteres war Jane.

Als trainierte Judokämpferin konnte sie sich bewegen. Zwar nicht wie eine Schlange, aber wie ein guter Turner, was ihr nun sehr entgegenkam.

Jane hockte auf dem kahlen Boden und mußte praktisch mit dem Körper durch den Zwischenraum der gefesselten Arme rutschen. Eine verdammt kitzlige Sache.

Sie versuchte es.

Dabei hatte Jane das Gefühl, ihre Gelenke würden ausgerenkt. Sie merkte plötzlich, wie steif sie eigentlich war. Auf der Bühne führten die Künstler und Artisten so etwas innerhalb von Sekunden vor. Jane brauchte dazu Minuten, wenn nicht sogar noch länger. Und sie geriet ins Schwitzen. Dabei legte sie sich auf den Boden, kippte zur Seite, zog die Beine so weit an, wie es ging,

drehte den Körper, fluchte, jammerte, keuchte und schimpfte in einem.

Jane gab nicht auf. Durch Rückschläge ließ sie sich nicht erschüttern und stellte fest, daß es nach dem fünften Versuch schon besser klappte als beim vierten.

Beim siebenten Mal packte sie es wirklich.

Plötzlich befanden sich ihre gefesselten Hände nicht mehr auf dem Rücken, sondern vor ihrem Körper.

Die Detektivin atmete auf. Der Schweiß rann über ihr Gesicht.

Die Kleidung klebte am Körper, doch das störte sie nicht mehr.

Hauptsache, sie hatte ihr Vorhaben durchgeführt.

Erschöpft blieb sie liegen. Es dauerte einige Minuten, bis sich ihr Atem beruhigt und sich der Herzschlag normalisiert hatte. Sie rutschte auf die Wand zu, bis sie mit dem Rücken Kontakt hatte, und stemmte sich dann in die Höhe.

Schließlich blieb sie sitzen. Sie wußte nicht, wann LadyX erscheinen würde, aber aufgeben wollte sie nicht.

Ihr Blick flog hoch zur Kamera. Der rote Punkt glühte dort noch immer. Er wirkte wie ein winziges Auge, das Jane Collins immer unter Beobachtung hielt.

Ob auch die anderen unter Kontrolle standen? Wie war es ihnen ergangen? Wo hatte man sie hingeschafft?

Jane dachte an die gefährlichen Pillen, die Shao und Sheila zu sich nehmen sollten. Wenn diese Art Medizin anschlug, dann sah es schlimm aus.

Die Schritte draußen hörte sie nicht, aber sie sah, wie sich die Klinke nach unten bewegte und die Tür aufgedrückt wurde.

LadyX betrat das Verlies. Sie blieb für eine kurze Zeitspanne an der Tür stehen, lächelte eisig und zeigte ihre gefährlichen Vampirzähne. Dann setzte sie sich in Bewegung und trat langsam auf die am Boden hockende Jane Collins zu.

Die Detektivin wußte, daß ihr ein Kampf auf Leben und Tod bevorstand ...

Mir blieb fast das Herz stehen!

Eine gefesselte Jane Collins, eingesperrt in einem Verlies. Und bei ihr LadyX, die zu einem Vampir geworden war.

Das war ein Alptraum!

Ich hörte Suko neben mir schwer atmen. Ich wußte, was in ihm vorging. Am liebsten hätten wir uns beide auf Francis Drusian gestürzt, doch da war die Maschinenpistole, die uns diesen Weg verwehrte. Weder Suko noch ich waren kugelfest!

»Das ist doch nett, nicht wahr?« höhnte unser Gegner und lächelte diabolisch. »Eure Chancen sinken immer weiter. Ihr hättet in London bleiben sollen, euren Tod habt ihr selbst verschuldet.« Ich hörte die Worte, aber ich achtete auch auf das Bild auf dem leicht gebogenen Schirm, wo sich die Scott immer näher auf Jane Collins zuschob, die jetzt mit einem Ruck versuchte, auf die Beine zu gelangen. Sie schaffte es auch und fiel bis gegen die Längswand.

Dort erwartete sie LadyX.

»Wollt ihr weiter zusehen?« hörten wir die Stimme des Mannes.

»Stoppen Sie die Scott!« verlangte ich.

»Sie machen mir Spaß, Sinclair!«

»Noch ist es Zeit. Wirklich. Wenn wir zusammenarbeiten, kommen Sie mit einem blauen Auge davon. Also, überlegen Sie es sich gut, Drusian. Machen Sie keinen Unsinn!«

»Ihr seid euch wohl nicht darüber im klaren, um was es hier wirklich geht«, knirschte der Klinikchef. »Ich will nicht nur eure Vernichtung, sondern auch die der anderen. Das Sinclair-Team muß sterben, verstanden?«

»Hören Sie auf!«

Und dann verschwand das Bild. Abermals hatte Drusian einen Kontakt unter der Kante berührt. Wir schauten auf den grauweißen und leeren Bildschirm.

Drusian lachte meckernd. »Keine Angst, ihr werdet noch genug zu sehen bekommen, wirklich. Ich schalte wieder ein, wenn eure Freundin zu einem Blutsauger geworden ist. Darauf könnt ihr euch verlassen.«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, erschien ein anderes Bild auf dem Schirm.

War das erste bis auf zwei Personen leer gewesen, so zeigte dieses ein ganz anderes Motiv.

Wir sahen elf Frauen.

Sie hockten in einer Reihe auf gläsernen Stühlen oder Kunststoffmöbeln. Ich kannte sie alle. Die sechs älteren Frauen waren ebenso auf der Modenschau gewesen wie die fünf jüngeren. Und unter den jüngeren befanden sich zwei, die uns ans Herz gewachsen waren.

Sheila Conolly und Shao!

Sie saßen ganz außen, hatten den Kopf in den Nacken geworfen und trotzig die Lippen zusammengepreßt. Beide sahen aus, als hätte man sie geschlagen, jedenfalls zeigten ihre Gesichter Flecken. Das war auch bei Shao zu erkennen, obwohl ein Teil ihrer dunklen Haare wie ein Vorhang vor ihr Gesicht fiel.

Der Raum, in dem die Frauen saßen, war gefliest. Die Kacheln schimmerten grünlich. Wir sahen auch einen Labortisch, auf dem zahlreiche Flaschen, Tiegel, Kolben und Brenner mit den nötigen Gasanschlüssen standen.

Und zwei Männer sahen wir.

Kleiderschranksbreite Kerle in grauen Kitteln. Einer von ihnen hielt eine Glasflasche in der Hand. Durch einen ebenfalls gläsernen Stöpsel war die Flasche verschlossen.

In der Flasche schimmerte etwas. Ich sah nur eine rote Masse, mehr konnte ich nicht erkennen.

Francis Drusian hatte bewußt nichts gesagt, damit wir das Bild in uns aufnehmen konnten. Jetzt aber konnte er sich nicht länger zurückhalten.

»Na, kommen euch die beiden auf den äußeren Stühlen bekannt vor?«

»Du Schwein!« knirschte Suko. »Du verdammtes ...«

Plötzlich blitzte es vor der Mündung der MPi auf. Drusian hatte geschossen. Es ging so schnell, daß wir gar nicht hätten ausweichen können. Er wollte uns auch nicht treffen, sondern jagte die Garbe vor uns in den Boden, wo die Geschosse den Teppich des Büros aufhackten. Fast hätte uns noch ein Querschläger getroffen.

»Beim nächstenmal schieße ich euch die Schädel ab!« drohte er. Das war bestimmt keine leere Versprechung.

Suko beherrschte sich.

Mein Freund war wirklich ein Mensch, der eigentlich nie die Ruhe verlor. Darum hatte ich ihn immer beneidet. Aber wenn es um Shao ging, sah Suko rot.

So wie jetzt.

»Reiß dich zusammen!« zischte ich.

Drusian hatte meine Worte vernommen. »Ihr Freund hat recht, Chinese. Sehen Sie lieber zu, was mit Ihrer Freundin geschieht. Wir haben mit ihr und den anderen Frauen noch Großes vor, denn sie sind die ersten, die das neue Präparat zu schlucken bekommen. Und wißt ihr, was ich hergestellt und bereits zur Serienreife produziert habe?«

Wir schwiegen.

»Ich will es euch verraten. In London wurde ich bei meinen Forschungen gestört, doch hier in Paris habe ich sie weiterführen können, ohne daß mir jemand dazwischenredete. Ich habe mich immer gefragt, warum es nicht möglich sein sollte, Vampirblut herzustellen. Synthetisch, meine ich. Ich hatte das Fariacsche Blut zur Untersuchung da. Ich habe es genau analysiert, und es ist mir gelungen, von dieser Analyse wieder eine Synthese zu machen. Mit anderen Worten: Ich habe das Vampirblut künstlich hergestellt, und zwar nicht auf flüssiger Basis, sondern als ganz normale Pille. Allerdings gebe ich gern zu, daß sich im Innern der Pille ein flüssiger Stoff befindet, der ein wenig nach Blut schmeckt, wenn sich der Zuckerrand erst gelöst hat. Und für diese Pillen brauchte ich Menschen. Wir haben sie uns geholt. Dort sitzen sie, meine Herren. Und was der Aufpasser in der Hand hält, das ist eine Flasche mit diesen Vampirpillen.«

Ich starrte Drusian an. »Sie sind ein verdammter Teufel!« schmetterte ich ihm ins Gesicht.

»Vielleicht, aber auch ein Genie. Das hätte kein anderer geschafft, glauben Sie mir.«

Ich schwieg.

»Da, sehen Sie doch, jetzt bekommt die erste Frau die Pille. Es ist eine ältere. Mal schauen, wie sie reagiert.«

Dieser Drusian war plötzlich wie ausgewechselt. Wahrscheinlich wäre er selbst gern dabeigewesen, aber er mußte auf uns acht-

geben. Gleichzeitig wollte er sehen, was sich auf dem Bildschirm abspielte. Und zwei Dinge zur selben Zeit können nur die wenigsten Menschen konzentriert durchführen.

Francis Drusian gehörte nicht dazu.

Das merkte ich. Auch Suko war nicht entgangen, daß die Blicke des Mannes zwischen dem Bildschirm und uns hin- und herwieselten.

Ich schaute Suko an.

Der Chinese nickte unmerklich. Ich wußte, wie er es versuchen wollte. Angreifen konnten wir Drusian nicht. Die Distanz zwischen uns und ihm war so, daß eine Kugelgarbe immer schneller war als wir.

Den rechten Arm hatte Suko bereits angewinkelt. Die Finger der ausgestreckten Hand wiesen schräg nach unten auf die Jackenöffnung. In der Innentasche befand sich eine wichtige Waffe. Der von Buddha ererbte Stab. Wenn Suko ihn in die Hand nahm, brauchte er nur ein Wort zu rufen, so daß er die Zeit für genau fünf Sekunden anhalten konnte.

Länger nicht ...

»Da«, sagte Drusian, »seht, jetzt bekommt die Frau die erste Pille!« Er freute sich.

Ich schaute hin.

Die ältere Frau war gefesselt. Sie trug ein helles Kleid, das zahlreiche Falten warf und jetzt einige Schmutzflecke aufwies. Auf ihrem Gesicht stand die innere Abwehr wie in einem Buch zu lesen.

Sie wollte nicht.

Man zwang sie.

Der zweite Kerl im grauen Kittel nahm keine Rücksicht.

Während der erste die Flasche öffnete und eine rote Pille auf seine Handfläche rollen ließ, preßte der andere Mann seine Hand in das Gesicht der Frau und öffnete mit einem geschickten Griff deren Mund. Dabei grinste er und sagte irgend etwas zu seinem Kumpan, was wir an den Mundbewegungen erkannten.

Der zweite schob der Frau die Pille in den Mund.

Drusian lachte. »Geschafft!« jubelte er. »Geschafft.«

Fehlte nur noch, daß er gerufen hätte: »Das ist Spitze!«

Soweit kam es nicht. Dazu trug auch Suko bei, denn mit einer schlangengleichen Bewegung verschwand seine Hand im Ausschnitt des Jacketts.

Und plötzlich hielt er den Stab darin.

»Topar!« rief er.

Natürlich hatte Jane Angst. Jeder Mensch hat Angst, wenn er einem Blutsauger gegenübersteht. Hinzu kam noch Janes raffinierte Fessel, die ihr zwar ein wenig Bewegungsfreiheit ließ, aber nicht so viel, wie sie brauchte.

LadyX wollte ihr Blut!

Sie kam näher. Die Augen leuchteten. Die Maschinenpistole trug sie nicht bei sich, eigentlich etwas Ungewöhnliches an ihr, doch jetzt, als Blutsaugerin, wollte sie ihre Opfer lebend, nicht tot.

»Keine Chance«, flüsterte sie. »Du hast keine Chance, Jane Collins.«

Die Detektivin gab keine Antwort. Sie wich nur zurück, bis sie die Wand als Deckung in ihrem Rücken spürte. Die Arme hatte sie vorgestreckt, die Hände so weit auseinandergebreitet, wie die Fessel es ihr erlaubte.

Jane war fest entschlossen, sich bis zum letzten zu verteidigen.

Leicht wollte sie es LadyX nicht machen.

»Angst?« höhnte die Scott.

Ihr Gesicht war seltsam bleich, die Züge verzerrt. Von Schönheit war nichts mehr zu sehen. Reine Boshaftigkeit bestimmte das Aussehen der ehemaligen Terroristin.

Da sprang Jane vor. Sie hatte ihre Fäuste aneinandergelegt und wollte sie in das Gesicht der Vampirin rammen. Bevor sich LadyX auf Jane stürzte, sollte es umgekehrt sein.

Fast hätte die Detektivin es geschafft. Aber eben nur fast. Nun zeigte sich, daß die Scott nichts verlernt hatte. Als Terroristin war sie durch eine harte Schule gegangen. Man hatte ihr beigebracht, sich zu verteidigen, ihre Reflexe waren hundertprozentig in Ordnung, und bevor Jane dazu kam, einen Schlag zu landen, hatte sie schon gekontert. Mit gestrecktem Arm und gekrümmter Handkante. Der Schlag schüttelte die Detektivin durch, obwohl er

sie nur an der Schulter getroffen hatte. Jane ging zu Boden, verbiß den Schmerz und überrollte sich.

LadyX lachte. Sie war siegessicher und sprang mit beiden Beinen voran auf Jane zu.

Die reagierte eiskalt. Plötzlich flog die Vampirin durch die Luft, denn mit ihren Beinen hatte Jane die der Scott noch im Sprung weggesäbelt.

LadyX fiel.

Gewandt wie eine Katze rollte sie sich herum, aber da stand Jane wieder auf den Füßen.

Sie glich jetzt einer fauchenden Katze, die ein Hund gereizt hatte. »Komm nur«, flüsterte sie. »Komm nur her, du verdammte Blutsaugerin. Ich mache dich fertig!«

Die Gegnerinnen schlichen umeinander herum. Geduckt, breitbeinig. Jede belauerte die andere. Niemand wollte sich eine Blöße geben. Die Scott verzog die Lippen. In ihren dunklen Augen nistete der Haß. Die Nasenflügel bebten, aus dem Oberkiefer lugten die beiden Vampirzähne. Pardon wollte sie nicht geben.

»Ich kriege dich!« keuchte sie. »Darauf habe ich schon lange gewartet. Du entkommst mir nicht, das schwöre ich dir!«

Die Untote war verblendet, und sie wollte Blut. Als Mensch hatte sie sich trotz allem besser unter Kontrolle gehalten, als Vampir gehorchte sie nur dem Trieb.

Einen Menschen sah sie nur als Nahrung an.

Das alles wußte Jane Collins. Sie hatte kein Interesse daran, sich auf einen langen Kampf mit der Blutsaugerin einzulassen. Denn über eine zeitlich große Distanz konnte sie nicht gewinnen.

Während ihre Kräfte erlahmten, konnte man das von denen der Untoten nicht behaupten. Für sie gab es so etwas nicht mehr.

Jane sah ihre Chance.

Allerdings nicht, indem sie LadyX überwältigte, sondern in der Flucht. Sie hatte genau achtgegeben und dabei festgestellt, daß die Scott nach ihrem Eintritt die Tür nicht wieder verschlossen hatte. Jane konnte also noch fliehen, falls es ihr gelang, die Tür zu erreichen.

Hoffentlich ahnte die Untote nichts von ihren Gedanken.

Langsam ging Jane zurück. Dabei wandte sie noch einen Trick an.

Zuerst einmal weg von der Tür, LadyX in die andere Ecke locken und dann vielleicht ...

Ihre Gedanken wurden durch einen Angriff unterbrochen. Die Untote kam mit großer Wucht. Sie lag in der Luft, ein wirklich gekonnter und gewagter Sprung, ein Bein vorgestreckt, das andere leicht angezogen, wobei die Arme fast die gleiche Stellung einnahmen.

Karate der Spitzenklasse.

Jane wollte weg. Sie schaffte es nur halb, weil sie mit den Armen dabei das Gleichgewicht steuern mußte. Das gelang nicht wegen der gefesselten Hände. Der Tritt traf sie dicht unter dem Hals, schleuderte sie zurück, und sie krachte gegen die Wand.

Zuerst prallte der Rücken dagegen, dann der Hinterkopf. Janes Gesicht verzerrte sich. Wie Pudding bewegte sich die Gesichtshaut, als sie durchgeschüttelt wurde, und die Vampirin heulte vor Freude auf.

Sie war dicht vor Jane gelandet und trat diesmal nicht zu, sondern hämmerte mit der Handkante.

Es war ein Vernichtungsschlag. Jane wußte selbst nicht, wie sie aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich getaucht war, auf jeden Fall kam sie weg.

Sie spürte noch den Luftzug, so dicht wischte die Hand an ihrem Kopf vorbei, und dann wuchtete sie gegen die Betonwand.

Jane Collins wußte nicht, ob sich LadyX die Hand gebrochen hatte, es war ihr völlig egal. Sie verpaßte der Untoten noch einen Rundschlag, hatte danach Luft und spurtete zur Tür. Auf den Schmerz in ihrem Hinterkopf achtete sie nicht, die Flucht und ihr Leben waren wichtig.

Mit beiden Händen umfaßte sie die Klinke, drückte sie nach unten und riß die Tür auf.

Mit einem gewaltigen Sprung hatte Jane die Schwelle hinter sich gebracht und fand sich in einem langen Gang wieder.

Wohin? Rechts oder links?

Jane entschied sich für links, denn am Ende des Ganges wurde es heller.

Sie rannte. Leider konnte sie mit den gefesselten Händen nicht so einen Spurt hinlegen, wie sie es gern getan hätte. Da waren

immer die Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, das Jane nur schwerlich halten konnte. Einmal geriet sie aus dem Tritt und fiel gegen die Wand, rannte aber weiter.

Sie warf auch einen Blick über die Schulter.

LadyX war ihr auf den Fersen. Das Lachen schallte durch den engen Gang. »Ich kriege dich!« schrie sie. »Hier kannst du nicht fliehen!«

Jane schaute nicht mehr zurück, nur noch nach vorn. Der Lichtschimmer war deutlicher geworden, und die Detektivin sah mitten im Gang ein Gitter. Es hielt den Vergleich mit einer Tür durchaus stand, denn es lief auf einer Schiene und konnte über die Breite des Korridors eine Sperre errichten.

Jetzt war es offen.

Und doch gab es eine Schwierigkeit. Hinter dem Gitter wurde der Gang nicht nur breiter, dort befand sich auch der Stuhl eines Wächters. Der war zwar augenblicklich leer, aber aus einem soeben haltenden Aufzug trat ein Mann im grauen Kittel.

Auch LadyX hatte ihn gesehen.

»Halte sie fest!« brüllte die Vampirin.

Der Mann war überrascht, schaute nach links, nach rechts - und bekam Janes Hieb schräg gegen das Kinn. Der Schlag war so gewaltig, daß er zu Boden gerissen wurde und sich dort überschlug.

Jane bückte sich. Der Kittel des Mannes war aufgeklappt. Die Detektivin hatte gesehen, daß der Kerl im Hosenbund eine Waffe trug. Die riß Jane an sich.

Geduckt fuhr sie herum, die Luger-Pistole dabei in beiden Händen haltend.

Dann feuerte sie.

Schießen konnte Jane, und sie jagte drei Kugeln in den vor ihr liegenden Gang. Dabei streute sie etwas, denn sie wollte LadyX unbedingt erwischen.

Instinktiv hatte sich die ehemalige Terroristin zu Boden fallen lassen. Diese Reaktion war ihr eingepflegt worden. Sie hatte sie auch als Vampirin nicht verloren.

Zwei Geschosse fehlten, das dritte riß eine lange Furche in das Fleisch am Hals.

So etwas machte LadyX nichts mehr. Sie sprang auf.

Jane aber sah den Fahrstuhl. Sie schoß hoch und riß mit ihren gefesselten Händen die Tür auf.

Doch sie hatte die Schnelligkeit der Untoten unterschätzt. Mit einem Satz überwand sie eine Distanz von mehr als drei Metern. Und LadyX hatte Glück, sie bekam Jane zu packen, bevor diese im Aufzug verschwinden konnte.

Beide Hände schlug die ehemalige Terroristin um Janes Handgelenk. Es war das rechte, in dem sie die Luger hielt. LadyX wollte den Arm hochkanten, so daß Jane die Waffe fallen lassen mußte.

»So«, keuchte die Untote, »hab ich dich doch!«

Da trat Jane Collins zu. Ihr Fuß wuchtete gegen die Brust der Scott und schleuderte sie zurück. Die Hände der blutsaugenden Bestie rutschten ab, LadyX fiel zu Boden, und Jane Collins hatte freie Bahn. Sie rammte die Tür des Aufzugs zu und hieb ihre Handballen auf den obersten Knopf.

Als der Lift anfuhr, warf sich die Vampirin gegen die Tür. Sie wollte sie noch aufreißen, doch die Verkleidung hielt.

Jane schwebte nach oben.

Gerettet?

Vielleicht ...

Bestimmt hatte Francis Drusian noch schießen wollen, doch der Ruf kam zu überraschend.

Für fünf Sekunden wurde die Zeit angehalten.

Das reichte.

Während Drusian und ich zur Bewegungslosigkeit erstarrten, handelte Suko. Die Distanz zwischen ihm und dem Klinikboß konnte er in dieser Zeit leicht überwinden.

Drei Sprünge reichten.

Als Suko vor dem Mann stand, riß er ihm die MPi aus den Händen.

Er konnte noch eine Sekunde warten, dann war die Zeit um.

Alles lief wieder normal ab. Ich konnte mich bewegen und auch Drusian, der plötzlich den Mund aufriß, dabei schrie und sogar

noch den Zeigefinger bewegte. Er hatte tatsächlich schießen wollen.

Nichts geschah.

Dafür lachte Suko leise.

Der Chinese stand neben Drusian, und der Klinikchef erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Er drehte den Kopf, sah Suko und auch die Maschinenpistole.

»Nein!« keuchte er und wich zurück, bis er gegen den Schreibtisch stieß.

»Doch«, erwiderte der Chinese lächelnd. »Ich habe Ihre Waffe, mein Lieber.«

Drusian schüttelte den Kopf. »Aber das ist doch - das ist einfach unmöglich ...«

»Wieso?« Suko lächelte und hob die Mündung ein wenig an.

»Ich habe Ihre Waffe, und das muß für Sie reichen. So, und jetzt will ich wissen, wo Sie die Frauen versteckt halten.«

»Welche ...?«

»Reden Sie nicht drum herum!« zischte Suko.

Plötzlich spürte der Klinikchef den Druck der Mündung auf seiner Brust. Er bog seinen Oberkörper zurück und fiel über den Schreibtisch. Angst stahl sich in seine Augen. Nichts war mehr von seiner ursprünglichen Sicherheit zu spüren. Der Mann war im Grunde seines Wesens feige.

»Wo?«

»Unten!« flüsterte Drusian rauh. »Unten im Keller sind die Labors.«

»Und die anderen Gäste?«

»Es sind keine da. Wir haben geschlossen. Für einen Monat, offiziell. Das hätten wir auch denjenigen gesagt, die sich gemeldet hatten, weil ja Werbung gemacht wurde. Ich wollte Zeit für meine Versuche haben, wissen Sie.«

»Dann befinden sich also keine Unschuldigen hier?« Diese Frage stellte ich. Ich hatte mich inzwischen wieder zu meinem Partner gesellt und schaute auf den immer noch in unbequemer Haltung liegenden Drusian hinab.

»Nur die Gefangenen.«

»Und Jane Collins?«

»Ist in einem Extraraum, auch im Keller.«

»Welche Sicherungen?«

»Keine.«

Ich wußte nicht, ob ich ihm glauben konnte, hatte allerdings auch keine Zeit, dies nachzuprüfen. Wir mußten uns schon auf ihn verlassen.

Suko und ich tauschten einen kurzen Blick. Unser gegenseitiges Einverständnis gaben wir durch ein kurzes Kopfnicken bekannt. Der Chinese wußte genau, was er zu tun hatte.

Er schlug zu.

Es war ein Hieb mit dem Lauf der Maschinenpistole. Und er traf Drusian seitlich an der Stirn, wo er eine dicke Schramme hinterließ, als der Lauf über die Haut strich.

Der Klinikchef zuckte zusammen. Es sah aus, als wollte er uns entgegenspringen, dann aber wurde er blaß, verdrehte die Augen, sackte auf dem Schreibtisch zusammen und fiel zu Boden.

Verkrümmt blieb er liegen.

»Das war's«, sagte der Chinese und schlug mir auf die Schulter.

»Aufgeht's ...«

Wieder einmal hing die unvermeidliche Schwarze zwischen den Lippen des Agenten. Paul Meurisse hockte hinter dem Lenkrad, hatte die Scheibe zur Hälfte herunterfahren lassen und qualmte. Den scharfen Rauch blies er durch die Mundwinkel aus, einmal nach rechts, einmal nach links. So paffte er sich richtig ein. Allerdings vergaß er nicht seine Aufgabe. So schläfrig Meurisse auch wirkte, er tarnte sich nur. Tatsächlich aber war er hellwach und paßte genau auf.

Er hatte auch registriert, daß Gil seiner Meinung nach schon viel zu lange weg war. Sie hatten abgesprochen, daß er sich meldete, wenn er etwas Ungewöhnliches entdeckte. Das war bisher nicht geschehen. Meurisse war nicht besorgt, sondern nur ein wenig beunruhigt. Zum Glück konnte er sich auf Gil verlassen. Den hatte noch niemand geschafft. Wenn er daran dachte, was Gil alles hinter sich hatte, das war wirklich sagenhaft. Es gab nur sehr wenige Männer, die so etwas aushielten.

Meurisse lüftete noch einmal durch und schaute in die Runde. Dunkelheit umgab ihn. Hinzu kam die Stille, die schon irgendwie bedrückend wirkte.

Wenn er sehr genau hinsah, dann glaubte er, hinter den Bäumen im Park einen hellen Schimmer zu erkennen. Das Licht brannte also noch in der Klinik, und Meurisse dachte wieder an seinen Leibwächter. Ob Gil vielleicht in den Bau eingedrungen war? Den Auftrag dazu hatte er nun nicht gehabt. Er sollte sich nur auf dem Gelände umschauen, mehr nicht.

Meurisse ließ das Fenster offen. Wenn Gil auf Gegner getroffen war, dann hörte er vielleicht die Kampfgeräusche, aber verräterische Laute erreichten sein Ohr nicht.

Seltsam war das schon. Er hockte im Wagen und beobachtete eine Schönheitsfarm, wie es sie mehr als einmal in Frankreich gab. Man hatte darüber gelächelt, und Frauen, die das nötige Kleingeld besaßen, besuchten sie öfter. Sie nahmen diese Farmen sehr ernst, doch daß hinter den Mauern solcher Kliniken Verbrechen stattfanden, davon hatte Meurisse noch nichts gehört.

Möglich war alles.

Plötzlich zuckte er zusammen. Der Agent glaubte, zwischen zwei Bäumen eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Ein Schatten, der jetzt nicht mehr zu sehen war.

Kehrte Gil zurück?

Meurisse blickte weiterhin angestrengt in die Richtung, konnte nichts sehen und schimpfte über die Dunkelheit. Die nächste Laterne lag irgendwo im Park versteckt, eine Lichtinsel, deren Helligkeit längst verschluckt wurde.

Meurisse, einmal mißtrauisch geworden, wollte es genau wissen. Ihn hielt nichts mehr im Fahrzeug. Er nahm die Taschenlampe und öffnete den Wagenschlag.

Vorsichtig stieg er aus. Die Lampe hielt er in der linken Hand, in der rechten seine Dienstpistole, die er aus dem Holster gezogen hatte.

Er wollte sich zumindest wehren können.

Der Agent knipste die Lampe an.

Ein lichtstarker, ziemlich breiter Finger durchschnitt die Dunkelheit. Als Meurisse die Lampe schwenkte, tanzte der Strahl

über den Rasen, berührte einige Baumstämme und ließ das bunte Laub an den Zweigen hell schimmern.

Von einer Gestalt sah er nichts.

Hatte er sich doch getäuscht?

Das wiederum wollte Paul Meurisse nicht glauben. Bisher hatte er sich auf seine Augen verlassen können, und er war sicher, die Bewegung gesehen zu haben.

Er ging ein paar Schritte nach vorn und blieb dort stehen, wo die Parktasche zu Ende war. Abermals schwenkte er den Arm mit der Lampe. Geisterhaft huschte der helle Finger über Büsche und Bäume. Meurisse sah zwischen Zweigen hängende Spinnweben silbrig blitzen, aber was er entdecken wollte, das sah er nicht.

Wo steckte Gil?

Wenn er sich wirklich im Park aufhielt, dann mußte er den Lichtschein gesehen haben und jetzt zurückkommen. Da dies nicht geschah, machte sich Paul Meurisse echte Sorgen. Er hatte auf einmal das Gefühl, daß irgend etwas mit Gil geschehen war. Sie mußten ihn erwischt haben, und er war irgendwie ausgeschaltet worden. Eine andere Lösung gab es für Meurisse nicht. Während er noch nachdachte, geschah es.

Plötzlich sah er den Fremden.

Selbst der abgebrühte Meurisse erschrak, als er die Gestalt des Unheimlichen sah. Voll wurde sie vom gefächerten Lichtstrahl der Lampe getroffen.

Das war ein Monster!

Einen Körper sah Meurisse und auch einen Arm, und in der Hand hielt der Unheimliche ein Schwert, auf dessen Klinge sich das Licht der Lampe brach.

Tief atmete Meurisse ein.

Er wollte seinen Augen nicht trauen, denn so einen Menschen hatte er noch nie gesehen.

Nur - war es überhaupt ein Mensch? Hatten Sinclair und dieser Chinese nicht von dämonischen Wesen gesprochen, die sich auf der Farm eingenistet hatten?

Das war es.

Er hatte keinen Menschen vor sich, sondern irgendeine Mutation, eine Gestalt der Hölle, besessen vom Trieb, die

Menschen erbarmungslos zu töten.

Und Gil war dieser Bestie wahrscheinlich zum Opfer gefallen. Deshalb hatte er nichts mehr von sich hören lassen.

Paul Meurisse wurde nun alles klar. Er fühlte, wie er innerlich vereiste, und er sah, wie sich die Gestalt in Bewegung setzte, wobei sie sich ihn als Ziel ausgesucht hatte.

Meurisse zögerte nicht länger. Daß er nicht angstschreiend davonlief, zeugte davon, wie abgebrüht und kalt er tatsächlich war. Ihn machte man nicht so leicht fertig, und er behielt die Gestalt im Kegel seiner Lampe.

Der Lichtschein traf voll die Brust des Unheimlichen, die für Meurisse gleichzeitig Zielfläche war.

Er feuerte.

Hell peitschten die Schüsse durch die Nacht. Genau sah Meurisse, daß er sein Ziel getroffen hatte.

Die Geschosse klatschten in die breite Brust des Monsters, und eigentlich mußte er fallen. Doch das geschah nicht.

Tokata, der Samurai des Satans, blieb auf den Beinen. Er schluckte die normalen Geschosse.

Zwei Sekunden brauchte Meurisse, um dies zu begreifen.

Außerdem begriff er auch, daß er gegen diesen Gegner auf verlorenem Posten stand. Der war einfach zu mächtig.

Meurisse tat das einzig Richtige. Er warf sich herum, um mit seinem Wagen zu fliehen.

Kaum hatte er kehrtgemacht, da sah er den anderen.

Während sich Meurisse auf Tokata konzentriert hatte, war Vampiro-del-mar lautlos angeschlichen. Er machte auf Meurisse einen ebenso schaurigen Eindruck wie der Samurai des Satans, und er näherte sich dem Wagen nicht von der Seite her, sondern von hinten. Nur noch wenige Schritte, dann konnte er das Heck des Citroen mit beiden Händen anfassen.

Wieder schoß Meurisse.

Die Kugeln pffiften über das Wagendach und trafen die breite Brust des Supervampirs.

Paul Meurisse hörte sogar die Einschläge, und er vernahm auch das fast unwirsch klingende Schnauben des Monsters. Wieder wurde ihm klar, daß er trotz seiner Waffe hilflos war.

Mit einem Sprung setzte er über die Motorhaube, schaffte es allerdings nicht ganz und knallte auf der anderen Seite gegen den Kotflügel des Wagens.

Es gab einen dumpfen Schlag. Meurisse spürte einen Stich an der Hüfte, rutschte über den Kotflügel hinweg und fiel zu Boden. Sofort war er wieder auf den Beinen.

Die Fahrertür hatte er nicht abgeschlossen. Das erwies sich als Vorteil. Bevor eines der beiden Monster ihn erreicht hatte, riß Meurisse die Tür auf und hechtete in das Innere des Citroen. Der Schlüssel steckte. Meurisse drehte ihn herum, und der Motor sprang zum Glück sofort an.

Dann riß er die Tür zu.

Vampiro-del-mar hatte bereits die Hände ausgestreckt, um die Tür noch festzuhalten, doch sie rutschte ihm aus den Klauen.

Meurisse war zu schnell gewesen.

Erster Gang. Er fuhr an.

Da erschien der Schatten vor der langen Kühlerschnauze des Citroen. Tokata war da. Die beiden Scheinwerfer leuchteten ihn und sein Schwert an, das mit ungeheurer Wucht nach unten sauste und in das Blech der Kühlerschnauze hieb.

Meurisse vernahm das reißende, kreischende Geräusch, als das Metall zerstört wurde, und er sah, wie der rechte Arm des Unheimlichen wieder in die Höhe schwang, weil er zu einem neuen Schlag ausholte.

Da gab Meurisse Gas.

Er setzte alles auf eine Karte. Der schwere Wagen wuchtete auf Tokata zu, der nicht mehr dazu kam, mit einem zweiten Schlag die Motorhaube völlig zu zertrümmern, denn die geballte Stoßkraft des Fahrzeugs riß ihn von den Beinen.

Tokata krachte zu Boden.

Meurisse grinste schief. Das Hindernis war aus dem Weg geräumt. Seine Hände umkrampften das Lenkrad, die Augen blickten starr nach vorn, aber er hatte Vampiro-del-mar vergessen, und der gab nicht auf.

Meurisse merkte noch, wie die Räder über das am Boden liegende Monster hinwegrollten, dann zerplatzte plötzlich die Heckscheibe des Wagens.

Vampiro-del-mar hatte zugeschlagen.

Der Fahrer hörte das Geräusch und trat vor Schreck auf die Bremse. Bisher hatte Meurisse seine Nerven und Bewegungen noch einigermaßen unter Kontrolle gehabt doch jetzt war es aus. Er riskierte einen Blick über die Schulter und sah hinter der zum Teil zerstörten Heckscheibe das schreckliche Gesicht des Super-vampirs. Die Heizstäbe der Scheibe hingen wie die losen Saiten einer Gitarre in alle Richtungen. Vampiro-del-mar hatte sie zerstört. Mit seinen Händen klammerte er sich am Scheibenrahmen fest, während der größte Teil seines Oberkörpers auf dem Heck lag und die Beine über den Boden schleiften.

Meurisse gab Gas. Auch ihn hatte die Panik erfaßt. Er wollte nur weg, das war alles, nur nicht hierbleiben, denn diese Monster würden ihn gnadenlos umbringen.

Die Reifen des Citroen drehten sich auf der Stelle, dann bekam der Wagen Schub und raste davon.

Meurisse zitterte und bebte. Er hoffte inständig, daß er es schaffen würde, und er griff trotz seiner Panik zu einem Trick. Wenn er dieses Monster loswerden wollte, dann mußte er versuchen, Schlangenlinien zu fahren.

Das tat er auch.

Meurisse riß das Steuer einmal nach rechts, dann wieder nach links. So jagte er über den Weg, vertraute auf die Fliehkraft und hoffte, daß sie den Unheimlichen von seinem Platz reißen würde. Noch nie in seinem Leben hatte Meurisse diese Angst verspürt. Bisher hatte er immer gegen Menschen gekämpft, die wie er aus Fleisch und Blut bestanden, aber diese beiden, das waren Monster, Dämonen, Höllengeschöpfe.

Wie recht dieser Sinclair doch gehabt hatte. Und er, Meurisse, hatte es nicht glauben wollen.

Wieder ein Schwenk nach rechts.

Der Wagen schleuderte. An beiden Seiten der Straße wuchsen alte Bäume. Meurisse sah übergroß einen Stamm auf sich zurasen, und mit einer wilden Bewegung riß er das Lenkrad nach links herum.

Selbst das Motorengeräusch und der Fahrtwind konnten das Klatschen nicht übertönen, das entstand, als Vampiro-del-mar mit

dem Baumstamm kollidierte. Die Fliehkraft hatte ihn halb hochgehoben und dann gegen den Baum geschleudert.

Er ließ los.

Ein Mensch wäre gestorben, nicht der Supervampir.

Er wuchtete zwar voll gegen den Stamm und krachte auch zu Boden, aber er stand sofort wieder auf den Beinen.

Der Citroen rauschte davon.

Paul Meurisse hatte noch einmal Gas gegeben. Mit einer Geschwindigkeit von nahezu 100 Stundenkilometern jagte er über die Straße, die aus Clichy hinausführte und einen großen Bogen schlug.

Erst als Meurisse in die Kurve hinfuhr, warf er einen Blick in den Innenspiegel.

Das Monster war verschwunden!

Paul Meurisse schluchzte fast vor Erleichterung. Er hatte diesen Gegner abgeschüttelt.

Der Agent bremste. Dicht neben dem Straßengraben brachte er sein Fahrzeug zum Halten. Erschöpft und ausgelaugt blieb er sekundenlang hinter dem Lenkrad sitzen. Automatisch griff er nach den Schwarzen. Als er die Schachtel in der Hand hielt, zitterten seine Finger so sehr, daß die Zigaretten zu Boden fielen.

Er ließ sie liegen.

Dann stieg er aus. Um nicht hinzufallen, mußte er sich am Wagendach festhalten. Der Schock hatte ihn hart getroffen.

Meurisse konnte sich nicht leisten, hier auf der Straße stehen zu bleiben. Er mußte etwas unternehmen.

Sein Blick fiel auf die Motorhaube.

Das Schwert hatte sie tatsächlich zerstört. Auf der Längsseite zeigte sich ein gewaltiger Riß, der fast an der Frontscheibe begann und erst dort aufhörte, wo die Motorhaube abflachte.

Mittlerweile hatte er den Schock überwunden. Er nahm hinter dem Lenkrad Platz und zündete sich jetzt doch eine Schwarze an.

Dann nahm er den Hörer des Telefons, rief in der Zentrale an.

Paul Meurisse hatte die Gefahr erkannt, und für ihn gab es nur eine Reaktion darauf.

Großalarm!

Jane Collins taumelte gegen die Innenwand des Lifts. Die Detektivin konnte sich nur schwer auf den Beinen halten und wollte noch nicht begreifen, daß sie es überstanden hatte. Sie war dieser verdammten Blutsaugerin tatsächlich entkommen.

Ein kleines Wunder!

Jane Collins hatte sich die nächsten Schritte bereits überlegt. Sie mußte vor allen Dingen Hilfe holen. Wo sich John Sinclair befand, das wußte sie nicht. Wenn er nicht eingreifen konnte, dann mußte es die Polizei versuchen. Eile war geboten. Schließlich hatte Jane Collins selbst gehört, was diese Verbrecher mit den gekidnappten Personen alles vorhatten.

Der Lift hielt.

Langsam schob sich die Tür zur Seite, und Jane fragte sich, was sie wohl jetzt erwarten würde.

Ihr Blick fiel in die große Eingangshalle. Sie war pompös eingerichtet, und wer durch die normale Tür die Klinik betrat, würde wohl nie auf den Gedanken kommen, es hier mit einem Verbrechernest zu tun zu haben.

Es herrschte eine nahezu gespenstische Ruhe in der großen Eingangshalle.

War sie auch menschenleer?

Nein, Jane Collins sah eine blonde Frau, die nervös auf- und abschritt. Die trug Schuhe mit hohen Absätzen, die bei jedem Schritt hart klackten.

Jane Collins hatte im Lauf der Jahre einen gewissen Instinkt entwickelt, und dieser Instinkt sagte ihr, daß die Frau dort nicht zu ihren Freunden zählte.

Die Detektivin stufte sie als Gegnerin ein.

Und an dieser Blondin mußte sie vorbei, wenn sie die Eingangshalle verlassen wollte.

Das war nicht einfach.

Jane war waffenlos und gefesselt. Wenn die andere eine Pistole oder einen Revolver hatte, mußte sich die Detektivin etwas einfallen lassen. Sie ließ die Frau nicht aus den Augen. Die Blonde trug einen weißen Kittel, der offenstand. Sie schien nervös zu sein, denn sie ging vor ihrer Empfangsloge unruhig auf und ab.

Plötzlich blieb sie stehen.

Sie hatte Jane Collins entdeckt.

Vielleicht zehn Schritte trennten die beiden Frauen, und Jane war neben einem der niedrigen Tische stehengeblieben, die von Sesseln umrandet wurden. Ihre Blicke fraßen sich ineinander, die Frauen fixierten sich, und es sah nicht so aus, als wären sie Freundinnen. Die Blonde atmete tief ein, wobei sich ihr Busen hob. Dann schlenderte sie näher. Sogar ein Lächeln schaffte sie, aber Jane Collins ließ sich davon nicht täuschen.

»Wo kommen Sie her?« fragte die Blonde.

»Aus dem Lift.«

Das Gesicht der Frau verschloß sich. »Und was wollen Sie hier?«

»Die Klinik verlassen!«

»Nein!«

Scharf stieß die Frau dieses eine Wort aus. Und es sagte Jane Collins genug. Die Blonde dachte gar nicht daran, sie aus der Klinik zu lassen. Sie hatte sicherlich ihre Befehle, die sie unter allen Umständen ausführen würde.

»Das ist Ihr letztes Wort?« fragte Jane.

»Natürlich.«

»Ich werde trotzdem gehen.«

»Versuchen Sie es!«

Nach dieser Antwort wußte Jane Collins, daß es wirklich keine friedliche Lösung gab. Sie mußte die andere erst überwältigen, wenn sie vorbeiwollte.

Jane machte einen gleitenden Schritt nach rechts und gelangte so hinter einen der Sessel.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Sie nicht hier rauslasse!« zischte die Aufpasserin und bewegte sich nach links, so daß sie wieder vor der Detektivin stand.

Das hatte Jane gewollt. Sie gab dem Sessel einen Tritt, wuchtete ihn vor, und das Sitzmöbel flog auf die Frau zu. Damit hatte sie nicht gerechnet, sie wurde getroffen, und für einen Moment schien es, als würde sie fallen. Buchstäblich im letzten Augenblick schaffte sie es, sich auf den Beinen zu halten.

Sie kreischte dabei und mußte mit ansehen, wie Jane an ihr vorbeihuschte.

»Du Biest!« schrie sie.

Die Frau gab nicht auf. Jane warf einen raschen Blick über ihre Schulter und sah die Blonde dicht hinter sich.

Da griff Jane zu einem Trick. Urplötzlich blieb sie stehen, bückte sich, die Blonde konnte nicht mehr stoppen und lief auf. Der eigene Schwung wurde durch den gekrümmten Rücken noch verlängert. Die Blonde vollführte einen halben Salto und kippte über Janes Schulter. Sie prallte auf den Steinboden und rutschte noch weiter vor.

Jane dachte im ersten Augenblick daran, die Frau ins Reich der Träume zu schicken, das jedoch hätte sie nur aufgehalten. Sie wollte so rasch wie möglich die Polizei alarmieren. Ein Telefon gab es sicherlich in der kleinen Glasloge, und Jane Collins hetzte darauf zu.

Die Tür war verschlossen. Als Jane sie aufreißen wollte, knallte sie gegen das Glas.

In ihrem Rücken hörte sie das Lachen der Blondes. Die war inzwischen aufgestanden, stützte sich auf der Rückenlehne eines Sessels ab und grinste breit.

»Den Schlüssel habe ich.«

»Dann geben Sie ihn her!«

»Nein!«

Mit Worten war bei dieser Person nichts zu erreichen. Jane mußte abermals zu härteren Mitteln greifen. Sie rannte auf die Blonde zu, die ihre Augen erschreckt aufriß.

Damit hatte sie nicht gerechnet und auch nicht mit dem Schlag der zusammengelegten Hände, der sie zwischen Schulter und Ohr traf. Ein Blitz schien durch den Körper der Frau zu zucken, dann sackte sie in die Knie und brach zusammen.

Jane atmete auf. Dieses Hindernis wäre geschafft. Sie bückte sich und griff beidhändig in die Kitteltasche, die durch ein Gewicht ein wenig ausgebeult war.

Jane fand den Schlüssel. Es hingen jedoch mehrere am Bund, und drei davon sahen so aus, als ob sie in das Schloß der Glasloge passen konnten.

Jane probierte sie durch. Beim zweiten Schlüssel hatte sie Glück. Er fuhr glatt und sicher in das Schloß, und Jane konnte ihn drehen. Die Tür schwang nach innen.

Sofort sah die Detektivin das Telefon und auch die übrige Anlage mit ihren Knöpfen und Schaltern. Das Telefon stand darauf. Jane brauchte nur den Hörer abzuheben.

Von der Portierloge aus hatte die Detektivin auch einen Blick in den Park. Den ermöglichten ihr die großen Glasscheiben. Eigentlich unbewußt schaute sie hinaus und sah in der Dunkelheit eine schattenhafte Bewegung dicht vor dem Fenster.

Da war jemand!

Jane Collins zuckte zusammen, denn plötzlich wurde der Schatten deutlicher.

Ein Gesicht erschien.

Schrecklich entstellt, zerrissen, mit Geschwüren und Narben.

Blutverschmiert das Maul. Zähne, die wie Stahlstifte leuchteten.

Es gab nur einen, der so aussah.

Vampiro-del-mar!

Die beiden Männer im grauen Kittel grinsten teuflisch. Sie waren in den Plan eingeweiht worden, und es machte ihnen Spaß, den wehrlosen Frauen die Pillen zu verabreichen.

Eine Frau hatte sie bisher geschluckt.

Bevor die anderen an die Reihe kamen, sollten die Männer auf Befehl des Chefs erst die Wirkung abwarten. Sie wollten sehen, was sich tat. Drusian hielt sich in einem anderen Raum auf, wo das Wiedergabegerät stand, das die Szenen, die sich hier im Keller abspielten, zeigte.

Sheila und Shao saßen als letzte in der Reihe. Es würde etwas dauern, bis sie dran waren.

Sheila bildete das Ende. Sie hatte wie Shao versucht, die Fesseln zu lockern. Da war nichts zu machen. Die Männer verstanden ihr Handwerk. Mit den dünnen Seilen waren die Frauen an die Stühle gebunden, und diese wiederum waren fest im Boden verankert, so daß sie nicht stürzen konnten.

Eine teuflische Methode.

Es herrschte eine ziemliche Ruhe in dem Raum. Die Angst drückte zu sehr auf die Stimmung. Aber diese Ruhe wurde plötzlich durch einen Schrei unterbrochen.

Die ältere Frau hatte ihn ausgestoßen, der man zuerst die Vampirpille gegeben hatte. Sie bäumte sich in ihren Fesseln auf. Der Mund stand offen. Rötlicher Schaum sprühte von den Lippen, und ihre Schreie hallten durch den Keller.

Sie waren grauerregend, hatten kaum etwas Menschliches an sich und erinnerten an das wilde Kreischen von fliehenden Affen.

»Ja, es klappt!« lachte einer der Kerle. »Sie wird zum Vampir. Wir haben gewonnen!«

Er schaute seinen Partner an, der fasziniert auf die Frau blickte, deren Schreien verstummt war und die jetzt in ihren Fesseln zuckte.

Der Mann, der ihr die Pillen zu schlucken gegeben hatte, ging vor. Er legte zwei Finger unter ihr Kinn und hob es an.

Da erwachte die Gefesselte aus ihrer Erstarrung. Sie fauchte den Mann an und spie ihm gleichzeitig ins Gesicht.

»Verdammtes Weib!« Der Kerl schlug ihr klatschend ins Gesicht, doch die Besessene lachte nur.

Ja, sie war besessen, aber sie war nicht zu einem Vampir geworden, wie die Männer erhofft hatten. Ihr fehlte das wichtigste Merkmal: die beiden Zähne.

»Es hat nicht geklappt!« zischte der Mann, der die kleine Flasche in der Hand hielt. »Verdammt, es hat nicht geklappt.«

»Versuchen wir es bei einer Jüngerer«, schlug sein Kumpan vor.

Der Kopf des anderen ruckte herum. Ein Lächeln zog seine Lippen in die Breite. »Ja«, flüsterte er, »der Vorschlag ist gut. Der ist sogar ausgezeichnet.« Er lachte. »Wir werden die Kleine mit den schönen blonden Haaren nehmen.«

Damit war Sheila gemeint.

Sie wußte es auch, und sie verkrampfte sich auf ihrem fest angeschraubten Stuhl.

Shao warf ihr einen schnellen Blick zu. »Nimm die Pille nicht, Sheila!« zischte sie. »Bitte ...«

»Halt dein Maul!« fuhr der Kerl mit der Flasche sie an. »Sonst bekommst du sie zuerst!«

Die beiden Männer waren vor Sheila und Shao stehengeblieben. Tückisch glänzten ihre Augen. Kein Erbarmen strahlte aus den Pupillen, sie wollten und würden ihren Auftrag ausführen.

Die Flasche wurde gekippt. Gleich zwei rote Pillen rollten aus der Öffnung.

Der Mann runzelte die Stirn. »Ausgezeichnet«, lobte er sich selbst. »Da können wir ihr ja direkt zwei unserer Zuckerpillchen verpassen.« Er streckte den Arm aus. »Mach dein Maul auf, Süße!« fuhr er Sheila an.

Die schüttelte den Kopf.

Da holte der zweite Kerl aus.

Man hatte den Frauen nur den Oberkörper gefesselt, nicht die Beine. Diese Chance nutzte Shao. Beide Beine hob sie hoch, winkelte sie an und stieß sie vor. Dies geschah so schnell, daß der Mann mit der Flasche von dem Tritt voll getroffen wurde, zurückwankte und vor lauter Schreck die Flasche losließ.

Sie bestand aus Glas, fiel zu Boden und zersprang. Die Pillen rollten wie Erbsen über die Fliesen, und die erst so starren und auch ungläubigen Gesichter der beiden Helfer verzerrten sich zu Grimassen der Wut.

»Das habt ihr nicht umsonst getan!« brüllte der attackierte Typ.

»Das nicht. Bisher waren wir nett zu euch, aber das wird sich ändern.« Er griff in die Tasche und holte etwas hervor, das den beiden Frauen das kalte Entsetzen durch den Körper trieb.

Es war ein Schlagring. Gelassen streifte ihn sich der Mann über die Hand.

»So«, sagte er und holte aus, während die übrigen Frauen vor Angst stumm waren und nur die ältere vor sich hin lallte.

In diesem Moment flog die Tür auf. So wuchtig, daß sie bis gegen die Wand knallte, zurückschwang und von einem Fuß gestoppt wurde.

Der Fuß gehörte John Sinclair!

Ich übersah mit einem Blick die Situation. Auch die Männer in den grauen Kitteln reagierten. Sie wirbelten herum und schauten uns an wie Geister.

»John, Suko!« schrien die beiden Frauen.

Da waren wir schon unterwegs. Ich hatte vor dem Chinesen gestanden und war deshalb schneller.

Der Typ mit dem Schlagring lief mir entgegen. Der kam mir gerade richtig.

Als er zuhämmerte und mir das Gesicht zerschlagen wollte, tauchte ich weg und rammte ihn mit der Schulter. Er verfehlte mich und wurde von meinem Stoß zu Boden befördert.

Er fiel auf sein Hinterteil, schwang sich aber sofort wieder hoch.

Ich trat zu.

Wirklich, ich tat es nicht gern, aber er hätte mich mit einem Schlag töten können, und hier ging es um Tod oder Leben. Den Tritt mußte er voll nehmen. Sein Kopf zitterte plötzlich, dann fiel er nach hinten und blieb bewußtlos liegen.

Blieb noch der zweite. Der fingerte in seiner Tasche herum und wollte eine Waffe ziehen.

Plötzlich huschte ein Schatten an mir vorbei.

Suko war es.

Er hatte sich den zweiten Mann ausgesucht. Für ihn brauchte er keine Waffen, obwohl man Sukos Fäuste auch als solche bezeichnen konnte.

Als die Gestalt des Chinesen immer mehr anwuchs, nahm das Gesicht des Mannes einen erschreckten Ausdruck an.

Und dann kassierte er den Hieb.

Es war ein Treffer, der ihn fast aus den Schuhen hob. Daß er sich in der Luft nicht überschlug, war alles. Dabei drehte er sich noch und knallte voll gegen den Labortisch, wo er mit einer fahrigen Armbewegung einige Tiegel und Gläser herunterholte, die am Boden splitternd zerbrachen.

Suko drehte sich nicht mehr nach ihm um. Er kannte die Wirkung seiner Schläge. Wichtig war für ihn nur Shao.

Das Messer hielt er in der Hand. Als Suko die Stricke durchtrennte, schimmerten in Shaos Augen Tränen.

Ich befreite Sheila. Auch sie zitterte und stellte eine erste Frage:

»Wo ist Jane?«

»Wir müssen sie noch suchen. Als wir sie auf dem Bildschirm sahen, war sie mit LadyX zusammen. Irgendwo hier im Keller.«

»Mein Gott!«

Ich ließ mich nicht mehr aufhalten, sondern durchtrennte auch die Fesseln der anderen Frauen.

Die Menschen waren fertig, erschöpft, mit ihren Nerven so ziemlich am Ende. Sie konnten es kaum fassen, daß sie frei waren, und sie sanken auf ihren Stühlen zusammen. Einige schafften es nicht mehr, sich zu halten. Sie fielen nach vorn und blieben auf den kalten Bodenfliesen liegen.

Sheila und Shao hatten die Gefangenschaft am besten durchstanden. Sie halfen uns, die Frauen wieder aufzurichten. Denn wir mußten hier raus. Wir waren zwar vorläufig gerettet, aber noch befanden wir uns nicht in Sicherheit.

Schließlich bewegten wir uns auf feindlichem Gebiet, wenn ich das mal so sagen darf.

»Alles klar?« Ich warf Suko einen Blick zu.

Der Chinese nickte.

»Und Jane?« fragte Shao.

»Die suche ich jetzt!«

»Allein?«

»Ja. Suko wird euch nach draußen bringen. Ich versuche auch, mit Meurisse Kontakt aufzunehmen. Jetzt brauchen wir seine Einsatzreserve.«

»Geht klar, John. Viel Glück.«

»Danke.«

An der Tür trennten wir uns.

LadyX tobte!

Ein sicher geglaubtes Opfer war ihr im letzten Moment entwischt. Das hatte sie schon als Mensch nicht vertragen können und erst recht nicht als Vampir.

Und dabei wurde sie das untrügliche Gefühl nicht los, daß sich die Lage weiter zu ihren Ungunsten veränderte. Sie mußte unbedingt mit Drusian reden, denn er hielt die Fäden in der Hand.

Es gab mehrere Lifts im Keller. Sie fuhr mit einem anderen hoch als Jane Collins, und sie hatte dabei das unwahrscheinliche Glück, daß sie Suko und mich verfehlte, denn als wir in den Keller fuhren, gondelte LadyX nach oben.

So wußte die eine nichts von den anderen, und das Schicksal nahm einen völlig anderen Lauf.

Selten hatte die Scott so rasch einen Fahrstuhl verlassen. Sie hetzte durch den Gang und rammte die Tür zu Francis Drusians Büro auf. Keinen Schritt tat sie über die Schwelle. Wie angewachsen blieb sie stehen und schaute auf das, was sich ihren Augen bot.

Drusian lag am Boden.

Er war nicht tot, aber bewegen konnte er sich auch nicht, denn ein Schlag hatte ihm die Besinnung geraubt. Mit wenigen Schritten war LadyX bei ihm, und sie wußte auch sofort, wem sie das zu verdanken hatte, daß Drusian hier lag.

»Sinclair!« knirschte sie.

Hastig schaute sie sich um. Die Felle schwammen ihr langsam davon. Sie mußte zusehen, daß sie Tokata und Vampiro-del-mar unter Kontrolle bekam, und verhindern, daß das Werk des Francis Drusian in fremde Hände geriet. LadyX wußte wo er seine Forschungsunterlagen aufbewahrte. In einem versteckten Safe, der ziemlich leicht zu öffnen war. Drusian war ein Pedant. LadyX fand die Formeln und Berechnungen in einer grünen Mappe, die sie zusammenknickte und unter ihre Lederkleidung steckte. Dann sah sie die beiden Flaschen in dem Tresor. Sie enthielten Nitroglyzerin. Ein teuflisches Lächeln umspielte die Lippen der Vampirin.

Wenn sie hier schon das Feld räumen mußte, dann so, daß nichts mehr übrigblieb. Sie nahm eine Flasche behutsam hervor und hob auch die Maschinenpistole auf, die neben Drusian lag. An ihn selbst verschwendete sie keinen Gedanken. Er hatte versagt, damit war für LadyX die Sache erledigt.

Sie schlich zur Tür. Die MPi hatte sie sich unter den linken Arm geklemmt, den rechten Arm hielt sie ausgestreckt, die Finger umklammerten die Glasflasche.

Dann stand sie an der Tür.

Ein letzter Blick, und im nächsten Augenblick schleuderte sie die Flasche. Sie schlug einen Bogen, prallte zu Boden, aber da hatte die Untote bereits die Tür zugezogen.

Die Explosion fegte durch den Gang. Der Donner hallte.

Splittern, Krachen - es war das reine Chaos.

LadyX rannte und hatte Glück, denn die Tür wurde aus dem

Rahmen gefegt, und eine Feuersäule loderte aus dem Raum.
Im selben Augenblick hielt dem Feuer gegenüber ein Lift.
Ein Mann erschien.
John Sinclair!

»Nein!«

Auch Jane Collins konnte nicht mehr. Der Anblick schüttelte sie durch, und der Telefonhörer rutschte ihr aus den gefesselten Händen. Sie war nicht mehr dazu gekommen, die Polizei anzu-rufen, der Anblick des Supervampirs hatte sie geschockt.

Und hinter Vampiro-del-mar tauchte ein zweites Monster auf. Gefährlich, gewaltig und von unmenschlicher Brutalität, wie es nur Tokata, der Samurai des Satans, war.

Er schlug sofort mit seinem Schwert zu.

Der in der Hölle geschmiedeten Klinge hatte das Glas nichts entgegenzusetzen. Es wurde wie fester Zuckerguß auseinanderge-hauen. Jane hörte das Klirren und sah auch die riesigen Splitter, die in den Raum und damit in die Loge fielen wie ein gefährlicher gläserner Hagel, der sie überschütten wollte.

Jane Collins wich zurück. In der Loge konnte sie nicht länger bleiben. Die beiden Monster würden eindringen und sie fertig-machen. Erbarmungslos töten.

Jane erreichte die Tür mit nur zwei kleinen Schritten. Sie riß sie auf, als Tokata und Vampiro-del-mar zum zweitenmal zu-schlugen. So verschafften sie sich den Weg zu ihren Opfern. Jane hetzte in die Halle.

Tokata befand sich jetzt an der Tür, so nahe, daß er mitten im Licht stand. Es ließ seine Konturen jedoch nicht weich oder fließend erscheinen, das Gegenteil war der Fall. Das auf ihn fallende Licht hob seine gesamte Scheußlichkeit hervor, die den Samurai des Satans auszeichnete. Jane sah hinter der Maske etwas Helles schimmern. Gebeine, deren scharfe Kanten und Splitter die pergamentartige Haut aufgerissen und zerstört hatten.

Diesmal war die Tür an der Reihe.

Schräg von oben nach unten zog der Samurai des Satans sein gefährliches Schwert, und die schwere Glastür wurde durch die

mörderische Wucht gesprengt. Die gewaltigen Glasstücke flogen wie große Eisschollen nach innen, und Jane Collins mußte in Deckung gehen, wenn sie nicht getroffen werden wollte. Sie dachte nicht nur an sich und zog die bewußtlose blonde Frau ebenfalls hinter einen Sessel in Sicherheit, die allerdings mehr als trügerisch war.

Wohin?

Nach vorn konnte Jane nicht. Die beiden gefährlichen Mitglieder der Mordliga würden es nicht zulassen, daß die Detektivin das Haus verließ.

Blieb noch eine Chance. Wieder dorthin zurück, wo sie hergekommen war. In die Tiefe des Kellers, obwohl Jane klar war, daß sie dabei in eine Falle rannte.

Tokata hatte es geschafft. Die restlichen großen Splitter stieß er mit wuchtigen Tritten aus dem Rahmen und betrat wie ein Triumphator des Schreckens das Innere der Klinik.

Jane zog sich zurück. Sie blieb in geduckter Haltung und wollte zu den Fahrstühlen.

Als sie einen schnellen Blick über die Schulter warf, da sah sie, daß beide Lifts unterwegs waren. Sie mußten sich zwischen den Etagen befinden, aber sie fuhren aufwärts. An der Leuchtskala erkannte Jane, daß sie stoppten.

Sofort rannte die Detektivin auf einen zu.

Da glitt die Tür bereits auf, und auch die Tür des zweiten öffnete sich.

Janes Augen weiteten sich vor Schreck. Heraus traten Frauen. Jüngere, ältere. Sie sah Sheila und Shao, sie erkannte Suko. Im selben Augenblick wußte sie, daß die Flüchtenden vom Regen in die Traufe geraten waren, denn sie konnte man als Opfer für Tokata und Vampiro-del-mar bezeichnen ...

Ich hetzte durch den Keller!

Wo konnte ich Jane Collins finden? Wenn ich sie je fand, war sie vielleicht zu einem Vampir geworden, und LadyX hatte ihre grausame Rache vollenden können.

Mein Kreuz hing inzwischen vor meiner Brust. Ich war hoch-

gradig erregt, stand gewissermaßen unter Strom.
Keine Tür war abgeschlossen. Überall konnte ich hinein,
niemand störte mich oder hielt mich auf.
Von Jane Collins sah ich nichts, auch die Scott lief mir nicht über
den Weg.

Minuten waren vergangen, so daß ich damit rechnen mußte,
Lady X nicht mehr zu finden.

Vielleicht oben?

Ich enterte einen Lift. Viel zu lange dauerte mir die Fahrt.
Sekunden wurden zu Ewigkeiten. Endlich stoppte er.
Die Tür glitt auf. Ich schaute in einen Gang und sah auch die Tür
zu Francis Drusians Büro.

Es war ein Anblick, den ich nur für höchstens eine Zehntel-
sekunde in mich aufsaugen konnte, denn im nächsten Augenblick
schien von innen her eine Riesenfaust gegen die Tür zu schmet-
tern. Ich hörte gleichzeitig die Explosion, die Tür flog aus dem
Rahmen, mir entgegen, und dann fauchte auch die gewaltige
Feuerwand hervor.

Es war wie ein Sturmwind, und diesmal hatte ich wirklich ver-
dammt viel Glück.

Die schwere Bürotür deckte mich zum Teil gegen diesen mörde-
rischen Flammensturm ab.

Trotzdem konnte ich hier nicht bleiben. Ich wußte nicht, wie
stark das Feuer war, aber irgendwann hätte es mich vernichtet.
Und auch in den Keller konnte ich nicht wieder, der Rückweg
wäre mir von den Flammen versperrt gewesen.

Noch eine Chance blieb mir.

Rein in den Gang.

Ich rannte nach links, schleuderte die Holztür von mir und
spürte den heißen Hauch der Flammen, der mich wie eine Klaue
streifte und hineinziehen wollte in die feurige Hölle.

Ich rannte hindurch, hörte hinter mir ein Krachen und sah vor
mir eine Gestalt.

LadyX!

Da stand sie. Vom Widerschein der Flammen umlodert. Verzerzt
das Gesicht, die beiden Vampirzähne gebleckt, die Waffe, die ver-
dammt Maschinenpistole, im Anschlag.

Ich schoß, sie schoß.

Beide trafen wir nicht. Die Silberkugel fehlte und auch der kurze Feuerstoß aus der MPi. Er hackte an den Wänden entlang. Bevor ich einen zweiten Schuß abgeben und auch LadyX wieder feuern konnte, begann der Zusammenbruch der Schönheitsfarm. Das Feuer mußte sich mit rasender Schnelle ausgebreitet haben, denn andere Türen wurden aufgerissen, platzten weg, als bestünden sie aus Papier. Ich war plötzlich eingeschlossen in der fauchenden Hölle, und ich hörte nur noch das Lachen der LadyX.

Durch die Flammen!

Einen anderen Weg sah ich nicht.

Und ich wagte es!

»Feuer!«

Der Schrei der Frau gellte wie eine Sirene und riß auch die anderen Menschen aus ihrer Erstarrung. Bisher hatte sie sich auf Tokata und Vampiro-del-mar konzentriert, auf die beiden Geschöpfe des Grauens, jetzt kam noch ein drittes Ereignis hinzu.

Das Feuer!

Suko, Jane, Shao und Sheila war klar, daß sie hier raus mußten. Aber da standen die beiden Mitglieder der Mordliga. Sie würden sie nicht durchlassen.

Tokata hatte sein Schwert gezogen. Er hielt es schräg und trat zur Seite, was ihm im Weg stand.

Erste Rauchschwaden krochen von dem Gang her in die Halle, reizten zum Husten, bissen in die Augen.

»Tun sie doch was!« schrie eine Frau und rannte vor. Niemand konnte sie aufhalten.

Es war Sukos Tritt, der sie von den Beinen holte. Der Chinese sprang aus dem Stand, ein gekonnter Karatesprung, und die Frau brach zusammen. Sie war bewußtlos.

Der Chinese hatte die Dämonenpeitsche gezogen und auch die Silberkugel-Beretta. Er drückte Jane Collins die Pistole in die Hand. Sie konnte am besten damit umgehen.

Er ging allein auf Tokata und Vampiro-del-mar zu.

Nie konnte er den Kampf gewinnen, das wußte Suko, aber er

würde die beiden vielleicht ablenken, damit die Menschen eine Chance erhielten, die Schönheitsfarm zu verlassen.
Durch die zerstörte Tür pfiff der Wind, er fuhr in die Halle, auch in den Gang und fachte die Flammen noch mehr an.
Plötzlich hörte Suko eine sich überschlagende Frauenstimme.
»Tokata! Vampiro-del-mar!«
Der Chinese schaute nach links.
Wo der Qualm aus dem Gang drang und sich mit sprühenden Funken vermischte, erschien eine ganz in Schwarz gekleidete Frau.
LadyX!
Sie hetzte auf die beiden anderen Mitglieder der Mordliga zu und breitete ihre Arme aus, wobei sie in einer Hand noch die Maschinenpistole hielt.
Und in der anderen?
Den magischen Würfel!
Dr. Tod hatte ihn ihr geliehen. Dieser Würfel war manipulierbar, man konnte ihn auch als magisches Zauberobjekt betrachten. Er hatte den Todesnebel produziert, und er bewies plötzlich, welch eine unheimliche Kraft in ihm steckte.
Die drei Gestalten lösten sich auf.
Suko und Jane, beide mit Waffen versehen, waren zu überrascht, um noch schießen zu können. Von einer Sekunde zur anderen hatte die Scott den Würfel aktiviert.
Über die drei Mitglieder der Mordliga legte sich ein Schleier, und dann waren sie verschwunden.
So, als hätte es sie nie zuvor gegeben.
»Und John?« fragte Jane Collins leise.
Suko wirbelte herum.
Da sah er die rußgeschwärzte Gestalt herantorkeln.
Ich hustete mir die Lunge bald aus dem Leib, wankte in die Halle und bekam endlich frischere Luft in meine Atemwege.
Plötzlich umschlangen mich zwei Arme und hoben mich hoch.
Dann flohen wir.
Hinter uns ließen wir ein Inferno ...

Eine Stunde später.

Ich hustete noch immer, zudem war mir übel, aber wir hatten es geschafft. Wir waren umringt von Polizei- und Feuerwehrwagen. Paul Meurisse hatte den Großalarm ausgelöst. Die Männer der Brandbekämpfung gaben ihr Bestes. Sie versuchten zu retten, was noch zu retten war. Viel würde es nicht sein.

Von allen Seiten ergossen sich beindicke Wasserstrahlen in die lodernde Hölle, die von einem Funkenregen überweht wurde. Ich gab den Feuerwehrmännern keine Chance, das Feuer war stärker, und die Happy Healthy Beautyfarm würde restlos niederbrennen, davon war ich überzeugt.

Man hatte uns Klappstühle gegeben, darauf hockten wir und schauten in das Feuer.

Es hatte sich einiges getan. LadyX war zu einer Blutsaugerin geworden. Ich hätte gern Solo Morassos Reaktion gesehen. Leider war mir das nicht vergönnt.

Wir hatten einen Stützpunkt vernichtet. Nicht mehr und nicht weniger. Und das wurmte mich.

Drusian hatten wir nicht mehr aus der Hölle holen können und auch nicht die drei Mannequins, die noch übriggeblieben waren. Wir konnten wirklich nur hoffen, daß das Feuer sie vernichtet hatte.

Der Meinung waren auch Sheila, Shao und Suko. Wo die drei geblieben waren, wußte keiner von uns. Im Keller hatte ich sie nicht gesehen.

Auch von den Vampirpillen würden wir nichts finden. Doch es hatte sie gegeben, und das bereitete mir Sorgen, weil das unselige Erbe der Fariacs noch immer nicht vernichtet war.

Paul Meurisse hatte seine Meinung auch geändert. Er war noch soeben mit dem Leben davongekommen, sein Leibwächter Gil lag längst in einer Zinkwanne. Er war tot im Park gefunden worden. Irgendwann war das Feuer gelöscht. Und irgendwann zog auch die Dämmerung heran.

Dann durchsuchten Männer in Spezialanzügen das Gelände.

Von Drusian war keine Spur zu finden, aber man entdeckte Reste des Nitros. Jetzt war uns klar, wieso sich das Feuer so rasch hatte ausbreiten können.

Schlimm war auch, daß Dr. Tod mittlerweile gelernt hatte, den Würfel zu beherrschen. Das würde Asmodina sicherlich nicht passen. Damit wurde Morasso sehr mächtig. Zu mächtig für meinen Geschmack. Aber konnten wir ihn stoppen? Heute bestimmt nicht und morgen auch nicht. Vielleicht übermorgen ...

ENDE